

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

Inhalt Heft 1/2005 (18. Jahrgang)

Simone Scherger und Martin Kohli

Eine Gesellschaft – zwei Vergangenheiten? Historische Ereignisse
und kollektives Gedächtnis in Ost- und Westdeutschland

Gerhard Botz

Nazi, Opportunist, „Bandenbekämpfer“, Kriegsoffer
Dokumentarische Evidenz und Erinnerungssplitter zu meinem Vater

Cordia Schlegelmilch

„Wurzen beginnt mit W, das ist schon immer so gewesen.“
Zusammenleben in einer sächsischen Kreisstadt vor und nach 1989, Teil 2

Sabine Maschke

Das Klassentreffen – Anlass für Biografisierungen

Projekt- und Archivberichte

Gunther Graßhoff und Davina Hüblich

Lehrer-Schüler-Beziehungen an Waldorfschulen

Piotr Filipkowski

Polnische Häftlinge im KZ Mauthausen. Versuch einer Typisierung

Roland Gröschel

Das Interviewarchiv „Jugend im 20. Jahrhundert“ des POSOPA e.V.

Stefanie Risse

Der europäische Autobiographie-Schreibezirkel

Literaturbesprechung



Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 2/2005 (18. Jahrgang)

Schwerpunkt: „Biographie und Sportgeschichte“

Frank Becker und Michael Krüger

Einleitung zum Schwerpunktthema155

Frank Becker

Perspektiven einer Carl-Diem-Biographie157

Wolfgang Kruse

Gibt es eine Weltkriegsgeneration?169

Ewald Frie

Pluralisierte Biographien174

Friedrich Lenger

Netzwerkanalyse und Biographieforschung – einige Überlegungen180

Karl Lennartz

Karriere durch Kontakte? Carl Diem und seine „Beziehungspflege“186

Hans Joachim Teichler

Altrock und Diem – zwei vergleichbare Biographien191

Jürgen Court

Zum Beispiel Alfred Peters (1888–1974).....199

Volker Kluge

Lebensläufe von Sportlern und Sportfunktionären

zwischen Sport, Politik, Kultur, Medien und Gesellschaft

Eine kurze Geschichte von Sport-Autobiographien206

Weitere Aufsätze

Kai Dröge und Irene Somm

Spurlose Leistung. Langsicht im flexiblen Kapitalismus.....215

Stefan Weyers

„Sünder“, „Dummer Junge“, „Opfer“, „Held“ ...

Biographische Selbstpräsentationen inhaftierter Jugendlicher236

Wiebke Lohfeld

„Du bist nicht mehr Teil Deutschlands“. Die Flucht nach Shanghai 1939

Einzelfallanalyse aus einem DFG-Projekt.....264

Projektbericht

Thomas Forstner und Michael Volpert

Katholische Priester im Nationalsozialismus

Forschungsbericht zu einem Oral-History-Projekt287

Tagungsbericht

Östliche Empirie mit westlichen Methoden

Bericht zur Tagung: Oral History und (post)sozialistische Gesellschaften

(*Christoph Thonfeld*)304

Eingesandte Bücher.....311

Autoren dieses Heftes.....314

Eine Gesellschaft – zwei Vergangenheiten?

Historische Ereignisse und kollektives Gedächtnis in Ost- und Westdeutschland

Simone Scherger und Martin Kohli

1. Fragestellung und theoretischer Hintergrund

Auch 15 Jahre nach der Vereinigung sind die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen noch immer eine der wichtigsten Differenzierungen bei der Betrachtung von Einstellungen, Lebensweisen oder ökonomischen Verhältnissen der deutschen Bevölkerung. Selbst wenn man in diesem Zusammenhang einmal nicht die Diskussion um die „innere Einheit“ Deutschlands bemüht, die zu Recht als diffuse Zielgröße bezeichnet (z. B. Probst 1999: 15f) und je nach Definition als längst vollendet betrachtet wird (Veen 1997: 28), bleibt die Frage nach einer Erklärung dieser Unterschiede bestehen.

In diesem Beitrag¹ werden Unterschiede in der Erinnerung an zeithistorische Ereignisse thematisiert, die Ost- und Westdeutsche trennen. Es wird untersucht, ob es ein gemeinsames zeithistorisches Gedächtnis der Deutschen gibt oder ob zumindest in dieser Hinsicht eher von zwei deutschen Gesellschaften mit unterschiedlichen kollektiven Identitäten² zu sprechen ist. Die Grundlage dafür sind Surveydaten über als prägend erlebte historische Ereignisse. Schon mit diesen vergleichsweise einfachen Daten lassen sich die Ost-West-Unterschiede klar herausarbeiten. Dabei zeigt sich, dass in beiden Landesteilen die Zugehörigkeit zu Geburtskohorten einen zentralen Stellenwert hat. Andere Dimensionen, die in der Soziologie sonst wirksam sind – etwa Geschlecht, Schicht oder politische Präferenzen – schlagen überhaupt nicht durch. Es handelt sich also um einen genuine Kollektivprozess, der „nur“ historisch differenziert ist.

1 Wir danken unseren Kollegen der Forschungsgruppe Altern und Lebenslauf (FALL), insbesondere Harald Künemund, für viele Anregungen und kritische Lektüre.

2 Der Begriff der kollektiven Identität wird so vielfältig und schillernd benutzt, dass manche Autoren sich von diesem „Plastikwort“ (Niethammer 2000) ganz verabschieden wollen. Es lohnt sich jedoch, ihn zu präzisieren (vgl. Kohli 2000). In erweiternder Anlehnung an eine Definition von personaler Identität von Döbert (1977) könnte man wie folgt formulieren: „Kollektive Identität“ bezeichnet die symbolische Struktur, die es einer Gruppe zum einen erlaubt, im Wechsel ihrer historischen Zustände und über die verschiedenen Positionen ihrer Mitglieder im sozialen Raum hinweg Kontinuität und Konsistenz zu sichern, und zum anderen, sich gegenüber anderen Gruppen abzugrenzen. Kollektive Erinnerung bzw. kollektives Gedächtnis sind Mittel zur Herstellung kollektiver Identität, indem sie Deutungen zentraler historischer (oder auch mythologischer) Ereignisse konstituieren, die von den Gruppenmitgliedern geteilt werden.

Der Verbindung zwischen historischer Erinnerung und dem Selbstverständnis als Ost-, West- oder Bundesdeutscher kommt dabei besondere Bedeutung zu: Die „Konjunkturen des Historischen“ sind als „Seismograph der Identität“ begreifbar (Weidenfeld 2001: 29). Über die Rekonstruktion ihrer weiteren und näheren Vergangenheit vergewissern sich Individuen (vgl. Kohli 1981) und Gesellschaften ihrer selbst und ihrer Gegenwart. Das kollektive Gedächtnis, in dem vergangene (Gruppen-) Erfahrungen weniger aufbewahrt als immer wieder neu organisiert und geordnet werden, bildet nach Maurice Halbwachs (1967) einen Bezugsrahmen auch für das individuelle Gedächtnis: Jenes fungiert für dieses als Rahmen, in dem eigene Erinnerungen „aufgehängt“ werden. Bei der individuellen oder kollektiven Rekonstruktion vergangener Ereignisse liefert vor allem die Gegenwart der jeweiligen Bezugsgruppe die entscheidenden Konstruktionsprinzipien. Auch die individuelle Erinnerung ist gemäß der Argumentation Halbwachs' in viel stärkerem Maße von kollektiven Erfahrungen und Vorstellungen geprägt als auf den ersten Blick offensichtlich scheint. Das spannungsreiche Verhältnis zwischen kollektivem und individuellem Gedächtnis wird nicht zuletzt dadurch bestimmt, in welcher Lebensphase ein Individuum gesellschaftshistorisch bedeutsame Ereignisse erlebt und in welcher Weise es diese Ereignisse als prägend erfährt.

Die Erinnerung an historische Ereignisse wird also auf verschiedenen Ebenen praktiziert, die ineinander gebettet sind. Diese individuelle Erinnerung ist durch persönliche Erlebnisse geprägt. Diese werden zumeist nicht allein, sondern in Familien oder anderen Gruppen durchlebt und interaktiv gedeutet. Auf der Stufe der Kultur findet historische Erinnerung ihren Ausdruck in Objektivationen wie Gedenktagen, Denkmälern oder Museen, die Ereignissen einen bestimmten Sinn verleihen. Diese Deutungsprozesse werden institutionalisiert und über Organisationen vermittelt, welche wiederum die Erfahrungen von Individuen und Gruppen strukturieren.

Diese Ebenen haben jeweils ihren Eigensinn, der sie nicht in einander aufgehen lässt; jedoch sind sie ebenso wenig isoliert voneinander betrachtbar. Kulturelle Praktiken beeinflussen die individuelle Erinnerung z. B. über die Familie, die Schule oder Medien, aber auch durch direkte Partizipation. Umgekehrt: Werden historische Veränderungen von vielen in ähnlicher Weise erlebt, verdichten sich persönliche zu kollektiven Erfahrungen und Deutungen, welche die Selbst- und Fremdkategorisierung z. B. als Mitglied einer bestimmten Generation bestimmen (vgl. Mannheim 1928). In kollektiven Identitäten und Geschichtsbildern werden persönliche Erfahrungen wie in einem Brennglas so gebündelt, dass sie zu einer einheitlichen Deutung verschmelzen.

Die deutsche Gesellschaft ist in ihren Bildern der Vergangenheit – neben zahlreichen anderen Unterschieden – durch einen Riss gekennzeichnet, der zwischen Ost und West verläuft. Er wird durch den Mangel an langfristigen Ankerpunkten der Erinnerung vertieft. Wenn man davon ausgeht, dass Deutschland heute in Europa „das breiteste zeitgeschichtliche und das kürzeste historische Gedächtnis hat“ (so Henning Ritter in einem Kommentar zu Karl Heinz Bohrer, FAZ vom 31. Mai 2001), dann wäre ein gemeinsames, von allen geteiltes zeitgeschichtliches Gedächtnis umso bedeutsamer. Dies gilt im Übrigen auch für die Differenzierung nach Altersgruppen bzw. Generationen. Das Schrumpfen des historischen Gedächtnisses auf Erfahrungsgeschichte verstärkt den Kohorteneffekt, den die tatsächliche Erfahrung eines Ereignisses hat. Beim gemeinsamen Bezug auf ein länger zurückliegendes Ereignis, das niemand mehr persönlich miterlebt hat – z. B. die französische Revolution – sind die

Unterschiede zwischen den Generationen nur noch den wechselnden Konjunkturen der Erinnerungspolitik geschuldet und damit weitaus geringer.

Was den Ost-West-Unterschied in Einstellungen angeht, so werden zu seiner Erklärung in der Literatur zwei Interpretationsmuster angeführt (vgl. zusammenfassend Pollack und Pickel 1998; Freis und Jopp 2001: 223f; Veen 1997: 23f). Zum einen können unterschiedliche Einstellungen, Vergangenheitsbilder und Wirklichkeitsauffassungen als in früheren Zeiten wurzelnd und durch die unterschiedliche Sozialisation Ost- und Westdeutscher bedingt betrachtet werden (Fuchs 1997; Schlegelmilch 2000, 2004). Eine solche Position verdichtet sich häufig zur These des Beharrungsvermögens ostdeutscher Mentalitäten (vgl. Schluchter 1996; Alheit et al. 2004). Dabei kann der Einfluss der DDR-Periode hervorgehoben werden, es kann aber auch auf das Nachwirken traditioneller Mentalitäten aus der Zeit davor verwiesen werden (so insbesondere Schlegelmilch 2004).

Das andere Interpretationsmuster stellt die kurzfristige Situationsbedingtheit der Unterschiede heraus, die ihre Ursache vor allem in den aktuellen ökonomischen und anderen Ungleichheiten zwischen den beiden Landesteilen hätten. Es wird argumentiert, die Bevölkerung der DDR sei viel flexibler in der Anpassung an die neuen Umstände gewesen als vielfach behauptet. Einstellungsdifferenzen seien vor allem auf die Verarbeitung der für die Ostdeutschen grundlegend veränderten Lebensbedingungen zurückzuführen (vgl. Veen 1997; Brunner und Walz 1998). Neben der ökonomischen sei vor allem die kulturelle Unterprivilegierung der Ostdeutschen herauszustellen (Pollack und Pickel 1998: 22). Die Idee einer lange und unverändert nachwirkenden DDR-Sozialisation sei auch deswegen zu hinterfragen, weil die Indoktrination nie so gut und ausschließlich gelungen sein könne, dass mit der Zeit nicht unerschwerlich und vor allem über das Medium Fernsehen die Bundesrepublik das Referenzsystem der Ostdeutschen geworden sei. Dies stelle einen nicht zu vernachlässigenden Sozialisationseinfluss dar (Veen 1997: 24; Weigl und Colschen 2001: 63). DDR-Bürger hätten ihre in der DDR gemachten Erfahrungen also vor dem Hintergrund dessen gedeutet, was sie für die Wirklichkeit der Bundesrepublik hielten. Eine eigenständige DDR-Identität konnte damit dieser Argumentation zufolge nicht zustande kommen. Das Zusammentreffen dieses in Teilen fiktiven Referenzsystems mit der Wirklichkeit nach der Vereinigung habe zu Anpassungsleistungen geführt, die ihren Ausdruck in den heutigen Unterschieden zwischen West- und Ostdeutschen fänden.³ Außerdem spiegelten abweichende Auffassungen und Einstellungen das Bedürfnis der Ostdeutschen wider, sich gegen die als dominant empfundene Gruppe der Westdeutschen abzugrenzen (Ritter 1997).

Letztendlich lässt sich der in der Literatur übermäßig zugespitzte Gegensatz zwischen den beiden Positionen in einer allgemeineren Perspektive auflösen – die beiden divergenten Positionen stellen nur deren Varianten dar. Auch die Situationsbedingtheit von Einstellungen ist ja nichts anderes als ein Sozialisationseffekt, jedoch mit einem impliziten Sozialisationsbegriff, der auch kurzfristigere, flexiblere Verarbeitungs- und Anpassungsleistungen des Individuums fasst und nicht auf dauerhafte Prägungen beschränkt ist (vgl. Hurrelmann 1986). Die Frage nach dem Vorrang

3 Pollack und Pickel (1998: 22) stellen die reizvolle Überlegung an, dass die ostdeutsche Orientierung am Referenzsystem Bundesrepublik gerade deswegen besonders wirksam war, weil sie eben nicht der direkten Anschauung entsprang und in diesem Sinne fiktiv war.

früherer Sozialisation oder aktueller Erfahrungen missachtet die Verschränktheit dieser beiden Faktoren: Aktuelle Eindrücke wie das Gefühl der Benachteiligung gegenüber den Westdeutschen werden nur vor dem Hintergrund früherer Sozialisationserfahrungen gedeutet und bewertet. Diese Deutungen werden zu Erinnerungen sedimentiert, die gegebenenfalls (d. h. unter bestimmten aktuellen Bedingungen) auch umgeschrieben werden können. Es kann also allenfalls um das relative Gewicht der zwei Faktoren gehen.

Das Verhältnis zwischen langfristigen Sozialisations- und kurzfristigen Situations-effekten muss in Abhängigkeit vom jeweiligen konkreten Problem genauer herausgearbeitet werden; je nach Gegenstand werden andere Wirkungszusammenhänge zutage treten. Voneinander abweichende Auffassungen der Bedeutung historischer Ereignisse oder grundlegender Werte (vgl. Gensicke 1998, 1999) vor allem durch Diskrepanzen der ökonomischen Lage zu erklären, ist genauso wenig sinnvoll, wie differente Muster der Freizeitgestaltung allein auf DDR-Erfahrungen zurückzuführen. Diese Beispiele machen deutlich, wie unsinnig die Suche nach dem einen ausschlaggebenden Faktor ist.

Die Art der Fragestellung und der angebotenen Erklärungen weist eine Verzerrung auf, die auf den ersten Blick schnell übersehen wird: Als zu erklärendes Phänomen werden häufig implizit die Abweichungen der Einstellungen der Ostdeutschen von den Westdeutschen gesetzt, nicht etwa die Unterschiede zwischen ihnen (vgl. Ritter 1997: 156). Hier schwingt ein Bild des Vereinigungsprozesses mit, das die Einstellungen der Westdeutschen als „normale“ annimmt, an die sich Ostdeutsche, da sie ja nun zu dieser Gesellschaft dazu gestoßen sind, im Verlauf der Zeit anpassen würden⁴ (ob sie es sollen, ist eine andere Frage). In welcher Weise Sozialisations- und Situationsbedingungen (oder: langfristige und kurzfristige Sozialisationseffekte) bei der Herausbildung von Einstellungen und Verhaltensweisen zusammenwirken, kann natürlich genauso für die Westdeutschen gefragt werden. Gibt man die einseitige Perspektive auf, welche die westdeutschen Einstellungen als Standard setzt, so lassen sich alternativ zu den oben genannten Ansätzen die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen im Rahmen einer gesamtdeutschen Identitätsproblematik deuten, deren Wurzeln weiter zurückreichen und die mit den Umwälzungen des letzten Jahrzehnts nur aufs Neue aktuell wurde (vgl. Weidenfeld 2001: 30). Unterschiede zwischen Ost und West wären Ausdruck dieser Problematik, die für Weidenfeld vor allem darin besteht, dass die Deutschen sich schwer tun mit der Beschreibung der historischen Fundamente ihrer Gesellschaft, zumal in Zeiten, in denen die Abgrenzung gegen den feindlichen politischen Staatenblock nicht mehr als Stützpfiler der eigenen Identitätskonstruktion dienen kann. Reißig (2000: 83) favorisiert zur Beschreibung des institutionellen Einigungsprozesses ebenfalls ein anderes theoretisches Modell als das der einseitigen Anpassung: Selbst bei Dominanz des einen bei der Zusammenführung zweier Systeme bestünden Rückwirkungen auf das dominante System. Dies lässt sich auf die Problematik der Einstellungen übertragen, und im Zweifelsfall wäre vielleicht auch das Ausbleiben von Einstellungsveränderungen im Westen erklärungsbedürftig.

4 Veen problematisiert dies am Beispiel der unterschiedlichen Perzeption von sozialer Marktwirtschaft und spricht von einer Art „Nobilitierung“ der im Westen auch nur von einer Mehrheit geteilten und nicht etwa in völligem Konsens herrschenden Einstellungen (Veen 1997: 22).

Gegen den Ideologieverdacht, unter den Ost-West-Vergleichsstudien zuweilen gestellt werden – durch die Beschreibung des Ost-West-Unterschiedes werde dieser überhaupt erst wissenschaftlich hergestellt und damit der behauptete Riss zwischen den beiden Landesteilen „reproduziert und scheinbar zementiert“ (Freis und Jopp 2001: 219) – halten wir an der Aufgabe fest, die empirisch vorfindbaren Unterschiede zu analysieren und sich mit ihnen auseinander zu setzen, und zwar jenseits aller Stereotypisierungen des „Besserwessis“ oder „Jammerossis“. Nur dies ermöglicht ein Verständnis der Genese unterschiedlicher Vergangenheitsbilder in Ost und West, ohne dass solche Unterschiede dabei per se als schlecht und dysfunktional gedeutet werden müssen.⁵ Es gilt umgekehrt zu klären, welche Funktionen das Weiterbestehen von Unterschieden für die Aufrechterhaltung stabiler Identitäten haben kann. Fasst man „innere Einheit“ eben nicht als harmonisches Einverständnis oder Angleichung von Ost und West, sondern im Sinne „gesteigerter Vielfalt“ (Veen 1997: 28) auf Basis eines Grundkonsens über demokratische Werte, so fällt die Bilanz in Bezug auf das Ziel der „inneren Einheit“ nicht so negativ aus.

Es gibt eine Fülle empirischer Literatur zu Unterschieden zwischen West- und Ostdeutschen. Werte und Einstellungen nehmen hier einen besonderen Platz ein (für einen guten Überblick vgl. Meulemann 1998). Die Beziehungen zwischen Ost- und Westdeutschen (Kaase und Bauer-Kaase 1998; Veen 1997), nationale Identität (Schmidt 1998; Brunner und Walz 1998), Nationalismus (Schmidt 1998; Alheit et al. 2004), Patriotismus u. ä. bilden besonders umstrittene und politisch aufgeladene Themenbereiche. Historische Erinnerung wird selten thematisiert; zumeist steht die Gegenwart im Mittelpunkt. Nur einige wenige empirische Studien fragen in ähnlicher Weise wie wir nach prägenden historischen Ereignissen: Neben Heinrich (1996) ist vor allem die im Folgenden häufig als Vergleichsfolie gebrauchte Studie des Bundesverbandes deutscher Banken zu nennen (Bürklin und Jung 2001; Weidenfeld 2001), die jedoch eine etwas andere Stoßrichtung verfolgt. Auch in Bezug auf andere Gesellschaften sind ähnliche Messinstrumente schon häufiger gebraucht worden (Schuman und Scott 1989; Scott und Zac 1993a und 1993b; Schuman et al. 1994).

Im Folgenden werden wir genauer beschreiben, wie sich die Sicht auf historische Ereignisse in Ost und West unterscheidet. Auf Basis unserer Daten arbeiten wir heraus, wie das Zusammenspiel zwischen langfristigen Sozialisations- und aktuellen Situationsbedingungen im Einzelfall rekonstruiert werden kann und wie dies jeweils in den Kontext kollektiver Identitäten und Selbstzuschreibungen einzuordnen ist. Wie wirken beispielsweise bestimmte (zeit-)historische Erfahrungen und die aktuelle Situation zusammen, wenn sich Ostdeutsche als „Bürger zweiter Klasse“ (Brunner und Walz 1998) fühlen? Ferner beleuchten wir das Verhältnis individueller und kollektiver Erinnerung anhand der Beispiele. Zu diesem Zweck geben wir zunächst einen Überblick über diejenigen historischen Geschehnisse, die von Ost- und Westdeutschen als wichtig erachtet werden; danach untersuchen wir insbesondere die beiden zentralen Ereignisse Zweiter Weltkrieg und Wende/Vereinigung.

5 Immerhin gibt es auch innerhalb Ost- und Westdeutschlands zwischen den Regionen ähnlich abwertende Typisierungen (etwa des Bayern, des Sachsen, des Rheinländers, des Schwaben oder des Badensers) (vgl. Veen 1997: 21).

2. Daten

Grundlage der Analyse sind Daten aus der ersten Welle des Alters-Survey (1996), einer repräsentativen Befragung der 40- bis 85-jährigen Deutschen in Privathaushalten.⁶ Erstens erfolgte die Erfassung von Selbst- und Lebenskonzepten über ein schriftliches halb-offenes Instrument (SELE), das die Befragten allein bearbeiteten. Zweitens wurden mit Hilfe eines (überwiegend) geschlossenen mündlichen Interviews Informationen zur objektiven sozialen Lage, zu mobilisierbaren Ressourcen wie Bildung, Finanzen, Gesundheit, sozialen Kontakten und Familienbeziehungen sowie zu ausgeübten Tätigkeiten erhoben; außerdem schloss der Hauptfragebogen einige psychologische Variablen ein. Den dritten Teil der Befragung bildete der schriftliche Drop-off, eine Ergänzung des standardisierten Hauptfragebogens, der von den Befragten wiederum eigenständig und ohne Anwesenheit des Interviewers auszufüllen war.⁷

Die nach Ost und West (Verhältnis ein Drittel – zwei Drittel), nach drei Altersgruppen (40-54, 55-69 und 70-85 Jahre) und nach Geschlecht geschichtete Stichprobe beruht auf den Angaben der Einwohnermeldeämter in 290 Gemeinden. Nach der umfangreichen Datenedition stehen für den Hauptfragebogen die Angaben von 4.838 Personen, für den Drop-off von 4034 zur Verfügung. Durch eine entsprechende Gewichtung wird die Über- oder Unterrepräsentation der Schichten ausgeglichen.⁸

Die hier im Mittelpunkt stehende Frage befindet sich im Drop-off: „Nun geht es darum, wie Menschen über die Vergangenheit nachdenken. Es hat in unserem Land und in der Welt in diesem Jahrhundert eine Fülle von Ereignissen und Veränderungen gegeben. Bitte geben Sie ein oder zwei solcher Ereignisse oder Veränderungen an, die für Ihr Leben besonders prägend waren.“ Zwei Nennungen, für die je eine leere Zeile zur Verfügung stand, waren möglich. Die Antworten wurden im Nachhinein inhaltlich geordnet und codiert. Das Ergebnis ist je eine Variable für die erste und für die zweite Nennung. Wiedergegeben wird eine Grobzuordnung (z. B. Zweiter Weltkrieg allgemein) oder, falls die Antwort entsprechend genau war, eine Feinzuordnung (z. B. Ende des oder Folgen des Zweiten Weltkriegs) zu bestimmten Ereigniskategorien. Mit einer Anschlussfrage sollten die Nennungen präzisiert werden („Und was an diesen Ereignissen oder Veränderungen war für Ihr Leben besonders prägend?“). Auch hier waren keine Antwortmöglichkeiten vorgegeben; es standen vier leere Zeilen zur Verfügung. Die Antworten liegen in Textform vor.

In unsere Argumentation einbezogen werden außerdem die Antworten auf die an anderer Stelle im Drop-off gestellte geschlossene Frage nach den Folgen der Wende für eine Reihe von Bereichen:⁹ „Für viele Menschen hat sich durch den Fall der Mauer, den Zusammenbruch der DDR und die Wiedervereinigung einiges verändert. Hat sich in einem oder mehreren der folgenden Bereiche im Zusammenhang mit diesen

6 In der zweiten Welle (2002) wurden die hier zugrunde liegenden Fragen nicht mehr gestellt.

7 Für eine Übersicht über die wichtigsten soziologischen Befunde des Alters-Survey vgl. Kohli und Künemund 2000 und Kohli et al. 2000, für die psychologischen Befunde Dittmann-Kohli et al. 2001.

8 Bei sämtlichen Prozentangaben in diesem Text handelt es sich, wenn nicht anders angegeben, um solchermaßen gewichtete Angaben, allein die Angabe der Fallzahlen (n) erfolgt ungewichtet.

9 Die vorgegebene Liste der Bereiche umfasst Freundschaften, Familie, Partnerschaft, Lebensstandard, Beruf und Arbeit, Freizeit und außerberufliche Tätigkeiten, Gesundheit und körperliche Verfassung, Religion und Kirche sowie Einfluss auf politische Entscheidungen.

Ereignissen bei Ihnen etwas verändert, und wenn ja, werten Sie diese Veränderungen eher positiv oder eher negativ?“

In Bezug auf die oben skizzierte Fragestellung ergeben sich aus den so erhobenen Daten einige Besonderheiten. Zum ersten erfolgt eine grundsätzliche Zuspitzung inhaltlicher Art: In der Frageformulierung geht es ausdrücklich um die Prägung des eigenen Lebens durch die genannten Ereignisse – es wird nicht nach den entscheidenden Ereignissen für die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland und damit für die Kollektivprozesse der Erinnerung gefragt. Da persönliche jedoch in kollektive Erinnerung¹⁰ eingebettet ist, lassen die Antworten Schlüsse über die Verbindung individueller Lebenserfahrungen mit kollektiven Identitäten sowie über die Struktur kollektiver Erinnerung selbst zu. Dahinter steht die These, dass in Sozialisationsprozessen eine bestimmte Sicht auf Geschichte erworben wird, welche die persönliche Deutung historischer Prozesse färbt.

Diese Überschneidung individueller und kollektiver historischer Erinnerung wird auch empirisch gestützt: Eine im November 2002 durchgeführte Repräsentativumfrage des Bundesverbandes deutscher Banken, in der u. a. gefragt wurde, welcher Abschnitt der deutschen Geschichte die größte Bedeutung für das gegenwärtige Deutschland besitzt, kommt in Bezug auf die Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschland trotz der abweichenden Frageformulierung zu ähnlichen Ergebnissen (Bürklin und Jung 2001; Weidenfeld 2001) wie den in Kapitel 3 berichteten.

Zum zweiten können mit diesen Daten kaum Aussagen über die inhaltliche Ausgestaltung dieser Erinnerungen gemacht werden. Wir betrachten die Spitze des Eisberges und können in Umrissen erfassen, was erinnert wird. Schwieriger zu beantworten ist, worin genau diese Erinnerungen bestehen und welcher Sinn ihnen im Prozess der kollektiven Identität zukommt. Die Frage danach, was genau an den jeweiligen Ereignissen oder Veränderungen als prägend erfahren wurde, gibt hier einigen Aufschluss. Diese qualitativen Befunde sind allerdings nicht genau und umfassend genug, um guten Gewissens das Interpretationsmuster der Generation zu verwenden. Von einem Generationszusammenhang (Mannheim 1928) ist nur dann eindeutig zu sprechen, wenn die historische Lagerung einer Geburtskohorte nicht nur mit einer gemeinsam geteilten Deutung der Ereignisse einhergeht, sondern auch mit einem Bewusstsein dieser Gemeinsamkeit, welche diese Gruppe von Personen außerdem zu einem potentiellen politischen Akteur macht.

Zum dritten sind in die Erhebung nur die 40- bis 85-Jährigen einbezogen. Wenn wir davon ausgehen, dass ihre historischen Erinnerungen durch aktuelle Ereignisse weniger verändert werden als die von Jüngeren – was wir für die hier einbezogene Altersspanne bestätigen können – werden die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen mit unseren Daten überzeichnet. Zum vierten wurden die Daten zu einem Zeitpunkt (1996) erhoben, als die Wendeereignisse noch stärker präsent waren; mit mehr Abstand ergäbe sich heute vielleicht ein anderes Bild.

10 Mit kollektivem Gedächtnis ist nicht allein ein gesamtgesellschaftlicher Bezug gemeint. Vielmehr bestehen verschiedene Zwischenstufen kollektiver Gebilde, d. h. anderer Gruppen, die für die Konstruktion historischer Erinnerung bedeutsam sind. Man denke etwa an Familien (beispielhaft Rosenthal 2000), aber auch Organisationen wie Vertriebenenverbände, Vereinigungen von Kriegsveteranen, Parteien oder Kirchen.

3. Ergebnisse

3.1 Zweiter Weltkrieg

Tabelle 1 gibt zunächst einen Überblick, welche Ereignisse Ost- und Westdeutsche überhaupt als für sie prägend genannt haben. Von den 4034 gültigen Fragebögen enthielten 32 Prozent (ungewichtet, $n=1292$) keinerlei Angaben zur Frage nach den historischen Ereignissen;¹¹ die Frage wurde also von gut zwei Dritteln der Befragten (ungewichtet, $n=2742$) mit der Nennung mindestens eines Ereignisses beantwortet. Von diesen wiederum machten etwa 84 Prozent genauere Angaben dazu, was für sie an den jeweiligen Ereignissen prägend war.

Tabelle 1: Prägende historische Ereignisse

Nun geht es darum, wie Menschen über die Vergangenheit nachdenken. Es hat in unserem Land und in der Welt in diesem Jahrhundert eine Fülle von Ereignissen und Veränderungen gegeben. Bitte geben Sie ein oder zwei solcher Ereignisse oder Veränderungen an, die für Ihr Leben besonders prägend waren.

	Gesamt	West	Ost
2. Weltkrieg	49,4	55,1	31,6
Wende/Vereinigung	42,2	30,0	80,7
Tschernobyl	4,3	5,6	0,3
Aktuelle Ereignisse (Golf-, Jugoslawienkrieg)	3,7	4,8	0,2
68er-Ereignisse	3,3	4,1	0,8
Mauerbau	2,4	1,6	5,0
Nationalsozialismus	1,9	2,3	0,5
Arbeitslosigkeit, Krise des Sozialstaats	1,8	1,7	1,8
1. Weltkrieg	0,7	0,7	0,8

*Angaben in Prozent (gewichtet, k.A. ausgeschlossen); Mehrfachnennungen möglich
Quelle: Alters-Survey 1996 ($n=2742$)*

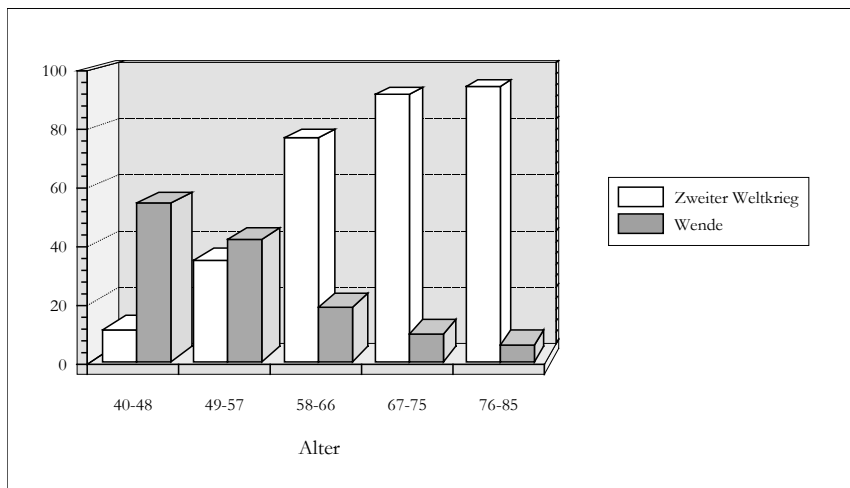
Am häufigsten tritt der Zweite Weltkrieg in Erscheinung, auf den fast 50 Prozent der 40- bis 85-jährigen Deutschen verweisen – in Westdeutschland weit über die Hälfte, in Ostdeutschland ein knappes Drittel. Dort werden Wende und Vereinigung mit Abstand am häufigsten genannt, nämlich von über 80 Prozent der Befragten – im Westen dagegen von weniger als einem Drittel. Im Osten sind mit der einzigen Aus-

11 Diese fehlenden Angaben, die bei den folgenden Berechnungen stets ausgeschlossen werden, sind nicht gleichmäßig über die Befragten verteilt. In Westdeutschland machen mit 40,3 Prozent doppelt so viele der Befragten keine Angabe wie in Ostdeutschland (19,8 Prozent). Der Zusammenhang zwischen Antwortverhalten und Alter ist in Ost- und Westdeutschland ebenfalls nicht identisch: Im Westen steigt der Anteil der Antwortenden mit dem Alter; im Osten sinkt er leicht. Durchweg gilt, dass Frauen und weniger Gebildete seltener antworten. Alle diese Unterschiede zwischen denen, die mindestens eine Angabe machen und denen, die keine machen, erweisen sich bei statistischer Prüfung als hochsignifikant. Für die Interpretation einer höheren Antwortrate bieten sich zwei mögliche Gründe an: erstens die höhere Relevanz der Frage für die Ostdeutschen und zweitens ihre höhere generelle Antwortbereitschaft. Der zweite Grund kann anhand der übrigen Antwortselektivität im Alters-Survey (vgl. Künemund 2000) ausgeschlossen werden.

nahme des Mauerbaus alle anderen (der hier nur in einer Auswahl aufgeführten Kategorien) fast ohne Bedeutung, so dass sich die Antworten auf wenige Ereignisse konzentrieren. In Westdeutschland gibt es immerhin drei weitere Geschehnisse, die noch von über vier Prozent der Personen genannt werden: Tschernobyl, aktuelle weltpolitische Konflikte wie der (erste) Golfkrieg und der Jugoslawienkrieg sowie die „68er-Ereignisse“ (worum wir Studentenbewegung, Vietnamkrieg und Prager Frühling zusammenfassen). Die restlichen Nennungen sind ganz unterschiedlicher Art: Nationalsozialismus (Machtergreifung, Judenverfolgung, Reichskristallnacht), Arbeitslosigkeit und Krise des Sozialstaats sowie der Erste Weltkrieg.¹²

Wie die Abbildungen 1 und 2 verdeutlichen, ist es in Ost- wie auch in Westdeutschland vor allem eine Frage des Alters, ob eher die Vereinigung oder der Zweite Weltkrieg als prägend erachtet werden.

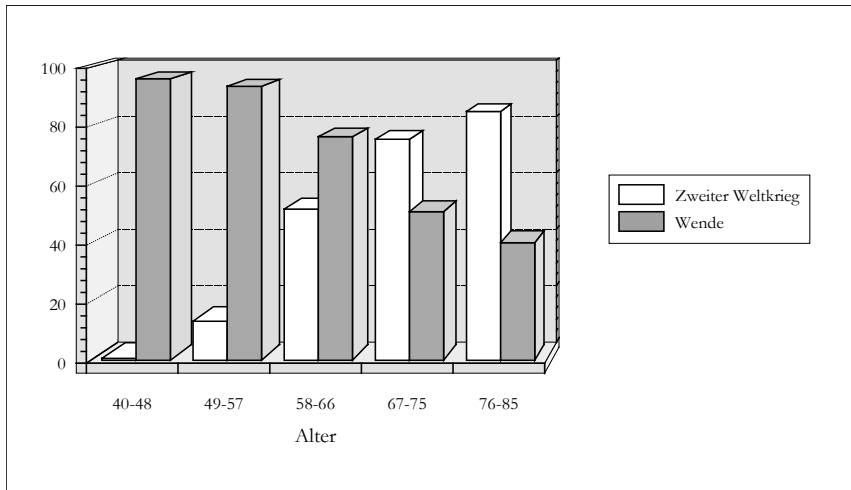
Abbildung 1: Nennung von Wende und Zweitem Weltkrieg in Westdeutschland (in Prozent)



Quelle: Alters-Survey 1996 (n=1649), gewichtet

¹² Die schon erwähnte Untersuchung des Bundesverbandes deutscher Banken kommt zu ähnlichen Ergebnissen: 42 Prozent der Westdeutschen betrachten Nationalsozialismus bzw. Zweiten Weltkrieg als das bedeutsamste Ereignis für die deutsche Gesellschaft, bei den Ostdeutschen sind es dagegen nur 27 Prozent (Weidenfeld 2001: 39). Das im Vergleich zu den Befunden des Alters-Survey insgesamt niedrigere Niveau kann mit der anderen Fragestellung, dem späteren Erhebungszeitpunkt (2000) oder der jüngeren Stichprobe begründet werden.

Abbildung 2: Nennung von Wende und Zweitem Weltkrieg in Ostdeutschland (in Prozent)



Quelle: Alters-Survey 1996 (n=1093), gewichtet

Für beide Landesteile gilt, dass die Befragten umso eher den Zweiten Weltkrieg nennen, je älter, und umso eher Wende und Vereinigung, je jünger sie sind. Die Erinnerungen sind damit vor allem nach der Zugehörigkeit zu Geburtskohorten strukturiert. Dabei ist das allgemeine Niveau der Nennungen der Wende im Osten wesentlich höher, dasjenige des Krieges im Westen. Im Osten wird die Erfahrung des Krieges offenbar durch die Geschehnisse von 1989/90 überlagert. Dort wird der Zweite Weltkrieg nur von den beiden ältesten Gruppen der 67- bis 75-Jährigen und der 76- bis 85-Jährigen häufiger genannt als die Wendeereignisse. Für die Jüngeren aus dem Osten, von denen nur ein Teil den Krieg bewusst miterlebt hat, sind die Geschehnisse von 1989/90 bedeutsamer. Tatsächlich ist die Idee eines Überlagerungseffekts auch inhaltlich plausibel mit den Geschehnissen vereinbar: Durch Wende und Vereinigung wurden auf dem Gebiet der neuen Länder die in Folge des Zweiten Weltkriegs geschaffenen Verhältnisse aufgehoben. Der Überlagerungseffekt ist allerdings insofern erstaunlich, als im Prinzip zwei Ereignisse genannt werden konnten.¹³ Der relativ geringe Anteil von Nennungen beider Ereignisse lässt vermuten, dass mit der Antwort die Vorstellung eines großen Schlüsselereignisses verbunden ist, neben dem alle anderen in der Hierarchie bedeutsamer Ereignisse zurückfallen.

Dagegen ist es wenig überzeugend, die häufigere Nennung der Wendeereignisse in Ostdeutschland allein auf einen Periodeneffekt zurückzuführen (vgl. Heinrich 1996), der der großen zeitlichen Nähe des Ereignisses geschuldet ist; dazu ist die Varianz der Antworten nach dem Alter zu groß – ein Periodeneffekt müsste ja alle Personen gleichermaßen betreffen. Vielmehr tritt zu dem starken Alters- bzw. Kohorteneffekt

¹³ Die Kombination von Zweitem Weltkrieg und Wende als prägenden Ereignissen wird von den Ostdeutschen mit 15 Prozent tatsächlich am häufigsten genannt. Im Westen führen die meisten (8 Prozent) den Zweiten Weltkrieg in Kombination mit einem Ereignis aus der Nachkriegszeit an.

ein schwächerer Periodeneffekt. Vermutlich werden die ehemaligen DDR-Bürger die Ereignisse auch mit größerem Abstand noch als prägend erachten, solange sich keine anderen Umwälzungen mit vergleichbaren Einschnitten in die Lebensverhältnisse ereignen. Dies wäre jedoch erst mit einer Wiederholungsbefragung belegbar.

Andere Einflussfaktoren, die einen Periodeneffekt verdecken könnten, sind nicht auszumachen: Sämtliche Analysen deskriptiver und auch multivariater Art etwa mit den Variablen Geschlecht oder Bildungsniveau bleiben ohne signifikantes Ergebnis. Dieser starke Befund spricht für den einschneidenden Charakter der beiden meistgenannten Ereignisse – ihre Bedeutung ist so groß, dass sie sogar alle demographischen Unterschiede (außer Alter und Ost-West-Differenzierung) überformt.

Eine weitere Quelle der vergleichsweise selteneren Nennung des Zweiten Weltkriegs durch die ehemaligen DDR-Bürger sind die unterschiedlichen Geschichtspolitiken der beiden deutschen Staaten. Dabei ist der Befund vor dem Hintergrund der in der DDR dezidiert „antifaschistischen“ Erziehung und Sozialisation (vgl. Heinrich 1996: 86) zunächst überraschend – offensichtlich trug die „antifaschistisch geeichte Erinnerung“ (Diner 1995: 79) nicht dazu bei, die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und den Nationalsozialismus¹⁴ wach zu halten. Die offizielle, öffentliche Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und den Nationalsozialismus in der DDR war davon geprägt, den Nationalsozialismus als einen „Irrweg der herrschenden Klassen“ (Blänsdorf 1995: 28) darzustellen. Eine Auseinandersetzung mit den Verstrickungen auch der einfacheren Bevölkerung fand nicht statt, da sich die DDR „definierte [...] als neuen Staat ohne Kontinuität zum untergegangenen Deutschen Reich, gestaltet von den Kräften des antifaschistischen Widerstands, durch personelle Säuberungen und gesellschaftliche Veränderungen befreit von den ideologischen und gesellschaftlichen Wurzeln des Nationalsozialismus“ (Blänsdorf 1995: 28). Obwohl das Geschichtsbild später differenziert und von mancherlei ideologischer Verkürzung befreit wurde, blieb dieser Interpretationsrahmen von offizieller Seite aus im Großen und Ganzen der gleiche (vgl. Blänsdorf 1995: 30; ähnlich auch Groehler 1993). Die seltener Nennung des Zweiten Weltkriegs durch die Ostdeutschen geht also mit der offiziellen Geschichtspolitik insofern konform, als für diese der Faschismus in der DDR als besiegt galt. Seine geringe Bedeutung für die ostdeutsche Gegenwart könnte allerdings auch durch eine Abwehrhaltung gegenüber dieser von oben dekretierten Geschichtspolitik zu erklären sein. Diner spricht von einer doppelten Verdecktheit des Nationalsozialismus in der ehemaligen DDR: „zum einen durch die zuvor gültig gewesene parteiliche Interpretation des Nationalsozialismus als Faschismus; zum anderen durch die mit der Desavouierung des Antifaschismus verbundene reaktive Ab-

14 In der erwähnten Literatur wird der Zweite Weltkrieg in engem Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus gesehen und häufig als eine einzige Ereigniskategorie behandelt (vgl. Weidenfeld 2001: 39). Unsere Daten sind dagegen nach beiden Kategorien aufgeschlüsselt. Das Verhältnis der Nennungen in Ost- und Westdeutschland ist bei beiden Kategorien dasselbe, wenn auch die expliziten Nennungen des Nationalsozialismus auf vergleichsweise geringem Niveau liegen. Die Antworten auf die offene Frage, was denn an den Ereignissen genau als prägend erfahren wurde, liefern bei der reinen Nationalsozialismus-Kategorie sehr viel häufiger weltanschaulich-politische Äußerungen, während beim Zweiten Weltkrieg häufiger allein persönliche Verluste u. ä. erinnert werden. Da die Ereignisse jedoch empirisch so eng miteinander verknüpft sind, behandeln wir die beiden Kategorien als eng zusammengehörig, wenn wir im Folgenden versuchen, die Nennungen des Zweiten Weltkriegs mit dem unterschiedlichen Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit zu erklären. Die Nationalsozialismus-Kategorie wird weiter unten näher betrachtet.

wehr all dessen, was dem Dunstkreis der nun dementierten Herrschaftsideologie zugehörig war [...] (Diner 1995: 80).

Auch die bundesdeutsche Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg bestand zunächst überwiegend im Versuch der Verdrängung oder Entlastung von der eigenen Schuld, war jedoch seit den 1960er Jahren gekennzeichnet von dem „Eingeständnis [...], dass der Nationalsozialismus zur eigenen Geschichte gehöre“ – mitbedingt auch dadurch, dass die BRD sich als „Sachwalterin des ganzen deutschen Volkes und deshalb als Rechtsnachfolgerin des Dritten Reiches“ (Blänsdorf 1995: 32) verstand. Die kontroverse Auseinandersetzung mit Zweitem Weltkrieg und Nationalsozialismus, vor allem im Rahmen der 68er Bewegung, hat dazu beigetragen, dass diese Ereignisse im kollektiven Bewusstsein der Menschen einen wichtigeren Stellenwert einnehmen.¹⁵ Das heißt aber nicht, dass im Zuge solcher Auseinandersetzungen nicht auch weiterhin Versuche zur Verdrängung, zur abschließenden Verarbeitung oder „Bewältigung“ der Vergangenheit gemacht wurden (vgl. Bürklin und Jung 1991: 679), wie etwa das Beispiel der Diskussion um die Wehrmachtsausstellung zeigt (vgl. Thiele 1997, Weidenfeld 2001: 31 f). Auch die fachhistorische bundesdeutsche Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus war phasenweise von Verdrängung dominiert (Herbert 1993).

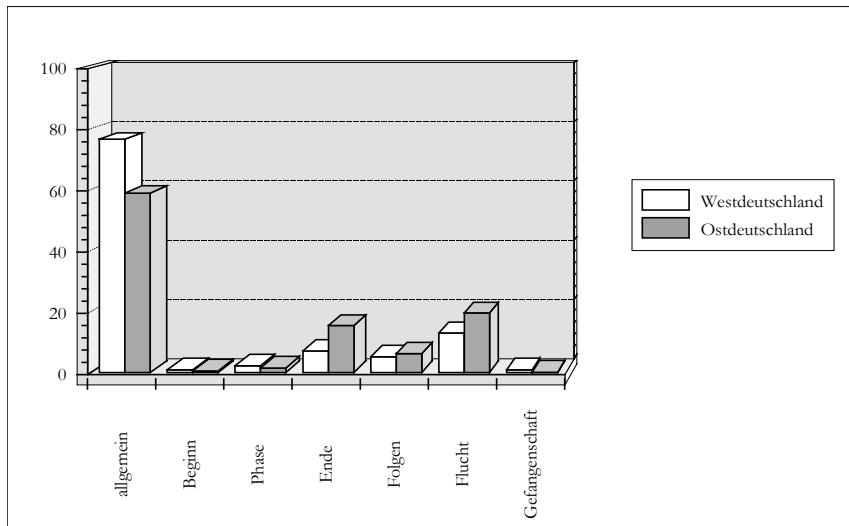
Aus den expliziten Nennungen des Nationalsozialismus ohne Verbindung zum Zweiten Weltkrieg wurde bei der Auswertung des Alters-Survey eine eigene Kategorie gebildet. Die Zahl der Nennungen ist sehr gering: Wie in Tabelle 1 dokumentiert, nennen insgesamt knapp zwei Prozent der Deutschen Ereignisse aus der Zeit des Nationalsozialismus, in den alten Bundesländern sind es etwas mehr, in den neuen unter einem Prozent. Wenn auch ein solch geringer Unterschied nicht überbewertet werden darf, so passt er doch zu den oben gemachten Ausführungen darüber, wie unterschiedlich in Ost und West mit der nationalsozialistischen Vergangenheit umgegangen wurde. Der Blick auf die Altersverteilung verdeutlicht, wie der Nationalsozialismus zu seiner Verankerung im (west-)deutschen Kollektivgedächtnis gelangt ist. Es sind in Westdeutschland vor allem die 40- bis 54-Jährigen und die 70- bis 85-Jährigen (jeweils um drei Prozent), die die Zeit des Faschismus nennen, bei den 55- bis 69-Jährigen beträgt der Anteil unter einem Prozent. Die jüngste Altersgruppe hat die Zeit des Faschismus aber gar nicht (bewusst) miterlebt, da die ältesten in dieser Gruppe erst 1942 geboren sind. Vielmehr zeigt sich bei ihnen eine Folge der bundesdeutschen Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich seit den 1960er Jahren (z. B. im Zusammenhang mit der Studentenbewegung); dazu passt auch ihre überdurchschnittliche Bildung.¹⁶ Die Beschäftigung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in Gesellschaft und Familie hat den Nationalsozialismus ins Zentrum des kollektiven Gedächtnisses auch derjenigen Gruppen gerückt, die mit ihm gar keine direkten Erfahrungen mehr machten, und wirkt noch heute als Negativfolie (west-)deutscher Identi-

15 So auch Weidenfeld 2001: 36ff; für den Umgang der Politik mit der Kriegsschuld vgl. insbesondere Weigl und Colschen 2001.

16 Dabei ist wiederum die geringe Fallzahl von n=25 zu bedenken. – Für eine entsprechende Deutung ähnlicher Befunde in den USA vgl. Schuman und Scott 1989: Nach ihnen betrachten die jüngeren Befragten den Zweiten Weltkrieg als „guten“, da gewonnenen Krieg vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung mit dem „schlechten“ Vietnamkrieg.

tät.¹⁷ Die weitere Unterteilung der Kategorie des Nationalsozialismus stützt dieses Ergebnis: Auffällig ist hier, dass sich die Jüngeren im Vergleich zu den anderen Altersgruppen häufiger auf die Reichskristallnacht und Judenverfolgung beziehen, die im Kern der Diskussion um Schuld und Verantwortung für nationalsozialistische Verbrechen stehen.

Abbildung 3: Nennung von Unterkategorien des Zweiten Weltkriegs (Prozent aller Befragten, die den Zweiten Weltkrieg nennen)



Quelle: Alters-Survey 1996 (n=1476), gewichtet

Doch was genau ist eigentlich jeweils gemeint, wenn hier vom Krieg gesprochen wird? Von denjenigen, die den Zweiten Weltkrieg als Ereignis nennen, sind es im Westen über 75 Prozent, im Osten knapp 60 Prozent, die sich nur auf den Krieg im Allgemeinen beziehen (vgl. Abbildung 3). Die übrigen Nennungen betreffen spezifischere Ereignisse; die meisten von ihnen haben das Ende, Flucht und Folgen des Krieges (vor allem den Tod naher Verwandter) zum Gegenstand. Es sind also besondere persönliche Erinnerungen und Lebensabschnitte, die damit verbunden werden. Bei der allgemeinen Nennung des Zweiten Weltkriegs dürfte diese Erinnerung eher durch kollektive Gedenkpraktiken wie Feiertage und politische Diskurse oder durch Sozialisationserfahrungen in der Familie oder im Geschichtsunterricht geprägt sein. Dementsprechend nennen die Jüngeren konkretere Ereignisse seltener als die Älteren und greifen häufiger auf die globale Kategorie des Weltkriegs zurück. Da der Krieg in Ostdeutschland weniger tief im kollektiven Gedächtnis verankert ist, nennt dort in-

17 Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg sind im ost- und im westdeutschen Gedächtnis auf unterschiedliche Weise miteinander verbunden. Im Westen haben die Verbrechen der Nationalsozialisten neben der allgemeineren Kategorie des Zweiten Weltkriegs eine stärkere Eigenständigkeit. Im Osten ist die Bedeutung des Nationalsozialismus geringer; er wird stärker als Teil der „größeren“ Geschichte des Zweiten Weltkriegs mitgedacht.

nerhalb der Gesamtkategorie des Zweiten Weltkriegs ein höherer Anteil als im Westen das Ende des Kriegs oder die Flucht als prägend.¹⁸

Generell erweisen sich alle hier aufgeführten Zusammenhänge zwischen der Nennung der beiden Großereignisse und der Ost-West-Herkunft bzw. der Geburtskohorte bei statistischer Prüfung als hochsignifikant und in den meisten Fällen als relativ stark. Im multivariaten Modell einer logistischen Regression bestätigt sich zudem der gerade dargestellte Zusammenhang: Es sind – und das gilt für fast alle in diesem Text behandelten historischen Ereignisse – keine anderen Einflussfaktoren (wie Geschlecht, Bildung, Einkommen oder politische Präferenz) auf die Nennung historischer Ereignisse zu finden: Alter und Herkunft aus Ost- bzw. Westdeutschland überdecken alle anderen Einflüsse.¹⁹

Insgesamt ist die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs für alle Deutschen vor allem durch sein Ende und die Folgen der Niederlage charakterisiert. Als Antwort auf die offene Frage, was an dem Ereignis prägend war,²⁰ nennen sehr viele den Verlust nahe stehender Personen. Ebenso wichtig sind traumatisierende Erfahrungen, die oft mit der Flucht verbunden sind („Todesangst“, „Leid“, Grausamkeit“, „Heimatlosigkeit“, „verlorene Kindheit“, „verlorene Jugend“); kaum von diesen zu trennen sind materielle Verluste („alles verloren“) sowie physische Entbehrungen und Verwundungen. Die negativen Konnotationen überwiegen in den Textantworten. Einzelne positive Wertungen betreffen die Freude über die Befreiung („Gott sei dank! Freiheit, die damit verbundene Sicherheit!“) oder den „Zusammenhalt der Familie“. Auch längerfristige Prägungen weltanschaulicher („Verlust von Idealen und politische und moralische Neuorientierung“, „überzeugte Pazifistin geworden“) oder charakterlicher Art („gelernt, Schwierigkeiten zu meistern, selbständiger zu sein, für das Leben der Familie verantwortlich zu sein“) sowie berufliche Weichenstellungen durch den Krieg („statt Hotelbesitzer wurde ich Bergmann“) werden von den Befragten thematisiert. Die wenigen positiven Aspekte, die dem Zweiten Weltkrieg in der individuellen Deutung abgewonnen werden, liegen also vor allem darin, dass große Schwierigkeiten überwunden wurden, was z. B. zur Reifung der Persönlichkeit beigetragen hat. Der überwiegende Teil der Antworten gibt persönliche Erfahrungen mit dem Krieg wieder. Ein Teil der Jüngeren, die den Krieg nicht miterlebt haben, sieht die Relevanz des Ereignisses in seiner indirekten, über die Familiengeschichte erfolgenden Wirkung auf das eigene Leben. Hier offenbart sich, wie die kollektive Bedeutung eines historischen Ereignisses durch die konkrete individuelle oder familiäre Erinnerung gespeist und modifiziert wird.

Von diesen Qualitäten der Erfahrung kann nur mit großer Vorsicht auf die Bildung von Generationen geschlossen werden, da es dazu genauerer Analysen mit Bezug auf

18 Für die naheliegende Vermutung, dass Ostdeutsche häufiger als Westdeutsche von diesen Ereignissen betroffen waren, lassen sich mit den anderen Daten des Alters-Survey keine Hinweise finden. Allerdings ist die Gruppe derjenigen, die den Zweiten Weltkrieg nennen, bei den Ostdeutschen anders zusammengesetzt: Sie enthält mehr Ältere, deren persönliche Erinnerungen im Vergleich stärker ins Gewicht fallen als in der Gruppe der Westdeutschen, die mehr Jüngere einschließt.

19 Während bei der Gesamtkategorie und bei der allgemeinen Kategorie des Zweiten Weltkriegs das Alter und die Herkunft der Befragten aus den neuen oder alten Ländern hohe signifikante Effekte ergeben, finden sich in den Modellen für die Unterkategorien keine signifikanten Effekte der Ost-West-Herkunft mehr.

20 Rund 83 Prozent derjenigen, die den Zweiten Weltkrieg nennen, haben genauere Angaben dazu gemacht, was an diesem Ereignis für sie prägend war.

das Alter bedürfte. Die Textantworten sind zu kurz und stichwortartig, als dass von ihnen auf tatsächlich gemeinsame Deutungen der traumatischen Erfahrungen am Ende des Zweiten Weltkriegs geschlossen werden kann. Der Nachweis einer Generationenbildung für bestimmte Gruppen, z. B. die von Flucht Betroffenen oder die an seinem Ende noch im Krieg eingesetzten Jugendlichen, muss sich auf andere, tiefer reichende Daten stützen (vgl. z. B. Rosenthal 2000).

3.2 Nachkriegsereignisse

Auch nach dem Zweitem Weltkrieg gibt es (meist für nur einen der beiden Staaten) bedeutsame Ereignisse, bevor mit Wende und Vereinigung wieder eine gemeinsame Geschichte von Ost und West beginnt. Einige der entsprechenden Ereignisse sind in Tabelle 1 aufgeführt. Für die Ostdeutschen sticht hier der Mauerbau mit 5 Prozent der Nennungen hervor. Fasst man alle Ereignisse der Nachkriegszeit in einer Sammelkategorie zusammen, so nennen immerhin 15 Prozent der Ostdeutschen und 26 Prozent der Westdeutschen ein solches Ereignis. Zwischen den beiden Landesteilen ist das Profil innerhalb dieser Kategorie ganz unterschiedlich. Während im Osten neben dem Mauerbau die Gründung der DDR, die Bodenreform, der 17. Juni 1953, das Leben in und die Flucht aus der DDR genannt werden, sind es im Westen z. B. die Gründung der BRD, die Währungsreform, das Wirtschaftswunder, die Studentenbewegung, der Vietnamkrieg, die Grüne Bewegung und Tschernobyl.

Ereignisse aus späteren Phasen der DDR spielen für die Ostdeutschen kaum eine Rolle. Auch darin kommt der rückwirkende Überlagerungseffekt durch die Ereignisse von 1989/90 zum Zuge. Zusätzlich findet hier die geringere identifikative Verbundenheit mit der DDR-Geschichte ihren Ausdruck, welche den Ostdeutschen – anders als den Westdeutschen – kaum eine positiv bewertbare Erinnerung ermöglicht. Mit der zunehmenden wirtschaftlichen Stagnation in der DDR sei, so Weidenfeld (2001: 43), auch ein Bedeutungszuwachs des Referenzsystems BRD erfolgt, zu dem die DDR-Bürger ihre eigene Situation mehr und mehr in Bezug setzten. Fraglich ist, ob dieser Überlagerungseffekt auf Dauer wirkt. Im Zuge der (Re-)Konstruktion von Unterschieden zwischen Ost- und Westdeutschen und einer gewissen DDR-Nostalgie ist zu erwarten, dass auch allein DDR-spezifische Erinnerungen im Bewusstsein der Ostdeutschen wieder an Bedeutung gewinnen.

3.3 Wende/Vereinigung

Die Nennung von Wende und Vereinigung ist, wie oben schon gesehen, durch starke Altersunterschiede gekennzeichnet: Im Osten ist sie für die jüngste Altersgruppe der 40- bis 48-Jährigen (mit 96 Prozent) fast durchgängig prägend, im Westen mit 45 Prozent weniger als halb so oft.²¹ Von den ältesten Ostdeutschen betrachten immer-

21 In der schon erwähnten Befragung des Bundesverbandes deutscher Banken wird auf die Frage danach, welcher Abschnitt der deutschen Geschichte die größte Bedeutung für das heutige Deutschland habe, die deutsche Einheit von 29 Prozent der Ostdeutschen, aber nur 13 Prozent der Westdeutschen genannt. Das Verhältnis der Nennungen entspricht also ungefähr demjenigen bei den hier zugrunde gelegten Daten, allerdings auf sehr viel niedrigerem Niveau. Letzteres könnte mit der Stoßrichtung der Erhebung zusammenhängen – es wurde nicht nach persönlicher Prägung, sondern nur nach allgemeiner Bedeutung gefragt (Bürklin und Jung 2001) –, es könnte jedoch auch am Alter der Befragten liegen (mehr jüngere Befragte) oder ein Hinweis darauf sein, dass die Bedeutung des Ereignisses tatsächlich mit der Zeit nachgelassen hat (Befragungszeitpunkt ist 2001).

hin noch 40 Prozent die Vereinigung als grundlegende Erfahrung, im Westen beläuft sich der entsprechende Anteil in dieser Gruppe nur noch auf gut fünf Prozent.

Geringer ist der Unterschied zwischen Ost und West hinsichtlich der genauen Bezeichnung des Ereignisses: Von allen Westdeutschen, die diesen Ereigniskomplex nennen, beziehen sich etwa 40 Prozent auf die „(Wieder-)Vereinigung“ und 60 Prozent auf die „Wende“. Bei den Ostdeutschen gibt es mit gut zwei Dritteln etwas mehr Bezüge auf die Wende. Dies entspricht der Tendenz nach den Erwartungen: Für die Ostdeutschen ist die Zäsur, die durch die beginnende Auflösung der DDR gesetzt wurde, bedeutsamer, während die Westdeutschen eher die Vereinigung der beiden Staaten im Blick haben. Dass der Unterschied nicht größer ist, deutet auf eine alltags-sprachliche Vermengung der einzelnen Ereignisse hin, d. h. darauf, dass die Wende immer mitgemeint ist, wenn von der Vereinigung die Rede ist, und umgekehrt.

Hier lohnt der Blick auf die feinere Einteilung in fünf Altersgruppen (40-48, 49-57, 58-66, 67-75, 76-85 Jahre): Während in den drei jüngeren Altersgruppen der bis zu 66-Jährigen die Wende häufiger als der Zweite Weltkrieg genannt wird, ist bei den Personen ab 67 der Zweite Weltkrieg wichtiger. In Ostdeutschland beginnt damit die größere Bedeutsamkeit des Zweiten Weltkriegs im Vergleich zur Wende in der Altersgruppe, die zur Zeit der Wendeereignisse 60 Jahre oder älter war. Die Mitglieder dieser Altersgruppe befanden sich damit bereits im Ruhestand oder wurden nach der Wende rasch in ihn überführt. Die stärkere Wirkung der Wende auf die Personen unterhalb dieser Altersgrenze ist durch die (noch) bestehende Erwerbstätigkeit, ihre Bedrohung und die damit erfahrenen Unsicherheiten bedingt. Ein anderes Ergebnis bestätigt dies: Die Frage, ob sich in Folge von Wende und Vereinigung für sie Veränderungen im Bereich von Arbeit und Beruf ergeben haben (s.u.), bejahen bei den beiden ältesten Gruppen (also den über 67-Jährigen) nur 19 bzw. 10 Prozent. Die 58-bis 66-Jährigen machen dagegen zu 73 Prozent Veränderungen aus, bei den noch Jüngeren sind es jeweils über 80 Prozent.

Auf diese Weise wirken die persönliche Biographie, mithin länger zurückliegende Erfahrungen als Hintergrund der Deutung der aktuellen Situation. Hier gehen persönliche und kollektive Prägung Hand in Hand: Persönliche Erfahrungen werden, sofern von vielen in ähnlicher Weise erlebt, zu kollektiven Erfahrungen verdichtet, die bestimmte Deutungen implizieren und auf diese Weise Selbstkategorisierungen (z. B. als „Bürger zweiter Klasse“ oder benachteiligte Bevölkerungsgruppe) bestimmen. Dies schließt eine Erklärung, bei der längerfristige Sozialisationsprozesse ins Spiel kommen, dennoch nicht aus. Die betreffende Gruppe der 67- bis 75-Jährigen war nämlich während des Zweiten Weltkriegs zwischen 10 und 24 Jahren alt. Sie befand sich damit in einem Alter, in dem sie für Prägungen sehr empfänglich war²² und zudem in einer Lebensphase, in der in Schule und Ausbildung entscheidende Weichenstellungen erfolgen – damit begründen einige auch ihre Nennung des Zweiten Weltkriegs.

Die Erinnerung an Wende und Vereinigung ist noch viel enger als der Zweite Weltkrieg mit persönlichem Erleben verbunden: Alle Altersgruppen haben das Ereignis als Erwachsene miterlebt und für viele hat es Folgen gezeitigt, die auch zum Befragungszeitpunkt, sechs Jahre danach, noch präsent sind. Im Alters-Survey wurde

²² Sie befand sich in der von Mannheim (1928) so genannten „formativen Phase“ und bildete damit einen Generationszusammenhang und eine potentielle Generationseinheit.

explizit nach diesen Veränderungen in Folge von Wende und Vereinigung gefragt (vgl. Tabelle 2).

Tabelle 2: Veränderungen in Folge des Zusammenbruchs der DDR

Für viele Menschen hat sich durch den Fall der Mauer, den Zusammenbruch der DDR und die Wiedervereinigung einiges verändert. Hat sich in einem oder mehreren der folgenden Bereiche im Zusammenhang mit diesen Ereignissen bei Ihnen etwas verändert, und wenn ja, werten Sie diese Veränderungen eher positiv oder eher negativ?

	Alte Länder			Neue Länder		
	Eher positiv	Weder noch	Eher negativ	Eher positiv	Weder noch	Eher negativ
Freundschaften	8,4	2,3	2,4	11,1	8,4	16,5
Familie	6,4	2,6	2,3	13,7	6,3	10,1
Partnerschaft	0,9	0,8	0,8	6,3	3,0	5,8
Lebensstandard	2,5	2,4	11,3	52,2	12,3	14,5
Beruf und Arbeit	3,8	2,6	7,5	15,1	9,5	43,8
Freizeit	6,2	1,9	1,0	21,2	6,3	18,7
Gesundheit	0,5	1,5	1,4	3,3	4,9	22,8
Religion und Kirche	1,2	1,0	0,8	4,4	3,1	3,1
Einfluss auf pol. Entscheidungen	1,9	3,1	6,4	10,3	6,4	14,6

Quelle: Alters-Survey 1996 (n je nach Bereich zwischen 3609 und 3749)

Prozentangaben gewichtet; fehlende Zeilenprozent an 100 pro Bereich und Landesteil: keine Veränderung wahrgenommen

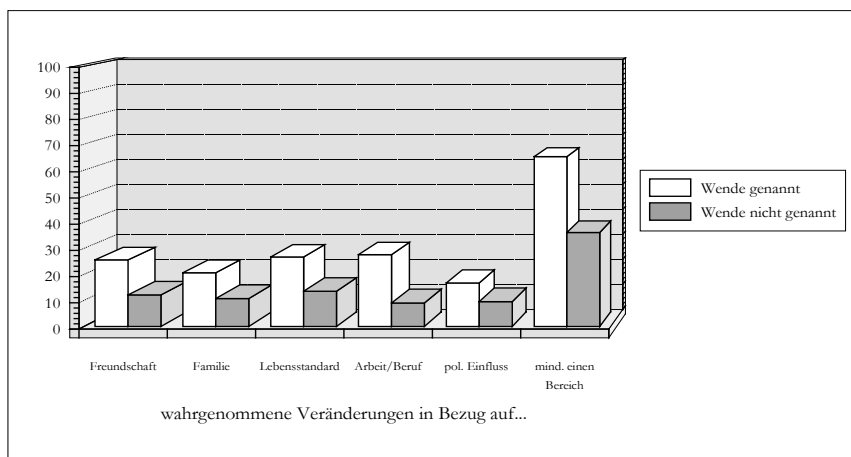
Aus der Tabelle geht deutlich hervor, wie unterschiedlich die Vereinigung auf das Leben der Menschen in West und Ost eingewirkt hat. Die Summen in den Zeilen ergeben (je Landesteil) den Anteil der Befragten, für die sich in ihrem Leben etwas verändert hat. Bei den Westdeutschen wird mit etwa 16 Prozent der vergleichsweise größte Wandel im Bereich des Lebensstandards registriert; zumeist ist er negativer Art. Weitere betroffene Bereiche sind Beruf und Arbeit (14 Prozent), Freundschaften (13 Prozent), Familie (11 Prozent) sowie Einfluss auf politische Entscheidungen (11 Prozent).

In Ostdeutschland ist das Niveau der wahrgenommenen Veränderungen sehr viel höher. Dort stechen vor allem die Bereiche Lebensstandard sowie Beruf und Arbeit hervor, die beide von mehr als zwei Dritteln der Befragten genannt werden. Im ersten haben über die Hälfte der Ostdeutschen Verbesserungen erfahren, im zweiten dagegen fast die Hälfte Verschlechterungen. In Ostdeutschland zeichnet sich so deutlich das Bild einer umfassenden Umwälzung ab.

Inwiefern hat das Erleben persönlicher Veränderungen einen Einfluss auf die Einstufung der Wende als prägendes Ereignis? In den Abbildungen 4 und 5 werden für Ost und West diejenigen, die die Wende genannt haben, denjenigen gegenübergestellt, die sie nicht genannt haben. Für beide Gruppen wird der Anteil derer angege-

ben, die in bestimmten Bereichen Veränderungen erfahren haben. Dabei werden positive, negative und neutrale Veränderungen zusammengefasst.

Abbildung 4: Persönliche Veränderungen nach dem Zusammenbruch der DDR und Nennung der Wende (Westdeutschland)



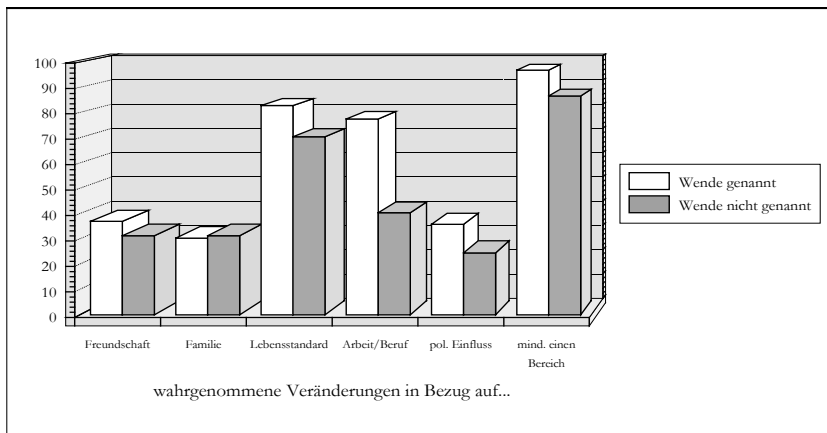
Quelle: Alters-Survey 1996, (n je nach Bereich zwischen 1482 und 1581), gewichtet

Wie die Einstufung der Wende von persönlichen Veränderungen in Folge des Zusammenbruchs der DDR abhängt,²³ ist vor allem für Westdeutschland deutlich. Wer für sich eine Veränderung in dem jeweiligen Lebensbereich ausmacht, führt die Wende mit doppelt so hoher Wahrscheinlichkeit als prägendes Ereignis an, als wer keine Veränderung wahrnimmt. Beispielsweise betrachten von denjenigen, für die es zu Veränderungen im Bereich der Freundschaft gekommen ist, 26 Prozent die Wende als prägend, gegenüber 12 Prozent, die die Wende nicht als für sie prägendes Ereignis einstufen.

In Ostdeutschland findet sich eine annähernd große Differenz nur für den Bereich Arbeit und Beruf: 77 gegenüber 41 Prozent (Vgl. Abbildung 5). Für die übrigen Lebensbereiche ist der Unterschied zwischen denen, welche die Wende als prägend nennen, und denen, die sie nicht nennen, gering. Dies bestätigt sich beim Blick auf eine zusammenfassende Variable, die wiedergibt, ob in mindestens einem (aller neun) Bereiche eine Veränderung registriert wurde. Beim Vergleich derjenigen, die die Wende nennen, mit denen, die sie nicht nennen, ergibt sich auch hier im Osten ein sehr viel geringerer Unterschied zwischen den beiden Gruppen als im Westen.

²³ Die umgekehrte Kausalrichtung lässt sich nicht ausschließen, ist aber wenig plausibel.

Abbildung 5: Persönliche Veränderungen nach dem Zusammenbruch der DDR und Nennung der Wende (Ostdeutschland)



Quelle: Alters-Survey 1996, (n je nach Bereich zwischen 1012 und 1089), gewichtet

Dieser Unterschied zwischen Ost und West ist ein weiterer Beleg für das unterschiedliche Gewicht der Wende. In gewissem Maße sind die Ereignisse 1989/90 für alle Ostdeutschen persönlich relevant geworden: Fast alle (nämlich 94 Prozent) haben für sich eine Veränderung in mindestens einem der genannten Bereiche angegeben. Und relativ unabhängig davon gilt der großen Mehrheit (81 Prozent, vgl. Tabelle 1) die Wende als prägendes Ereignis. Bei den Westdeutschen sind es dagegen lediglich 45 Prozent, für die sich in Folge der Vereinigung etwas in ihrem Leben verändert hat. Hier hängt die Nennung dieses Ereignisses als prägend (30 Prozent) dann auch deutlicher mit solchen tatsächlich erfahrenen Veränderungen zusammen.²⁴

Die Antworten auf die Frage „Und was an diesen Ereignissen oder Veränderungen war für Ihr Leben besonders prägend?“ unterstreichen, wie unterschiedlich Ost- und Westdeutsche die Wende erlebt haben. Die Ostdeutschen sind in ihrer Bewertung der Ereignisse stark ambivalent. Den positiv vermerkten politischen Veränderungen („Demokratie und Rechtsstaatlichkeit“, der Reisefreiheit, dem besseren Lebensstandard („DM, Reisen, Urlaub“) und neuen beruflichen Chancen stehen der Verlust politischer und normativer Orientierung („Zusammenbruch des eigenen Weltbildes, Werteverlust der gesamten Gesellschaft“, Arbeitslosigkeit, andere Verschlechterungen der beruflichen Lage und ein allgemeines Unsicherheitsgefühl vor allem die Zukunft betreffend gegenüber: „Verzicht auf viele gewohnte Dinge, Gewöhnen an neue gesellschaftliche Verhältnisse, Skepsis gegenüber meiner eigenen Zukunft und der meiner Kinder und deren Familien“. Gerade für die ab 40-Jährigen, die im Alters-Survey befragt wurden, ergaben sich wie oben erwähnt sehr häufig negative Statuspassagen, besonders durch verschiedene Formen von offener und verdeckter Arbeitslosigkeit.

24 In multivariaten logistischen Regressionsmodellen (mit Alter) haben in Westdeutschland die erlebten Veränderungen in den Bereichen Arbeit und Beruf sowie Lebensstand einen hochsignifikanten Effekt auf die Nennung von Wende und Vereinigung. In Ostdeutschland gibt es nur für die negativ erlebte Veränderung des Lebensstandards eine signifikante Wirkung.

Die durch Wende und Vereinigung hervorgerufenen Veränderungen sind zum Erhebungszeitpunkt 1996 für die Ostdeutschen noch nicht abgeschlossen und verarbeitet. Viele Äußerungen sind durch starke Emotionalität gekennzeichnet, die Erfahrungen der Enttäuschung, der Desillusionierung, der Verunsicherung, aber auch der Freude und Befreiung sind noch sehr lebendig.

Von den Westdeutschen nennen nicht nur wesentlich weniger diese Geschehnisse als prägend, auch ihre persönliche Betroffenheit ist viel weniger stark akzentuiert. Als positiv prägend werden von ihnen eine allgemeine Freude über die Vereinigung („Freude darüber, dass die Bürger der ehemaligen DDR nach 40 Jahre Diktatur endlich die gleichen Möglichkeiten haben wie wir!“) und Begegnungen mit ostdeutschen Verwandten oder (neuen) Freunden genannt. Distanzierter werden aber auch die Kosten der Vereinigung registriert, die zur Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage, zu Steuererhöhungen und zu Arbeitslosigkeit geführt hätten („politisch nicht durchdacht – mehr Kosten, Arbeitslosigkeit“). Vereinzelt werden zudem die schlechten Ost-West-Beziehungen vermerkt.

Getrennte Erfahrungswelten gibt es also auch in Bezug auf das vom Namen her vereinigende Ereignis: Für die Westdeutschen, vor allem für die große Zahl der nach dem Krieg aufgewachsenen, ist es leichter, ein Bild der eigenen Geschichte zu schaffen und zu erhalten, das keine Brüche aufweist und über die Nachkriegszeit hinweg kontinuierlich bleibt. Mit der Vereinigung hat sich für sie wenig geändert. Damit kommt der Geschichte der DDR in den Augen vieler Westdeutscher eine nur randständige, allenfalls regionale Bedeutung zu. Sie erscheine ihnen, so fasst Weidenfeld zusammen, eher wie die Geschichte eines fremden Staates denn wie die des eigenen (vgl. Weidenfeld 2001: 44).

Für die Ostdeutschen dagegen stellt die Vereinigung das „Gravitationszentrum“ (Weidenfeld 2001: 44) der Selbstwahrnehmung und zeithistorischen Erfahrung dar. Für sie ist mit dem Ende der DDR nicht nur ihre eigene Vergangenheit auf einen Schlag entwertet worden, auch das Referenzsystem Bundesrepublik erweist sich zunehmend als ungeeignet, alleiniger Hintergrund einer neu geordneten ostdeutschen Identität zu werden. Damit drohe „dem ostdeutschen Selbstverständnis eine Phase der Geschichtslosigkeit“ (Weidenfeld 2001: 43). Unter anderem deswegen stimmten die Ostdeutschen der Aussage, in der DDR sei alles gar nicht so schlimm gewesen, wie immer behauptet werde, zu 60 Prozent voll und ganz oder eher zu (gegenüber 21 Prozent der Westdeutschen) (vgl. Bürklin und Jung 2001: 680). Wir bezweifeln, dass hier von einer Verklärung der DDR-Verhältnisse zu sprechen sei; in jedem Fall zeugt die Zustimmung zu dieser Aussage durch die Ostdeutschen aber von dem Bemühen, die eigene (Nachkriegs-)Vergangenheit aufzuwerten, zumindest teilweise wieder als Identifikationsressource zugänglich zu machen und so ihrer „kulturellen und ökonomischen Unterprivilegierung“ (Pollack und Pickel 1998: 22) etwas entgegenzusetzen.

Der Umgang mit der jüngeren DDR-Vergangenheit ist also stärkeren Konjunkturen unterworfen als der mit der weiter zurückliegenden. Die Verknüpfung mit persönlich erlebten Veränderungen ist viel enger. Auf diese Weise ist die kollektive Erinnerung dicht mit der persönlichen verwoben, so dass Geschichte untrennbar wird von persönlichen Biographien. Der Deutungsprozess ist offener als bei fernerer Vergangenheiten und damit auch stärker abhängig von den jeweils aktuellen Lebensbedingungen und Selbstzuschreibungen.

Einen solchen Bogen zur Gegenwart schlagend geben Befragungsergebnisse zur Identifikation als Deutsche(r) Auskunft darüber, inwiefern kollektive Gedächtnisse einhergehen mit unterschiedlichen Selbstzuschreibungen. Hier lässt sich über das vergangene Jahrzehnt hinweg immerhin ein gewisser Abbau des Unterschieds zwischen Ost- und Westdeutschen beobachten: In den Befragungen des Bundesverbandes deutscher Banken gaben 1993 80 Prozent der Westdeutschen, aber nur 48 Prozent der Ostdeutschen an, sich als Deutsche zu sehen; demgegenüber sahen sich 15 Prozent der Westdeutschen vorrangig als Westdeutsche und 51 Prozent der Bewohner der neuen Ländern vor allem als Ostdeutsche. Im Jahre 2000 ist der Anteil der Ostdeutschen, die sich allgemein als Deutsche fühlen, auf 71 Prozent gestiegen, nur noch 27 Prozent geben an, sich vor allem als Ostdeutsche zu verstehen. Auch im Westen ist eine leichte Veränderung dieser Art auszumachen (87 Prozent vs. 10 Prozent). Blank (1997) präsentiert für eine ganz ähnliche, jedoch im Längsschnitt erhobene Frage analoge Ergebnisse für den Wandel zwischen 1993 und 1995. Hier konnten die Kategorien Ost-/West- bzw. Deutscher beide gleichzeitig genannt werden. Der interessante Befund besteht darin, dass sich für die Ostdeutschen die Kategorien „Ostdeutscher“ und „Bürger(in) der heutigen Bundesrepublik“ einander nach wie vor eher ausschließen als die entsprechenden Kategorien für die Westdeutschen.

Ost- und Westdeutsche haben unterschiedliche Bilder der eigenen Vergangenheit; zugleich divergieren auch ihre gegenwärtigen Lebensbedingungen in entscheidender Weise. Beides zusammen bewirkt einen Kontrast im Selbstbild, das vor allem bei den Ostdeutschen von der Idee geprägt ist, „anders“ zu sein als die Westdeutschen. Immerhin zeigt die in Ost und West (!) zu findende Steigerung der Anteile derjenigen, die sich als „Gesamt“-Deutsche erfahren, dass diese Zusammenhänge keine statischen sind und dass sich mit der Lebenssituation der Menschen auch ihr Blick auf die Vergangenheit und ihr Zugehörigkeitsgefühl verändern.

4. Schlussfolgerungen

Individuelle und kollektive Erinnerungsprozesse sind, so hat sich bestätigt, ein Wechselspiel zwischen mehr oder weniger lange zurückliegenden und aktuellen Erfahrungen, zwischen persönlichen Erlebnissen und der kollektiven Institutionalisierung und Objektivierung von historischen Erinnerungen. In der Vergangenheit kann eine bestimmte Deutung historischer Ereignisse vermittelt worden sein; aktuelle Situationsbedingungen und mit ihnen verbundene Identifikationsprozesse wirken als Verstärkung, Modifikation oder Umschreibung dieser Deutung.

Die massenhafte Erfahrung der Entwertung ostdeutscher (Berufs-)Biographien beispielsweise schlägt sich in einer „ostdeutschen Abgrenzungsidentität“ (Pollack und Pickel 1998: 22) nieder, in der vor allem das Gefühl der Unterprivilegierung bestimmend ist. Ihre kulturelle Unterprivilegierung findet in den Augen vieler Ostdeutscher Ausdruck in einem verzerrten, falschen, ungerechten Bild von ihnen und ihrer Vergangenheit. Der häufig verkürzend als „DDR-Nostalgie“ bezeichnete Standpunkt von Ostdeutschen, in der DDR sei nicht alles schlecht gewesen, betont Errungenschaften des DDR-Systems, die vor allem im Nachhinein und in Abgrenzung zur Realität des Referenzsystems Bundesrepublik positiv erfahren werden. Keinesfalls ist darin vorrangig ein Ergebnis ideologischer DDR-Prägung zu sehen. Eine Prägung im deterministischen Sinne ist auch in Bezug auf Geschichtsbilder wenig plausibel. Sozialisierte

Bilder der Vergangenheit sind Vorprägungen, die im Prozess ihrer Aktivierung verändert werden (oder eben nicht), die demnach als Baumaterial in die Konstruktion von Identitäten eingehen.²⁵ Die Menge des verwendbaren historischen Materials ist dabei begrenzt; es bedarf ganz neuer Deutungsimpulse für die Geschichte, damit neue Bausteine in den Deutungsprozess gelangen können.

Die Verdichtung geteilter individueller Erfahrungen zu kollektiven Identitäten erfolgt um ein Zentralereignis herum: Für die Bundesrepublik seit den 60er Jahren war dies die Negativfolie des Nationalsozialismus, vor dessen Hintergrund später auch alle positiven Schlüsselerlebnisse gedeutet wurden (Wirtschaftswunder, 68er). Für die DDR ist ein solches Zentralereignis nicht zuletzt wegen der Existenz des Referenzsystems Bundesrepublik schwer auszumachen; für die Bewohner der neuen Bundesländer ist die Vereinigung Dreh- und Angelpunkt ihrer kollektiven Befindlichkeit. Diese wird zwar auch von einem Teil der Westdeutschen (vor allem den jüngeren) als bedeutsam anerkannt, spielt dort aber längst nicht dieselbe herausragende kollektive Rolle.

Welche Vorhersagen für das weitere Zusammenwachsen der beiden Landesteile lassen unsere Befunde zu? Unterschiedliche Vergangenheiten werden in Abhängigkeit von der aktuellen Situation gedeutet, können in ihrer Substanz aber nicht angeglichen werden. Eine Prognose kann dann unterschiedlich ausfallen, je nachdem welchem Bereich der aktuellen Erfahrung wir den Primat zusprechen, z. B. ob eher die ökonomische oder die kulturelle Unterprivilegierung der Ostdeutschen ausschlaggebend ist, ob es sich also eher um einen Verteilungs- oder um einen Anerkennungskonflikt handelt.

Man könnte argumentieren, für eine pluralistisch angelegte Gesellschaft seien eine einheitliche kollektive Identität und ein von allen geteiltes kollektives Gedächtnis als Grundlage dafür gar nicht notwendig, um Integration zu gewährleisten (so Niethammer 2000; vgl. Kohli 2000). Die Fährnisse, in die das multikulturelle Gesellschaftsprojekt heute geraten ist, sprechen jedoch eher dafür, dass Integration allein über Märkte und staatliche Institutionen an Grenzen stößt und ohne ein Mindestmaß an gemeinsamem Zugehörigkeitsbewusstsein kaum möglich ist. Ein solches Bewusstsein bleibt fragil, solange es keine Ansätze zu einem gemeinsamen Bild der Vergangenheit gibt. Diese Gemeinsamkeit braucht allerdings nicht als ethnokulturelle Tradition verankert zu sein. Die Konstruktion einer Identität war in der deutschen Gesellschaft schon immer mit Schwierigkeiten behaftet – und gerade darin kann auch eine Stärke liegen, indem diese Schwierigkeiten zum Garant für eine immer neue kritische Selbstvergewisserung (nicht nur in Bezug auf die Geschichte) werden.

LITERATUR

Alheit, Peter, Kerstin Bast-Haider und Petra Drauschke (2004): Die zögernde Ankunft im Westen. Biographien und Mentalitäten in Ostdeutschland. Frankfurt am Main.

²⁵ Dies entspricht der Kritik Wohlrab-Sahrs (2004) an der Studie von Alheit et al. (2004). Letztere konstatieren für Ostdeutschland ein starkes Beharrungsvermögen von an Traditionen orientierten Mentalitäten; diesem aus qualitativem Material gewonnenen „Persistenz“-Typus von Mentalität wird der viel seltener auftretende „Modernisierungs“-Typus gegenübergestellt. Mit unseren Daten können wir – in Übereinstimmung mit Wohlrab-Sahr (2004) – zeigen, dass die aktuellen Mentalitäten zumeist durch eine spezifische Kombination von traditionellen (historischen) Prägungen und Anpassungen an die „modernisierte“ Situation erklärt werden (was bei Alheit et al. nur als Restkategorie auftaucht).

- Blank, Thomas (1997): Wer sind die Deutschen? Nationalismus, Patriotismus, Identität - Ergebnisse einer empirischen Längsschnittstudie. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 13, 38-46.
- Blänsdorf, Agnes (1995): Die Einordnung der NS-Zeit in das Bild der eigenen Geschichte: Österreich, die DDR und die Bundesrepublik Deutschland im Vergleich. In: Bergmann, Werner, Rainer Erb und Albert Lichtblau (Hg.): *Schwieriges Erbe. Der Umgang mit Nationalsozialismus und Antisemitismus in Österreich, der DDR und der Bundesrepublik Deutschland*. Frankfurt a. M., New York, 18-45.
- Brunner, Wolfram und Dieter Walz (1998): Selbstidentifikation der Ostdeutschen 1990-1997: Warum sich die Ostdeutschen zwar als Bürger 2. Klasse fühlen, wir aber nicht auf die „innere“ Mauer treffen. In: Meulemann, Heiner (Hg.): *Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland: Erklärungsansätze der Umfrageforschung*. Opladen, 229-250.
- Bürklin, Wilhelm und Christian Jung (2001): Die Deutschland-Trends: Meinungsumfrage. In: Korte, Karl-Rudolf und Werner Weidenfeld (Hg.): *Deutschland-TrendBuch. Fakten und Orientierungen*. Bonn, 673-711.
- Diner, Dan (1995): *Kreisläufe. Nationalsozialismus und Gedächtnis*. Berlin.
- Dittmann-Kohli, Freya, Christina Bode und Gerben J. Westerhof (2001): Die zweite Lebenshälfte –Psychologische Perspektiven. Ergebnisse des Alters-Survey. Stuttgart.
- Döbert, Rainer, Jürgen Habermas und Gertrud Nunner-Winkler (Hg.) (1977): *Entwicklung des Ichs*. Köln.
- Freis, Britta und Marlon Jopp (2001): Spuren der deutschen Einheit. Wanderungen zwischen Theorien und Schauplätzen der Transformation. Frankfurt a. M., u. a.
- Fuchs, Dieter (1997): Welche Demokratie wollen die Deutschen? Einstellungen zur Demokratie im vereinigten Deutschland. In: Gabriel, Oscar W. (Hg.): *Politische Orientierungen und Verhaltensweisen im vereinigten Deutschland*. Opladen, 81-113.
- Gensicke, Thomas (1998): Die neuen Bundesbürger. Eine Transformation ohne Integration. Opladen.
- Gensicke, Thomas (1999): Die feinen Unterschiede. Die Deutschen im Blick der Werteforschung. In: Probst, Lothar (Hg.): *Differenz in der Einheit. Über die kulturellen Unterschiede der Deutschen in Ost und West*. Berlin, 132-143.
- Groehler, Olaf (1993): Der Holocaust in der Geschichtsschreibung der DDR. In: Moltmann, Bernhard u. a. (Hg.): *Erinnerung. Zur Gegenwart des Holocausts in Deutschland-West und Deutschland-Ost*. Frankfurt a. M., 47-65.
- Halbwachs, Maurice (1967): *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart.
- Heinrich, Horst-Alfred (1996): Zeithistorische Ereignisse als Kristallisationspunkte von Generationen. Replikation eines Meßinstrumentes. In: *ZUMA-Nachrichten* 39, 20, 69-94.
- Herbert, Ulrich (1993): Der Holocaust in der Geschichtsschreibung der Bundesrepublik Deutschland. In: Moltmann, Bernhard (Hg.): *Erinnerung. Zur Gegenwart des Holocausts in Deutschland-West und Deutschland-Ost*. Frankfurt a. M., 31-45.
- Hurrelmann, Klaus (1986): Das Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts in der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, Klaus (Hg.): *Lebenslage, Lebensalter, Lebenszeit. Ausgewählte Beiträge aus den ersten fünf Jahrgängen der „Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie“*. Weinheim, Basel, 11-23.
- Kaase, Max und Petra Bauer-Kaase (1998): Deutsche Vereinigung und innere Einheit 1990-1997. In: Meulemann, Heiner (Hg.): *Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland: Erklärungsansätze der Umfrageforschung*. Opladen, 251-267.
- Kohli, Martin (1981): Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdwahrnehmung. In: Matthes, Joachim (Hg.): *Lebenswelt und soziale Probleme (Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages)*. Frankfurt a. M., 502-520.
- Kohli, Martin (1994): Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung. In: Kaelble, Hartmut, Jürgen Kocka und Hartmut Zwahr (Hg.): *Sozialgeschichte der DDR*. Stuttgart, 31-61.

- Kohli, Martin (2000): The Battlegrounds of European Identity. In: *European Societies*, 2, 113-137.
- Kohli, Martin und Harald Künemund (Hg.) (2000): Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey.
- Kohli, Martin, Harald Künemund, Andreas Motel und Marc Szydlík (Hg.) (2000): Grunddaten zur Lebenssituation der 40-85jährigen deutschen Bevölkerung. Ergebnisse des Alters-Survey. Berlin.
- Künemund, Harald (2000): Datengrundlage und Methoden. In: Kohli, Martin und Harald Künemund (Hg.): Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey. Opladen, 33-40.
- Mannheim, Karl (1928): Das Problem der Generationen. In: *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie*, 7, 157-185; 309-330.
- Meulemann, Heiner (1998): Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland. Opladen.
- Niethammer, Lutz (2000): Kollektive Identität: Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur. Reinbek bei Hamburg.
- Pollack, Detlef und Gerd Pickel (1998): Die ostdeutsche Identität - Erbe des DDR-Sozialismus oder Produkt der Vereinigung? In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 41-42, 9-23.
- Reißig, Rolf (1999): Nach dem Systemschock. Transformation im Osten und Wandel der „alten“ Bundesrepublik. In: Czada, Roland und Hellmut Wollmann (Hg.): Von der Bonner zur Berliner Republik. 10 Jahre Deutsche Einheit (Leviathan, Sonderheft 19/1999). Opladen, 73-88.
- Ritter, Claudia (1997): Politische Identitäten in den neuen Bundesländern: Distinktionsbedarfe und kulturelle Differenzen nach der Vereinigung. In: Wiesenthal, Helmut (Hg.): Einheit als Privileg: Vergleichende Perspektiven auf die Transformation Ostdeutschlands. Frankfurt a. M., New York, 141-187.
- Ritter, Henning (2001): Moralschmelze. Karl Heinz Bohrer liest: Attacke auf die Erinnerungskultur. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 31.05.2001.
- Rosenthal, Gabriele (2000): Historische und familiäre Generationenabfolge. In: Kohli, Martin und Marc Szydlík (Hg.): Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen, 162-178.
- Schlegelmilch, Cordia (2000): Biografie und Legitimität. Ergebnisse einer Gemeindestudie in Ostdeutschland. In: Miethe, Ingrid und Silke Roth (Hg.): Politische Biografien und sozialer Wandel. Gießen, 40-62.
- Schlegelmilch, Cordia (2004): Wurzeln beginnt mit W, das ist schon immer so gewesen. Zusammenleben in einer sächsischen Kleinstadt vor und nach 1989 (Teil 1). In: *BIOS*, Jg. 17, 35-68.
- Schluchter, Wolfgang (1996): Neubeginn durch Anpassung? Studien zum ostdeutschen Übergang. Frankfurt a. M.
- Schmidt, Peter (1998): Nationale Identität, Nationalismus und Patriotismus in einer Panelstudie 1993, 1995 und 1996. In: Meulemann, Heiner (Hg.): Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland: Erklärungsansätze der Umfrageforschung. Opladen, 269-281.
- Schuman, Howard und Jaqueline Scott (1989): Generations and Collective Memories. In: *American Sociological Review*, 54, 359-381.
- Schuman, Howard, Cheryl Rieger und Vladas Gaidys (1994): Collective Memories in the United States and Lithuania. In: Schwarz, Norbert und Seymour Sudman (Eds.): *Autobiographical Memory and the Validity of Retrospective Reports*. New York, 313-333.
- Scott, Jacqueline und Lilian Zac (1993a): Collective Memories in Britain and the United States. In: *Public Opinion Quarterly*, 57, 315-331.
- Scott, Jacqueline und Lilian Zac (1993b): Generations, Collective Memory and the Events in Europe. Essex: ESRC Research Centre on Micro-Social Change.
- Thiele, Hans-Günther (Hg.) (1997): Die Wehrmachtsausstellung: Dokumentation einer Kontroverse. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

- Veen, Hans-Joachim (1997): Innere Einheit - aber wo liegt sie? In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 40-41, 19-28.
- Weidenfeld, Werner (2001): Geschichte und Identität. In: Korte, Karl-Rudolf und Werner Weidenfeld (Hg.): *Deutschland-TrendBuch. Fakten und Orientierungen*. Bonn, 29-58.
- Weigl, Michael und Lars C. Colschen (2001): Politik und Geschichte. In: Korte, Karl-Rudolf und Werner Weidenfeld (Hg.): *Deutschland-TrendBuch. Fakten und Orientierungen*. Bonn, 59-94.
- Wohlrab-Sahr, Monika (2004), Systemtransformation und Biographie: Kontinuierungen und Diskontinuierungen im Generationenverhältnis ostdeutscher Familien. Erscheint in: *Soziale Ungleichheit – Kulturelle Unterschiede*. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004.

Nazi, Opportunist, „Bandenbekämpfer“, Kriegsoffer

Dokumentarische Evidenz und Erinnerungssplitter zu meinem Vater

Gerhard Botz¹

Anton Botz, geb. 1912 in Niederösterreich, Handelsangestellter, Bundesheersoldat, Gerichtsbeamter, NSDAP-Mitglied, Soldat der deutschen Wehrmacht in Stalingrad und Italien, 1944 in Ungarn im Kampf getötet.

Ich habe meinen Vater nicht gekannt. Nur vage Erinnerungen aus einer Zeit, als ich, geboren 1941, noch nicht drei Jahre alt gewesen sein mag, wie ich aus den wenigen, mir zur Verfügung stehenden „harten Daten“ der offiziellen Dokumente rekonstruieren kann. Diese Erinnerungen sind schemenhaft mit einem angenehmen Gefühl von Hochgenommen-Werden und etwas, wie Bewunderung zu empfinden, verbunden. Einige Schwarz-Weiß-Fotos zeigen ein solches Bild, eine Vergrößerung war lange Zeit im Vorzimmer aufgehängt gewesen. Es zeigt einen jungen Wehrmachtssoldaten in einem Obstgarten, der einen gestikulierenden, etwa zweijährigen Buben in den Armen hält. Wahrscheinlich hat es die Erinnerung überformt oder erst geschaffen. Andere, mit einer Kleinbildkamera gemachte Aufnahmen liegen noch im Nachlass meiner Mutter. Dann gibt es noch die Assoziation von Glück und Stolz, vom Vater in die Restauration des spät-habsburgischen Bahnhofsgebäudes auf ein Kracherl (heute würde man sagen: eine mit Kohlensäuregas versetzte, künstlich gefärbte Limonade) eingeladen worden zu sein, eine Episode, oft erzählt von meiner Mutter.

Und eine sicher eigene Erinnerung, die, wie ich rekonstruiere, während des Fronturlaubes meines Vaters auf den Winter 1943/44 zu datieren ist. Ich werde nachts wach, quengle, will partout eine Orange, die, eine ganze Holz-Steige voll, mein Vater aus Italien mitgebracht hat: Das Nachtkastl-Licht geht an, meine Mutter schimpft mich aus, mein Vater wahrscheinlich ist es, der mich beruhigt und durch die Stäbe des Gitterbetts eine kühle, runde, rotgelbe Orange reicht. Ich beiße vor Freude hinein. – Enttäuscht habe ich zusammenziehende Bitterkeit im Mund ...

Schließlich die für mich wohl prägendste Erinnerung an eine Szene, die immer visuell abrufbar ist: Es ist ein grauer Spätherbsttag (gegen Ende November 1944 muss es gewesen sein), nicht feucht und nicht sehr kalt. Ich spiele mit einem Freund in der Sandkiste im Garten der Zweifamilien-Villa am Rande der Kleinstadt. (Wir – meine berufstätige Mutter, meine Großmutter und ich – bewohnten das untere Stockwerk.) Mein Freund und ich spielen sehr intensiv, etwas mit Mauern aus feuchtem Sand,

1 Gerhard Botz ist Inhaber des zeitgeschichtlichen Lehrstuhls an der Universität Wien. Dieser Aufsatz wird im kommenden Jahr in einem Sammelband veröffentlicht.

Straßen, Holzstöckchen als Autos. Auf einmal steht ein unbekannter, grau gekleideter Mann vor dem Gartentor, hinter dem mit brauner Linol-Farbe gestrichenen Lattenzaun, klingelt, meine Großmutter erscheint in der Haustüre, lässt den Fremden herein, führt ihn ins Haus. Später kommt sie wieder heraus, mit einem merkwürdigen Ausdruck im Gesicht, geleitet den Mann – wie man mir später erzählt, den Ortsgruppenleiter – zum Gartentor. Dann verlangt sie mit ungewohnter Strenge, mein Freund müsse sofort heimgehen, was ich absolut nicht verstehe, da das Spielen nicht zu Ende und es noch nicht Abend ist.

Dennoch, ich werde in die Küche geführt. – Meine Mutter sitzt auf dem Sofa, die Arme auf den Küchentisch gestützt, sich den Kopf haltend, das Gesicht zwischen den brünetten Haaren rot verweint, entsetzlich schluchzend. Die Unmittelbarkeit der Szene als solche ist es, die mich mehr ängstigt als die Mitteilung, dass Vati tot ist, im Krieg gefallen.

Dieses Bild und die Bedeutung, die ich ihm, seit ich politisch zu denken begann, zuschreibe, begleiten mich. Es wurde schon, als ich noch ein Kind war und mit Holzlatten (oder sonst wie) Krieg spielen wollte, von den Ermahnungen der Großmutter und der Mutter begleitet: Krieg ist schlecht, Politik ist schlecht! Ich denke, auch mein Studienwechsel im dritten Semester von der Biologie zur Geschichte und die Wahl meines Dissertationsthemas sind davon beeinflusst: um dazu beizutragen, dass Gewalt und Kriegselend in Hinkunft verhindert werden können.

Erst im Zuge eines Seminars (in meinem 62. Lebensjahr) habe ich begonnen – von meinen Studentinnen und Studenten an der Universität bestärkt –, ein intensiveres „Gespräch“ mit der Vergangenheit meines Vaters, Anton Botz, aufzunehmen und dessen Geschichte mit dem Metier meines Fachs zu (re-)konstruieren. Aus der Perspektive einer „Ego-Histoire“ versuche ich hier, in der Verschränkung von subjektiven (Familien-)Erinnerungen, bürokratischen Dokumenten aus der NS-Zeit und zeitgeschichtlichem Wissen vier Episoden zu skizzieren. Sie scheinen mir signifikant für ein Bild von meinem Vater zu sein.

I.

Ich bin aufgewachsen in dem aus dem Innviertel kommenden mütterlichen Teil der Familie, ursprünglich nicht erbende Bauernsöhne und Mägde, dann in der Zwischenkriegszeit Tischler, Schneider, Büroangestellte und kleine Beamte, die in den 1930er Jahren von der sozialdemokratischen Tradition abkamen. Ein Teil von ihnen wandte sich dem Nationalsozialismus zu, zwei wurden Kommunisten, die gemeinsam mitwirkten, den 1934 aus dem Gefängnis entkommenen Linzer Schutzbundführer Richard Bernaschek über den Inn in das nationalsozialistische Bayern zu bringen. Meine Mutter arbeitete zunächst als Rechtsanwaltssekretärin und lernte dabei meinen Vater, damals Gerichtsbeamter, kennen. Sie heirateten im Heiratsboom nach dem „Anschluss“, und in der Aufbruchsstimmung nach dem Sieg über Frankreich, der baldigen Frieden zu verheißen schien, wurde ich gezeugt.

Der väterliche Teil der Familie, der bis 1955 (aus der Sicht von Westösterreich) jenseits der amerikanisch-sowjetischen Demarkationslinie lag, ist mir immer etwas fremd geblieben. Großvater Leopold war Eggenmacher, der noch als Besitzer einer kleinen Landwirtschaft in der Nähe von Ruprechtshofen bis ins hohe Alter sein heute längst verschwundenes Landhandwerk ausübte. Seine Vorfahren stammten, wie es die

Familienerinnerung wissen will, aus dem Rheinland (wo es noch heute viele Personen desselben Familiennamens gibt), sie sollen von Maria Theresia als Siedler auf Ulmer Schachteln über die Donau an die Militärgrenze der Habsburgermonarchie verschifft, in Siebenbürgen jedoch nicht dauerhaft sesshaft geworden sein und sich deshalb wieder nach Westen gewandt haben. Jedenfalls haben sie sich im niederösterreichischen Alpenvorland niedergelassen, wo sie im „großen Ahnenpass“, den ein Onkel zwecks seiner NS-Karriere 1938 zusammenstellen ließ, aufscheinen. Irgendwo in einem Heimathaus der Gegend soll sich eine Urkunde von ihrer Bauernbefreiung befinden, erzählten mir Verwandte.

In der Zwischenkriegszeit begann auch dieser Zweig der Familie, aus der bäuerlichen Lebensform herausgebrochen zu werden. Während die drei Töchter der Großeltern im ländlichen Milieu verblieben, wichen die beiden Söhne in nichtagrarische Berufe aus, ein nicht unübliches soziales Mobilitätsmuster. Der ältere Sohn, Onkel Leo, erlernte das Bäckergewerbe und wurde SA-Sturmführer und Ortsgruppenleiter. Der jüngere Sohn, mein Vater, geboren 1912, absolvierte bis 1930 die kaufmännische Lehre in einem Kaufhaus eines niederösterreichischen Marktfleckens und war danach in prekären Arbeitsverhältnissen als Handelsangestellter tätig, bevor er im Sommer 1932 arbeitslos wurde.

Seit Jahren analysierte ich anhand Tausender Mitgliedskarten der NSDAP im Berlin Document Center (heute Bundesarchiv Berlin) die soziale Herkunft der österreichischen Nazis. Demnach sind überdurchschnittlich viele Angestellte der NSDAP beigetreten, jedenfalls wenn sie außerhalb des „Roten Wien“ in eher konservativen oder deutschnationalen Milieus lebten und im Handel, öffentlichen Dienst oder Verkehr tätig waren. Besonders anfällig für die neue, antidemokratische, antisozialistische und zugleich antibürgerliche, radikal (deutsch-)nationale Bewegung waren junge Männer, die zwischen 1904 und 1913 geboren waren. Sie stellten bis 1933 das bei weitem wichtigste Rekrutierungspotenzial der österreichischen NSDAP dar. Erst am Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise wurde diese Partei zur Massenbewegung und soziostrukturell zu einer asymmetrischen Volkspartei. In ihr waren damals fast alle sozialen Gruppen vertreten, nur Industriearbeiter und (im katholischen Österreich) Bauern waren – im Vergleich zur gesamten Bevölkerung – unter den Mitgliedern und Wählern der NSDAP unterrepräsentiert.

Bei vielen Handelsangestellten im Umfeld des Nationalsozialismus haben sich mehrere Motivationsfaktoren überlagert und verstärkt. Sie befanden sich oft in einer sozial ambivalenten Lage zwischen einerseits den Chefs, besitzenden Kaufleuten oder Kleinunternehmern, und andererseits der industriellen, sozialistisch organisierten Arbeiterklasse und den bäuerlichen Schichten, aus denen sie im generationsübergreifenden Aufstieg oft hergekommen waren. Nicht mehr durch katholische Kirchentreue in der bäuerlichen Lebenswelt immunisiert und nicht selten in der antisemitisch-deutschnationalen Tradition der „Handlungsgehilfen“ stehend, ergaben sie sich massenhaft der weltlichen Heilsversprechung des Nationalsozialismus, als Weltwirtschaftskrise und Versagen der traditionellen bürgerlichen Parteien ihre gesellschaftlichen Aufstiegserwartungen arg enttäuschten. Als Hauptübel galten die Juden, über die mein Vater, „Jiddisch“ nachahmend, Witze erzählt haben soll. Dazu kam, dass gerade jene Altersgruppen, die sich während und unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg in der Adoleszenz befanden, im Geist des Militarismus und des „nationalen Aufbruchs“ politisch sozialisiert wurden. Der Nationalsozialismus verkörperte für sie sowohl

Revolte gegen die – metaphorisch gesprochen – schwach und starr gewordenen „alten Väter“ als auch Erneuerung der im und nach dem Ersten Weltkrieg verloren gegangenen hierarchischen Ordnung. Erneuerte militärische Gewalt gegen außen und Eliminierung der inneren Feinde bedurften der kompensatorischen Sicherheit in der „Volksgemeinschaft“. Große Teile der Jugend, die in den Jahren um den Ersten Weltkrieg geboren wurden, waren von politischem Aktionismus erfüllt und verstanden sich auch im zivilen Leben als aufstiegsorientierte „Tatmenschen“. Sie wurden leicht zu „Tätern“ in der Politik.

So muss auch das soziale und weltanschauliche Milieu meines Vaters gewesen sein. Aus den Familienerzählungen wusste ich von seiner NSDAP-Mitgliedschaft, auch von einigen Ungereimtheiten, dass er sich 1938 als Beamter um die Parteimitgliedschaft bemüht habe, dennoch nicht gleich zugelassen wurde, und dass mit Hilfe seines Bruders etwas getrickst worden sei. Ich habe seit vielen Jahren von einer Karteikarte in der NSDAP-Hauptkartei im Berlin Document Center gewusst, sie auch eingesehen, jedoch eine genauere Recherche der Hintergründe verschoben, da diese ohnehin nichts, was über die „üblichen“ Nazis hinausging, zu ergeben schien. Erst vor wenigen Monaten habe ich den ganzen Partei-Akt unter dem Namen meines Vaters angefordert und eine Kopie davon erhalten. Ich war einigermaßen überrascht: Eine gelbe Mitgliedskarte vermerkt seinen Parteieintritt bereits mit „31.8.1931“ und die Vergabe der Mitgliedsnummer 514.626 durch die niederösterreichische Ortsgruppe Kirchberg an der Pielach. Am selben Tag wurde ihm die „Prov[isorische] Mitgliedskarte ausgestellt“, wie auf der Karte vermerkt ist. Dieses frühe Beitrittsdatum bedeutet, dass er zu den etwa 68.000 „Alten Kämpfern“ gezählt werden konnte, die schon vor dem Parteiverbot in die NSDAP aufgenommen worden waren und nach 1938 hohes Prestige unter den Nazis genossen.

Allerdings ist auf der untersten Zeile dieser Karteikarte auch ein Wiederaustritt verzeichnet. Die Eintragungen hiezu, teils handschriftlich, teils eingestempelt, sind allerdings nicht ganz eindeutig, sie sind jedoch folgendermaßen zu deuten: Am 2. Oktober 1931 wurde eine positive Entscheidung der Reichsleitung über die Aufnahme meines Vaters an die Ortsgruppe Gresten gesandt; davon habe er jedoch, wie mein Vater später angab, nichts erhalten. Mit 1. Januar 1933 wurde „parteioffiziell“ sein Austritt vermerkt. Mit dem Datum 1. Jänner 1941 erfolgte eine Wiederaufnahme, auf die ich später noch eingehen werde. In ähnlichen anderen Fällen habe ich eine solche Datenlage als Hinweis auf ein temporäres lockeres Verhältnis zur NSDAP interpretiert. Die Münchner Parteibürokratie legte in den Jahren 1943/44 ihre eigenen Eintragungen schließlich so aus, dass Anton Botz nach vier Fünftel Jahren der Mitgliedschaft mit dem Vermerk „ausgetreten“ mit dem Datum „1.1.1933“ aus der Mitgliederkartei „gestrichen“ worden war.

Ein NS-Mitgliedschaftsverhalten meines Vaters, wie ich es hier erschließe, deckt sich mit Befunden eigener statistischer Auswertungen einer Vielzahl von Ein- und Austritten. Diese sozialhistorischen Forschungen haben ergeben, dass fast die Hälfte aller österreichischen Nazis der frühen 1930er Jahre nach mehr oder weniger langer NSDAP-Zugehörigkeit wieder austraten oder „die Verbindung zur Partei“ verloren hatten. Dies könnte als Indiz dafür gewertet werden, dass die NSDAP zunächst – in Österreich ebenso wie in Deutschland – eine relativ instabile Protestbewegung gewesen ist, die sich möglicherweise schon im Stadium des Zerfalls befand, als Hitler sozusagen im letzten Augenblick von konservativen und deutschnational-bürgerlichen

Bündnispartnern in Deutschland noch an die Macht verholten wurde, wie deutsche Historiker annehmen. Davon ging eine neue Sogwirkung auf Österreich aus. Spätestens im Jänner 1933 wurde der Nationalsozialismus auch in Österreich zu einer massiven politischen Kraft. Seine Mitgliederentwicklung war schon 1932 explosiv gewesen und war dennoch bis dahin hinsichtlich ihrer Mitgliederdichte rund zwei Jahre hinter jener der deutschen NSDAP nachgehinkt. Umso erstaunlicher ist, dass mein Vater die vor den Toren der Macht stehende Bewegung wieder verlassen hat. 1938 schrieb er rechtfertigend darüber in einem parteiinternen Fragebogen: „Bin im Herbst 1931 infolge Postenwechsels nach Gresten gekommen. Habe in der Folgezeit der dortigen Ortsgruppenführung als Propagandaleiter angehört. Im Sommer wurde ich von meinem Chef, der damals christl. soz. Bürgermeister war, entlassen, sodass ich von Gresten wegkam. Ich habe dann bis einschließlich Dezember 1932 die Mitgliedsbeiträge bei der Ortsgr[uppe] Gresten weitergezahlt. Da ich arbeitslos war, habe ich weiter keine Beiträge mehr geleistet. Im März kam ich zum österr. Bundesheer. Nun habe ich jede Verbindung zur Partei verloren.“

In der Tat hatte er sich im November 1932 um eine Anwerbung zum österreichischen Bundesheer „zu einem sechsjährigen Präsenzdienst“ bemüht und mit 27. März 1933 seinen Dienst im „Niederösterreichischen Feldjägerbataillon zu Rad Nr. 3“ in Stockerau, einem Vorort Wiens, angetreten. Dabei leistete er, während sich Dollfuß schon mit der Ausschaltung des Nationalrates auf den Weg des Verfassungsbruchs und der Diktatur begeben hatte, den üblichen feierlichen Eid bei Gott dem Allmächtigen. Er gelobte, unter Einsatz seines Lebens sein Vaterland und die verfassungsmäßigen Einrichtungen zu schützen und mit allen seinen Kräften „der Republik und dem österreichischen Volk zu dienen: So wahr mir Gott helfe!“

Dieser half ihm jedoch nicht, da er bereits nach zwei Monaten bei den „Frühübungen“ stürzte und sich eine Fraktur des Fußwurzelknochens zuzog. Danach war er nur beschränkt diensttauglich. Ende 1933 wurde ihm in seinem Personalakt bescheinigt, „als Schütze gut ausgebildet“ zu sein, sein Charakter sei „heiter, aufgeweckt, gefestigt“, er versehe „seinen Dienst zufriedenstellend, ambitioniert“ und habe die Eignung als Kanzleihilfskraft, sei jedoch für eine Beförderung „nicht geeignet“. Ein Einsatz im Februar 1934 gegen die sozialdemokratischen Arbeiter, die sich vergeblich gegen die Dollfuß-Diktatur erhoben, scheint ihm so erspart geblieben zu sein, obwohl an den Kämpfen in Wien-Floridsdorf Stockerauer Radfahreinheiten beteiligt waren. Seine positive Dienstbeschreibung von 1933 wiederholte sich wörtlich auch ein Jahr später, nachdem er schon einem Kreisgericht in Oberösterreich zum „Zivilprobendienst“ zugeteilt worden war. Nach Ablegung der „Beamtenmatura“ erhielt er dort die Stellung eines Gerichtsbeamten. Wenn man den hohen sozialen Status von Staatsbeamten in der damaligen Zeit bedenkt, dann hatte er bereits im Alter von 25 Jahren in einer generell krisenhaften Zeit eine beachtlich rasche Karriere gemacht.

Es ist evident, dass Anton Botz im öffentlichen Dienst und als Mitglied des christlich-sozialen „Wehrbundes“ und der „Vaterländischen Front“ des autoritären österreichischen Regimes, das die NSDAP verboten und auch den Juli-Putsch der Nazis 1934 niedergeworfen hatte, nicht bekennender Nationalsozialist sein konnte oder es nicht mehr sein wollte. Denn im Jahre 1936 ereignete sich bei seiner dienstlichen Tätigkeit als Gerichtsvollzieher ein Vorfall, der ihm in den Jahren nach 1938 noch beträchtliches Ungemach bereiten sollte. Beim Vollzug einer gerichtlichen Pfändung erfüllte er seine Pflicht, als er bei einem illegalen Nationalsozialisten „eine SA-Uniform, 1

Stahlhelm und einen SA-Dolch“ entdeckte und Anzeige erstattete. Der „betroffene Parteigenosse“ musste daraufhin, um sich der Bestrafung zu entziehen, ins Deutsche Reich fliehen. Nach dem „Anschluss“ und der Einführung der nationalsozialistischen Berufsbeamtengesetze in Österreich, die dazu dienten, „das Beamtentum von fremdrassig und politisch unzuverlässigen Elementen zu säubern“, wurde gegen meinen Vater ein dienstrechtliches Verfahren eingeleitet, über das mir nichts Näheres bekannt ist, das jedoch nicht zu seiner Entlassung führte.

Einen strengeren Maßstab an Gesinnungstreue legte jedoch das neue Regime an seine Parteigenossen an. Die NSDAP verstand sich als eine Elite, der nicht mehr als ein Zehntel aller „Volksgenossen“ angehören sollten, auch dann, als in den Gauen der „Ostmark“ diese Schwelle durch den unbändigen Drang vieler Österreicher und Österreicherinnen, in die Monopolpartei zu kommen, ins Wanken zu geraten drohte. Allein wenn man von dieser – in der „Ostmark“ später teilweise noch übertroffenen – Zehn-Prozent-Quote ausgeht, gehörten bald an die 30 Prozent aller erwachsenen männlichen Österreicher der NSDAP an, während Frauen weitaus weniger zahlreich unter den Parteimitgliedern vertreten waren. Mit ihren zahlreichen Nebenorganisationen erfüllte die nationalsozialistische Partei nach der Machtübernahme eine wichtige systemstabilisierende Funktion bei der Propaganda und „weltanschaulichen Ausrichtung“, bei der Mobilisierung gegen innere und äußerer „Feinde“ und bei der sozialpolitischen und protektionistischen Belohnung ihrer Mitglieder und der „guten Volksgenossen“. Sie erhob den (praktisch so nicht realisierten) Anspruch auf die alleinige Führung des Staates, „greift in alle Lebensverhältnisse ein und nimmt führend Anteil an ihrer Gestaltung“, wie es im „Völkischen Beobachter“ im Juni 1938 hieß. Als besonders prestigereich und karrierefördernd galten niedrige Mitgliedsnummern und der Status eines „Illegalen“, d.h. der Nachweis nationalsozialistischer Betätigung während der Verbotszeit. Ein solcher ranghoher Status wurde durch die Zuteilung einer Mitgliedsnummer in dem für die Österreicher reservierten Nummernblock von 6 100 000 bis 6 600 000 geschaffen und kam in dem einheitlichen (rückwirkend erteilten) offiziellen Aufnahmedatum vom „1. Mai 1938“ zum Ausdruck. Nach dem „Anschluss“ wollten sich Hitler und der von ihm ins Land gesandte Reichskommissar Josef Bürckel ihre Partei nicht von den zuströmenden Opportunisten und „Märzveilchen“, die erst im März 1938 ihre nationalsozialistische Gesinnung entdeckt hatten, verwässern lassen. Bürckel verfügte daher zunächst einen Aufnahmestopp und dann ein strenges Aufnahmeverfahren. Dennoch versuchten viele österreichische NS-Funktionäre, oft erfolgreich, diese Restriktionen zu unterlaufen und möglichst viele ihrer Mitkämpfer und Freunde in die Partei zu bringen. Erst ab Ende 1939 kam es zu einer gewissen Lockerung der Aufnahmerestriktionen, bis ab 1942 nahezu nur noch jahrgangsweise Mitglieder der „Hitler Jugend“ und des „Bundes Deutscher Mädchen“ aufgenommen wurden.

Wer es im Dritten Reich zu etwas bringen wollte, meinte daher, sich um die Parteimitgliedschaft, und zwar mit einer möglichst niedrigen, d.h. früh vergebenen Nummer bemühen zu müssen. So beantragte mein Vater Ende Mai 1938 nicht nur seine Wiederaufnahme in die NSDAP, sondern auch die Anerkennung als „Illegaler“. Damit setzte er allerdings im Parteiapparat, wie in manchen ähnlichen Fällen auch, ein lang dauerndes und penibles Untersuchungsverfahren in Gang, das bis zur obersten Instanz in München reichte. Im Zuge dieses Verfahrens schenkten die Parteirichter in den Jahren bis 1941 seinen widersprüchlichen Beteuerungen über einen nur

zeitweiligen „Verlust der Verbindung“ zur Partei keinen Glauben. Als besonders gravierend wurde in dem Parteigerichtsverfahren gegen meinen Vater angesehen, dass er einen Parteigenossen der österreichischen Polizei gemeldet habe. Über die „charakterliche Veranlagung des Angeschuldigten“ fällten sie ein vernichtendes Urteil. Es handle sich bei ihm „um einen Menschen, der bereit ist, jederzeit seine politische Einstellung wirtschaftlichen oder sonst eigensüchtigen Erwägungen nachzuordnen. Wenn die Tatsache seiner sofort mit dem Parteiverbot erfolgten Unterbrechung seiner Mitgliedschaft allein schon geeignet wäre, Mängel in seiner politischen Zuverlässigkeit aufzuzeigen, so hat er sich durch den Verrat eines Parteigenossen selbst aus der Kameradschaft der Parteigenossenschaft ausgeschlossen“.

Welche beruflichen Nachteile ihm aus der Verweigerung der Aufnahme in die NSDAP erwachsen, ist nicht geklärt. Jedenfalls avancierte Anton Botz vom „Amtsgehilfen“, der er noch 1938 gewesen war, bis 1942 zum „Justizinspektor“. Er wandte offensichtlich zwei soziale, in Österreich nicht unübliche Strategien an: Mobilisierung familiärer und sonstiger „Beziehungen“ und Bezeugung von Eifer dem Regime gegenüber. Dabei kam ihm zu Hilfe, dass sein Bruder Leo ein anerkannter Nazi und in einer niederösterreichischen Kleinstadt Ortsgruppenleiter war. Wie mir dieser und später dessen Witwe, Tante Lex, einmal erzählten, habe Leo alles in Bewegung gesetzt, um meinen Vater aus seiner misslichen Lage zu befreien. Mein Vater sei zwar schon vor 1938 dem Nationalsozialismus nahe gestanden, jedoch in seiner niederösterreichischen Zeit nie wirklich Parteimitglied gewesen, obwohl er für die NSDAP Werbung gemacht habe; es sei eine Ironie, dass der „kleinere Nazi“ schließlich die frühere, niedrigere Mitgliedsnummer erhalten habe. Leo, der „größere Nazi“, erzählte Tante Lex, habe eine „höhere“ Mitgliedsnummer, so um die 1,5 Millionen, erhalten. Ihm sei es mit Hilfe von befreundeten Parteigenossen gelungen, „es“ für meinen Vater „zu richten“. Ihre Worte waren von einem schelmischen Augenzwinkern begleitet, das ich damals nicht verstanden habe. Auch die jüngste Schwester meines Vaters, nunmehr eine über 80-jährige Frau, erzählte in einem Gespräch, das ich erst vor kurzem mit ihr geführt und auf Tonband aufgenommen habe, ähnliches. Das offizielle Beitrittsdatum und die Mitgliedsnummer sind also nicht unbedingt verlässliche Indikatoren für den Zeitpunkt der wirklichen Aufnahme in die NSDAP; auch so „harte Daten“ wie die Karteikarten und die darauf „schwarz auf weiß“ gemachten Einträge können in einzelnen Fällen gefälscht und mehr oder weniger weit von der historischen Wahrheit entfernt sein.

Neben seinen Anstrengungen um eine Bereinigung seiner Partei-Angelegenheit legte Anton Botz ab 1938 sichtliche Regimetreue an den Tag. Er trat aus der katholischen Kirche aus und wurde „gottgläubig“. Ich selbst wurde, wie mir Mutter und Großmutter erzählten, von diesen gegen den Willen meines Vaters zur Taufe gebracht; sie hätten das politische Engagement meines Vaters als übertrieben und zu exponiert abgelehnt. Der Kreisleiter von Ried-Schärding beurteilte meinen Vater daher 1943 ganz anders als früher: „Bolz hat sich seit dem Umbruch tadellos verhalten, in der Kreiswaltung der NSV [NS-Volkswohlfahrt] als Leiter der Stelle Jugendhilfe eifrig mitgearbeitet und auch sonst durch seine Haltung gezeigt, dass er den Nationalsozialismus bejaht und bereit ist, sich für die Bewegung einzusetzen.“

Als mein Vater schon zur Wehrmacht eingezogen worden war, kam jedenfalls sein Wiederaufnahmeverfahren in Gang. Die NSDAP-Ortsgruppen- und Kreisleitung seines Wohnorts gaben ihren Widerstand gegen seine Aufnahme in die Partei auf,

selbst der Gauleiter von Oberdonau, Eigruber, konnte veranlasst werden, eine Befürwortung abzugeben. Zwar wurde Anton Botz ausdrücklich die Wiedererteilung der alten Mitgliedsnummer verweigert, jedoch wurde er am 22. April 1944 – wie in vielen ähnlichen Fällen auch – rückwirkend „zum 1.1.1941 in die Partei wiederaufgenommen“. Er erhielt eine neue, blaue Mitgliedskarte, auf der die Nummer 8 432 723, eine der höchsten noch vergebenen Mitgliedsnummern, eingetragen war, jedoch als erstes Aufnahmedatum wieder der 31. August 1931 aufschien. Im Herbst 1944 wurde meine Mutter, die im Krieg am Bezirksgericht wieder zu arbeiten begonnen hatte und ebenfalls in Nebenorganisationen des NS-Regimes Eifer an den Tag legte, verständigt, wie sie nach 1945 auf einem dienstlichen Fragebogen angab, dass ihr „Mann nunmehr in die NSDAP aufgenommen wurde und dass ihm dies anlässlich seines nächsten Urlaubes eröffnet werden wird.“ Dazu kam es nicht mehr, da er im Krieg fiel, noch bevor er Urlaub erhalten hatte. Meine Mutter musste allerdings die nicht unbeträchtlichen Mitgliedsbeiträge ab 1941 nachzahlen. Die NSDAP war auch ein riesiger Parteifinanzierungsapparat und ihr Mitgliederwesen ressortierte deshalb nicht zum Reichsorganisationsleiter, sondern zum Reichsschatzmeister in München.

War mein Vater nun ein „kleiner“ oder ein „großer“ Nazi? Diese Frage, die im Entschuldigungsdiskurs der Zeit nach 1945 als eine entscheidende galt, ist nicht mehr mit letzter Sicherheit zu klären und wäre nur bei der Anwendung der „Entnazifizierungsgesetze“, die er nicht mehr erlebte, einigermaßen offiziell geklärt worden. Er zählte zu den 1943 insgesamt fast 700.000 österreichischen Nationalsozialisten, die sich nach 1945 zunächst in einer unterschiedlich gravierenden Weise Maßregelungen, Entlassung vom Dienst, Einstellung ihrer Gehaltszahlungen, vielleicht auch strafrechtlicher Untersuchung ausgesetzt gesehen hätten, wären diese Gesetze konsequent angewandt worden. Zwar wäre nach dem ersten „Entnazifizierungsgesetz“ von 1945 seine Parteimitgliedschaft vor dem NSDAP-Verbot nicht strafbar gewesen, nur seine beanspruchte, von der NSDAP selbst nicht anerkannte Tätigkeit in der Illegalität und danach. Mein Vater hätte wohl die verworrene Quellenlage dazu benützt, wiederum die für ihn beste Version hervorzukehren. Vielleicht wären dann auf Grund eines Verfahrens nach dem zweiten „Entnazifizierungsgesetz“ von 1947, das zwischen „Minderbelasteten“ und „Belasteten“ unterschied, neue Akten produziert worden, die ein wiederum anderes Licht auf seine Mitverantwortung an der Ausbreitung, am Funktionieren und an der Billigung des Nationalsozialismus und dessen Politik geworfen hätten.

II.

Genau zum 30. Geburtstag meiner Mutter, am 17. März 1942, wurde Anton Botz zur Wehrmacht eingezogen, zunächst zur Schützen-Ersatz-Kompanie in Hollabrunn in Niederösterreich. Er soll entsetzt gewesen sein, dass der Krieg nun auch ihn, der bei der Musterung im Jahre 1938 nur „beschränkt tauglich“ eingestuft worden war, erfassen würde. Das „Großdeutsche Reich“, auf dem Höhepunkt seiner blutigen kontinentaleuropäischen Hegemonie, berief immer mehr bisher vom Kriegsdienst verschonte Jahrgänge, minder Kriegstaugliche und bisher freigestellte Berufsgruppen ein. Nach fünf Monaten „Ausbildung (auch im Kriege)“ war Anton Botz „in erster Linie zu verwenden als: Gewehrshütze“, wie es in seinem Wehrpass heißt, später wurde noch hinzugefügt: „Schreiber, Hauptgeräteverwalter, Komp[anie]-Truppführer“. Er wur-

de dem 132. Regiment der 44. Infanterie-Division zugeteilt. Diese Wehrmachts-Division trug in ihrem Wappen den rot-weiß-roten Bindenschild, und in sie war auch das berühmte Regiment Nr. 4 der k.u.k. Armee und des österreichischen Bundesheeres „Hoch- und Deutschmeister“ eingegangen. Zwar ließ Hitler in der „Ostmark“ alles terminologisch an Österreich Erinnernde verbieten, doch regionale Traditionen und Heimat-Rhetorik wurden gefördert, je mehr sich die Kriegslage verschärfte, um Regimetreue und Kampfgeist zu erhöhen. Es blühten nicht nur der Wiener Kulturbetrieb und die Operettenseligkeit im Kino, sondern auch manche habsburgischen militaristischen Traditionen; zu Nazi-Ehren kamen so auch Prinz Eugen, der edle Ritter, und die „Hoch- und Deutschmeister“. Der „Deutschmeistermarsch“ von 1893 wurde neben den in der Wehrmacht tonangebenden Preußischen Parademärschen offiziell in das Repertoire der deutschen Heeresmärsche aufgenommen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass mein Vater mit seinen Kameraden zu wiederholten Malen zur reißerischen Melodie Wilhelm Jureks, die „Millionen Menschen elektrisierte, die Soldaten im Krieg und Frieden zur Strammheit anfeuerte“, wie die Wiener „Volks-Zeitung“ 1940 schrieb, ausmarschiert ist. Vielleicht hat er dazu auch den verblödenden Text im Kopf gehabt, vielleicht mit einigen zeitgemäßen Modifikationen:

*Mir san vom vierten Regiment, gebor'n san mir in Wean!
Wir hab'n unser liab's Vaterland und unsern Kaiser gern!
Und fangen's wo mit Österreich zum Kriegführ'n amal an,
So haut a jeder von uns drein, so viel er dreinhaun kann ...*

Im August 1942 wurde Anton Botz an die Ostfront verlegt, um am angelaufenen Großangriff „Blau“ teilzunehmen. Die Wehrmacht hatte neuerlich begonnen, weit in den Südosten Russlands bis an die Wolga und an den Kaukasus vorzustoßen. Die 6. Armee, in der sich viele Österreicher befanden, hatte schon in den Monaten zuvor eine breite Spur der Zerstörung und Vernichtung durch das sowjetische Gebiet gezogen, von Dubno und Schitomir über Kiew bis Charkow. Ihr Weg war gekennzeichnet von vielen Tausenden eigener und gegnerischer getöteter Soldaten, von riesigen Massen von Kriegsgefangenen, von denen der Großteil schon in den Auffanglagern verstarb, bevor die übrigen als Zwangsarbeiter ins „Reich“ verbracht wurden. Ganze Landstriche waren durch die Kriegshandlungen verwüstet worden und nach den militärischen Requirierungen als so genannte „Kahlfräszonen“ zurückgeblieben, woraus sich ein nicht unwillkommenes, oft absichtlich herbeigeführtes Massensterben der Zivilbevölkerung ergab. Dies und die Aussonderung und Erschießung von kommunistischen „Kommissaren“ ebenso wie die systematische Liquidierung von Partisanen und ihren vermuteten Unterstützern lief auf eine Art von Vernichtungspolitik auch gegen die als „Untermenschen“ bezeichneten Slawen hinaus. Aber hier geschah auch der 1941 noch nicht in Gaskammern „perfekionierte“ blutige Massenmord an den sowjetischen Juden, den die hinter, neben und mit Unterstützung der Wehrmacht vorrückenden „Einsatzgruppen“ vollzogen. Auch die 6. Armee, bei deren 44. Infanteriedivision mein Vater am 23.8.1942 eintraf und wo er in „Abwehrkämpfe am Don“ verwickelt wurde, war Zeuge davon geworden. Teile von ihr hatten im Jahr zuvor etwa an der Ermordung von mehr als 33.000 Juden in der Schlucht von Babi Yar teilgenommen und Massaker verübt, die als „Vergeltung“ für Anschläge von Partisanen verbrämt wurden, wie die Dokumente und Forschungen der Ausstellung „Verbre-

chen der Wehrmacht“ seit Mitte der 1990er Jahre allgemein klar gemacht haben: Die Wehrmacht war aktiver Teilhaber an der „Endlösung“.

Die Kriege und die Okkupationsregime des Dritten Reiches waren keine „normalen“ Kriege und Besatzungen mit all ihren „üblichen“ Schrecken, was ich schon 1987 in einem Kommentar zur causa Waldheim in einer Wiener Tageszeitung geschrieben habe, ohne zu wissen, dass mein Vater darin involviert gewesen sein könnte: „Sie waren auch nicht bloß brutale Angriffskriege und Überfälle auf viele Nationen Europas und der Welt. Was noch mehr zählt, sie waren im Osten und auf dem Balkan auch Vernichtungskriege gegen die Zivilbevölkerung. Denn es war nicht nur die SS (auch die Waffen-SS), sondern auch die Wehrmacht, die den vom ‚Führer‘ befohlenen Kampf gegen Partisanen ‚mit den allerbrutalsten Mitteln‘ führte. ‚Die reguläre Truppe war ermächtigt, in diesem Kampf ohne Einschränkung auch gegen Frauen und Kinder jedes Mittel anzuwenden, wenn es nur zum Erfolg führt.‘ Das heißt nicht, dass alle Soldaten – oder auch nur der überwiegende Teil – in solche Kriegsverbrechen direkt verwickelt waren. Aber allzu oft operierte die deutsche Wehrmacht im Osten und Südosten Europas eindeutig jenseits der vom internationalen Kriegsrecht geforderten ‚Angemessenheit‘ von ‚Sühnemaßnahmen‘ gegen Freischärler“.

Im Spätsommer 1942 sicherte die 44. Division mit meinem Vater entlang des Flusses Bug den Vorstoß der 4. Panzerarmee, die Stalingrad angriff, und traf auf heftigen Widerstand der Roten Armee. Als diese im November zu einer Befreiungsoperation ansetzte und sich bei Kalatsch die Umfassungszangen schlossen, geriet auch mein Vater aus einer rückwärtigen Position an die vorderste Frontlinie, die nun nicht mehr nach Osten, sondern nach Westen gerichtet war. Sie wurde in schweren Kämpfen unaufhörlich auf Stalingrad zurückgedrängt, wo die deutschen Verbände, insgesamt fast 300.000 Mann, immer mehr eingeschnürt wurden. In seinem Wehrpass ist nur vermerkt: „22.11.-31.12.42 Verteidigung d. Festung Stalingrad 5/132“. Die katastrophalen Zustände im „Kessel“ – die über hunderttausend Gefallenen, die wachsenden Versorgungsmängel der Überlebenden, die Kälte, das Elend der Verwundeten, der Hunger und die Verzweiflung der eingeschlossenen Soldaten der Wehrmacht – sind seither aus guten und schlechten Romanen bekannt. In einer Vielzahl von Memoiren und Rechtfertigungsschriften, von Filmen und Fernsehdokumentationen und in mehr oder weniger wissenschaftlichen Darstellungen sind sie zu einem Massenhelden-Mythos verdichtet worden. Von den ebenso großen Opfern und vom Sterben der sowjetischen Soldaten und der russischen Zivilbevölkerung wurde dabei wenig berichtet. Sie kamen auch in den knappen Erwähnungen meiner Mutter, dass mein Vater ebenfalls in Stalingrad gewesen sei, nicht vor. Aber auch an das irgendwie Mystische der üblichen Stalingrad-Erzählungen heimgekehrter Soldaten meiner Kinderjahre kann ich mich bei ihr nicht erinnern; nur von dem schrecklichen Hunger bei Tagesrationen von einer Schnitte Brot war die Rede, und dass mein Vater nachher gesagt habe, das erste Stück Brot habe ihm geschmeckt wie Kuchen. Noch sechs Wochen, nachdem er aus Stalingrad ausgeflogen worden war, verzeichnete sein Krankenblatt ein Körpergewicht von nur 68 kg, und an seinen Beinen waren Ödeme feststellbar, die wohl auf Hunger oder Erfrierungen zurückgeführt werden können.

Meine Mutter erzählte auch, mein Vater habe unwahrscheinliches Glück gehabt und sei Ende Dezember 1942 gerade noch wegen einer Verwundung heraus gekommen. Er habe zufällig einen Bekannten in der Mannschaft eines der letzten Flugzeuge getroffen, der ihn noch in die überfüllte Maschine gebracht habe. Theodor Plievier

entwirft in seinem Roman „Stalingrad“ eine etwas kitschige Horrervision, die auch auf meines Vaters Rettung und die nicht mehr in die rettenden Flugzeuge Hineinkommenden zutreffen könnte: „[...] von filzumwickelten, klumpigen Füßen zurückgestoßen, wurden sie Masse und wurden sie die Brücke zur Kabinentür und hinein ins Innere des Wundervogels. [...] Versprengte, Verwundete, Sanitätsträger, Soldaten, Offiziere, alle drängten, der Raum bot doch nur Platz für zwanzig Mann. [...] Propellergerheul, Aufschreien der zurückfallenden Menge. Die Kabinentür stand offen. Arme, Beine, Körper hingen heraus. Zweimal schlug die Maschine an den Boden zurück, dann hob sie sich schwerfällig in die Luft.“

Sicher ist, dass am 31. Dezember 1942 der Dienst meines Vaters bei dem in Stalingrad eingeschlossenen und weitgehend vernichteten 132. Regiment endete und in seinem Wehrpass auf der Seite „Verwundungen und ernstere Krankheiten“ eingetragen ist: „4.12.42. Durchschuss linke Hand und Rücken. 5. I.R. 132 bei Stalingrad laut eigenen Angaben.“ Nur mit einer militärärztlichen Bescheinigung über eine Verwundung, die nicht zu schwer, aber auch nicht zu leicht war, bestand die Chance, ausgeflogen zu werden. Vom Hilfsverbandsplatz Rossoschka, nicht weit vom Flughafen Gumrak westlich Stalingrad entfernt, kam er in Lazarette im Hinterland, und noch zwei Monate später wurden auf seinem Rücken zwei „taschenuhrgroße, eingezogene Narben, im Zentrum noch überkrustet“, diagnostiziert. Von einer Handverletzung ist jedoch zu diesem Zeitpunkt in seiner Krankengeschichte nicht (mehr) die Rede.

Meine Mutter erzählte mir einige Male auch, es habe die Gefahr bestanden, dass mein Vater wegen Selbstverstümmelung vor das Kriegsgericht gestellt werde. Denn Verletzungen, die sich Soldaten selbst zufügten, um dienstunfähig zu werden, galten als „Wehrkraftzersetzung“ und wurden streng bestraft. Solche Selbstbeschädigungen gab es nicht selten, vor allem, indem sich Soldaten an Händen oder Füßen Schussverletzungen zufügten, um von der Front weg zu kommen. Bei der „Wehrmachts-Auskunfts-Stelle“ in Berlin, bei der ich vor kurzem nachrecherchieren ließ, liegt zu meinem Vater jedoch nichts auf. Allerdings befindet sich in dem einzigen, von ihm erhaltenen Feldpostbrief eine Textstelle, die sich auf eine Verdächtigung, sich in Stalingrad selbst beschädigt zu haben, beziehen dürfte. Er schrieb 1944, als er erfahren hatte, dass meine Mutter mit dem aus Österreich stammenden Wehrmachtsgeneral Adolf Sinzinger verwandt war: „Vielleicht hätte sich früher einmal etwas machen lassen, wegen Kriegsgericht u. dgl.“ Möglicherweise hat er sich tatsächlich selbst einen solchen „Heimatschuss“ beigebracht, weil seine offensichtlich echten Verwundungen am Rücken nicht ausreichend waren. Erst eine Handverletzung, die keine lang dauernde Behinderung hinterließ, könnte es ihm möglich gemacht haben, einen Platz unter den 982 Verwundeten zu ergattern, die am 31. Dezember von der eingeschlossenen 6. Armee abtransportiert wurden. Insgesamt sind nur 24.000 Mann aus Stalingrad ausgeflogen worden, 130.000 gingen in sowjetische Gefangenschaft, von denen etwa 6.000 überlebten. Mein Vater erhielt dann, wie rund 3 Millionen andere Wehrmachts-Soldaten auch, das „Verwundetenabzeichen in Schwarz“.

III.

Während der Propagandaapparat des Dritten Reiches begann, aus der „Opferung der Armee“ ein dubioses „Heldenepos deutscher Unsterblichkeit“ zu machen, das weit über 1945 nachwirkte, ging die Wehrmacht sofort wieder daran, mit Jüngeren und den

geringen Resten der alten Einheiten ihre 44. Division neu aufzustellen. Nachdem mein Vater im Salzkammergut kuriert worden war, wurde er deshalb wieder einberufen und an der belgischen Kanalküste für neue Einsätze vorbereitet.

Nunmehr erhielt die 44. Division als Ganze die Ehrenbezeichnung „Reichsgrenadier-Division Hoch- und Deutschmeister“ (H.u.D.). In der Verleihungsurkunde drückte der „Führer“ seine Erwartung aus, „dass die Angehörigen der wiederaufgestellten Division ihrer bei Stalingrad gebliebenen Kameraden würdig bleiben werden, um nun erst recht mitzuhelfen, den Kampf um Großdeutschlands Freiheit und Zukunft zum siegreichen Ende zu führen“. Zu diesem Zwecke wurde eine Verbindungslinie von Habsburg nach Stalingrad konstruiert. Der Divisionskommandant sprach in seinem Tagesbefehl, der am 13. Juni 1943 verlesen wurde, von der „doppelten Verpflichtung“, die sich aus dem Gedenken an das „alte k.u.k. Infanterie-Regiment ‚Hoch- und Deutschmeister‘ Nr. 4“ und die „in Stalingrad aufs höchste bewährte 44. Infanteriedivision“ ergebe, um „es den Gefallenen gleich zu tun“. Es wurde wohl wieder zum „Deutschmeistermarsch“ gesungen, vielleicht auch die makabren Zeilen:

*Und so, wie's die vor uns hab'n g'macht, so kämpfen wir auch heut',
Und geb'n 'n letzten Tropfen Blut für's Vaterland voll Freud!*

Als mit dem Sturz Mussolinis der italienische Bündnispartner des Dritten Reiches wegbrach, wurde das 132. Grenadierregiment nach Innsbruck und von dort Anfang August 1943 in das ehemalige Südtirol verlegt, das mein Vater schon vor dem Krieg per Fahrrad touristisch bereist hatte. Nach der Kapitulation des Königreiches Italien nahmen die H.u.D. an der Gefangennahme und Entwaffnung von zwei italienischen Armeekorps in Norditalien teil, und gegen Ende September wurde die Division, die zum Großteil aus Männern der Heimat des „Führers“ bestand, von diesem zur Heeresgruppe B verschoben und in das „innere Gefahrenggebiet“ in Friaul, Istrien und Slowenien verlegt, wo ein breiter bewaffneter Widerstand von italienischen, slowenischen und kroatischen Partisanen entstanden war. Dabei wurden die H.u.D. unter das Generalkommando des II. SS-Panzer-Korps gestellt. Ihre – bisher kaum beachtete – Aufgabe war die „Bandenbekämpfung“ genannte Vernichtung von Freischärlern und all jenen, die deren Unterstützung verdächtig erschienen, damit auch der Juden. Kein Geringerer als Odilo Globocnik, der Verantwortliche für die Durchführung der „Aktion Reinhard“, des industriellen Judenmordes im „Generalgouvernement“, war im September 1943 „Höherer SS- und Polizeiführer“ für die „Operationszone Adriatisches Küstenland“ in Triest geworden. Ihm unterstanden nicht nur Maßnahmen zur Partisanenvernichtung, sondern auch die „Aktion R.“ genannten Massenmorde an den italienischen Juden.

Aus den „Geheimen Tagesberichten der Deutschen Wehrmachtsführung“ geht unter dem Datum 25.9.1943 hervor:

Das Unternehmen gegen die ostw[ärts] Görz befindlichen Banden ist planmäßig angelaufen. [...] Verst[ärkte] Rgts.-Gruppe 132 (Div. ‚H. u. D.‘) gewann, hart nörd[lich] Görz nach Osten vorstoßend, Tarnovo (8 km nordostw[ärts] Görz). Der Feind vermied längere Gefechtsberührungen und wich südostw[ärts] und ostw[ärts] Görz nach Nordosten in die Waldgebiete [...] aus.

Bereits zwei Tage später verzeichnete der Tagesbericht in diesem Gebiet die noch in Gang befindliche Niederwerfung des „örtlichen Widerstandes“ und eine starke Verengung des Einschließungsringes um die „Banden“, dabei vermeldete man als „Erfolge seit dem 25.9. im Bereich II. SS-Pz.Korps: 878 Feindtote, davon 57 ehem[alige] ital [ienische] Soldaten. Als Gefangene wurden eingebracht: 1744 Zivilisten, 12 Italiener, 1 Engländer, 5 weibliche Bandenmitglieder. Eigene Verluste bisher gering.“ Die Proportion der gegnerischen und der eigenen Toten lässt erkennen, welcher Art diese „militärische Operation“ gewesen ist. Man kann annehmen, dass danach viele der Überlebenden, Gefangenen und Zivilisten, zur Zwangsarbeit ins „Reich“ verschleppt, in Konzentrationslager wie Mauthausen deportiert oder an Ort und Stelle ermordet wurden.

In ähnlicher Weise ging die „Jagd“ auf Partisanen, die hier mit vereinzelter britischer Unterstützung gegen die fremden Besatzer kämpften, weiter. Zwei Monate lang führten Waffen-SS-Panzer und Wehrmachts-Infanteristen zusammen mit dem SS-Polizei-Regiment 19, zeitweise mit Unterstützung durch Artillerie, einen Ausrottungskampf gegen Partisanen, aber auch gegen Juden und andere „Verdächtige“, zunächst in Istrien, dann im Karstgebiet westlich von Ljubljana und Zagreb. Immer waren die „Hoch- und Deutschmeister“ beteiligt, immer waren die Operationen und deren „Erfolge“ ähnlich, gleicherweise vernichtend für die Gegner. Meist wurde explizit auch die Mitwirkung des Regiments meines Vaters verzeichnet. Dieser erhielt schon am 6.10.43 durch „Regimentstagesbefehl Nr. 54“ das Infanterie-Sturmabzeichen, das nur an bewährte Infanteristen verliehen wurde, die sich auf folgende Weise qualifiziert hatten: Sie mussten „1. an 3 Sturmangriffen, 2. in vorderster Linie, 3. mit der Waffe in der Hand einbrechend, 4. an 3 verschiedenen Kampftagen beteiligt gewesen“ sein, verliehen wurde dieses Abzeichen als Anerkennung und „zugleich als Ansporn zu höchster Pflichterfüllung“. Am 19./20. November fand ein vorerst letztes großes „Säuberungsunternehmen“ dieser Art um Kranje statt. Es wurde durch das gebirgige Gelände und die hohe Schneelage erschwert, und die Führung ging in der Abschlussphase vom Divisionsstab der H.u.D. nunmehr direkt auf das Grenadierregiment 132 über.

Erst bei den letzten Recherchen wurde mir klar, dass auch mein Vater, der es bis dahin nur zum Obergefreiten – Ernennung wiederum während der „Säuberungsaktion“ mit dem Datum „1.10.1943“! – gebracht hatte und der Versorgungsabteilung seines Regiments zugeteilt gewesen sein dürfte, darin involviert gewesen sein muss, in welcher Funktion auch immer, ob als Schreiber, der auch die „blutige Ernte“ des Ausrottungskampfes und die Ergebnisse von Verhören und Folterungen registrierte, ob als Geräteverwalter, der auch die Mordinstrumente ausgab. Wurde er gelegentlich zu Erschießungskommandos herangezogen? Oder jagte er trotz seiner alten Verwundungen auch im Gelände den „unsichtbaren Feind“? War er auch in Nahkämpfe verwickelt? Zumindest letztes ist auf Grund seiner Auszeichnung sehr wahrscheinlich.

Nicht eine Andeutung davon habe ich in der Familienerzählung über die Kriegszeit meines Vaters vernommen oder in Erinnerung behalten. Allerdings gab es da immer eine unklare Begebenheit, in der so etwas wie ein unausgesprochenes Grauen der Soldaten vor diesem „Kampf gegen den Schatten“ mitschwang. Nur seinen Schwägern und seinem Bruder Leo habe mein Vater erzählt, er sei einmal von einem Partisanen mit einer Sichel am Nacken verletzt worden, er möchte jedoch, dass meine Mutter davon nichts erfahre. Nach 1945 erzählte mir dies nicht nur einer meiner On-

kel, sondern auch meine Mutter. Mit diesem Bericht übereinstimmend ist unter dem Datum „26.5.1944“ im Wehrpass meines Vaters eingetragen: „Wunde im Nacken (Verwundung)“. Dies war zweifelsohne eine für meinen Vater wie für den oder die Partisanen gefährliche Nahkampfsituation. An diesem Tag befanden sich die H.u.D. allerdings längst an einem ganz anderen Ort, nämlich in den Abruzzen, in der sich nach einem lange dauernden Front-Einsatz in Mittelitalien wieder nach Norden zurückziehenden 10. Armee.

Von einer Involvierung meines Vaters in diese Art „Kriegsführung“ hatte ich jedoch bis vor kurzem keine Ahnung, auch nicht, als mir seit den 1960er Jahren in Gesprächen auf Reisen auf dem Peloponnes und mit den Verwandten meiner griechischen Frau bewusst wurde, welches Gesicht der „Kampf gegen die Partisanen“ hatte und welche Rolle die Wehrmacht dabei spielte. So konnte ich zwar schon im Februar 1985 im Wiener „Kurier“ ein allgemeines Bild des Anti-Partisanenkampfes skizzieren, als der damals amtierende österreichische Verteidigungsminister Friedhelm Frischenschlager den aus italienischer Haft entlassenen SS-Sturmabführer Walter Reder, den Hauptverantwortlichen für blutige „Sühnemaßnahmen“ in Oberitalien, mit Handschlag begrüßt hatte: „Was sich in Marzabotto am 29. September 1944 abgespielt hatte, ist kein Einzelfall. Ganz ähnliche oder ärgere Massaker unter der Zivilbevölkerung spielten sich 1943/44 im französischen Oradour, im griechischen Kalavrita und auf dem ganzen Balkan zu Dutzenden ab, hier begangen nicht nur von der SS, sondern auch von der regulären Wehrmacht und oft von solchen Einheiten, die mehrheitlich aus Österreichern bestanden! Solche ‚Vergeltungsmaßnahmen‘ (1 ‚Deutscher‘ = 10 ‚Untermenschen‘) entsprangen demselben Ungeist wie das systematische Morden der SS-Einsatzkommandos im Osten, innerhalb derer man nur ganz ausnahmsweise frei von Schuld bleiben konnte.“

Ich konnte mir jedoch nicht vorstellen, dass dieser Vorwurf, den ich damals gegen den FPÖ-Vorsitzenden Friedrich Peter, der einer Einsatzgruppe im „Osten“ angehört hatte, und etwas später auch gegen Kurt Waldheim richtete, ebenfalls auf meinen Vater zutreffen könnte. Dieser hatte keine kommandierende Funktion inne, trotzdem konnte er in kriegsverbrecherische Handlungen verstrickt gewesen sein, zumindest war er Zeuge davon. Indirekt war er dafür jedenfalls mitverantwortlich zu machen. Hätte er den Krieg überlebt, so hätte er vielleicht ebenso wenig über seine Kriegsvorgangenenheit „reden“ können oder wollen wie die beiden genannten österreichischen Politiker und die allermeisten Wehrmachtsangehörigen.

IV.

Am 21. November 1943 wurde das Regiment meines Vaters nach Mittelitalien verlegt. Dort hatten die Erfolge der Alliierten nach den Landungen in Süditalien zu einer kritischen Lage geführt, weshalb Hitler die 44. Division zum Aufbau einer Abwehrstellung, der „Gustav-(Cassino-)Stellung“, beorderte. Hier war das Regiment 132 während der kommenden Monate wieder inmitten des Kampfgeschehens. Während der ersten und zweiten „Abwehrschlacht bei Monte Cassino“ lag es unmittelbar östlich der berühmten Benediktinerabtei, wieder war es im Zentrum einer der für beide Seiten verlustreichsten Schlachten des Zweiten Weltkrieges, die zur Festigung des Wehrmachts-Mythos bei der Kriegs- und Nachkriegsgeneration beitrug; am Monte Cassino seien der 10. Armee die „neuen Barbaren“ und die „ungebildeten“ amerikani-

schen und britischen Armeeführer gegenüber gestanden, die am 15. Februar 1944 das – wohl tatsächlich von deutschen Truppen bis dahin nicht besetzt gewesene – Jahrhundert alte Kloster leichtfertig oder in voller Absicht in Schutt und Asche gebombt hätten.

Ab Mitte Mai 1944 befand sich mein Vater mit seiner Wehrmachtseinheit an Rom vorbei auf dem Rückzug nach Norden. Im Juli desselben Jahres lag die H.u.D.-Division schon in den Apenninen östlich von Arezzo. Wahrscheinlich aus der Umgebung von Sansepolcro schrieb er am 14. Juli an meine Mutter einen Brief, der die Nummer 162 trägt und als einziger von fast 180 anderen nicht bei der Feldpost verloren gegangen oder später auf dem Dachboden verschwunden ist, wie mir meine Mutter sagte. Man kann daraus ersehen, welch intensiver Briefwechsel mit Familienangehörigen selbst aus Kriegsgebieten noch stattfand und dass in Päckchen und Urlaubergepäck nicht unbeträchtliche Mengen an Lebensmitteln, Obst, Alltagsgegenständen und allerlei Geschenken, manche wohl auch „requiriert“, in die Heimat gingen und deren Versorgungsmängel milderten. Wie viele andere Feldpostbriefschreiber beschäftigte sich mein Vater intensiv mit alltäglichen Problemen der Frau, des Kindes und der Verwandtschaft, aber auch die Welt des beruflichen Alltags, dem er schon zwei Jahre lang entrückt war, war noch präsent. Er muss wohl mental in zwei getrennten Welten gelebt haben, in der „großen“ des Krieges und des militärischen Männerbundes und in jener „kleinen Welt“ des zivilen Lebens und der Familie. Der Militärzensor hätte die Gabelsberger Stenographie, in der der Brief geschrieben ist, vielleicht entziffern können, wahrscheinlich hätte er aber keinen Grund zum Eingreifen entdeckt. Meine Mutter hat mir ein Jahr vor ihrem Tod geholfen, den Brief noch zu transkribieren.

Zunächst antwortete mein Vater seiner „liebsten Mizzi“, die an ihn eine Bitte der Frau seines Chefs im früheren zivilen Leben weitergeleitet hatte. Es ging darum, dass er für die Frau des Gerichtsvorstehers eine Bodenbürste mitbringen sollte. Seine Antwort wirft ein vielfältiges Licht auf die Verbundenheit der Soldaten mit den Angehörigen zuhause und deren kleinen Dingen, die er auch im Kriegsgeschehen nicht aus dem Kopf verlor. Doch es klingt auch etwas wie Widerspenstigkeit gegen die „Frau Rat“, damals eine örtliche Honoratorin, an, was so vor dem Kriegseinsatz bei ihm, scheint mir, nicht denkbar gewesen wäre. Er schrieb über die bestellte Bodenbürste:

Derzeit gibt es wohl keine Möglichkeit, hier eine solche zu beschaffen. Für Dich werde ich dies auch bei Gelegenheit tun. Du willst ja eine solche mit kurzen Borsten gelt? Ich weiß nicht, ob und wann mir dies gelingt. Aber für Frau S. wird aus folgenden Gründen nichts. Du weißt ja, daß wir nur 3 Päckchen á 1 kg pro Monat schicken können. Ich sehe auf keinen Fall ein, daß ich dann für andere diese wenige Möglichkeit, die mir ja ohnehin zu knapp wird, vergeuden soll. Diese paar Päckchen, die ich schicken darf, will ich ausschließlich für Dich und Burli vorbehalten. Du sagst ihr, daß es im Gebiet, wo ich dzt. bin, nichts zu kaufen gibt. Hier ist ja Krieg und gibt es 30 - 50 km hinter der Front keine Geschäfte. Wenn es mir beim Urlaubfahren möglich sein sollte, dann bringe ich vielleicht eine mit. Meine große Sorge ist dies aber, wie gesagt, nicht.

Auch die heimatliche Durchhaltementalität eines ortsbekannten Nazi, Alkoholikers und Bürokollegen meiner Eltern, der ein steifes Bein hatte, kam zur Sprache. Die sich darauf beziehende Textstelle lässt aber auch Rückschlüsse auf die Einstellung zum Krieg und zum „germanischen Heldentum“ zu, die mein Vater und seine nächsten Kameraden damals gehabt haben dürften (Der Familienname ist von mir durch den Anfangsbuchstaben ersetzt):

Nun denke ich gerade an B.s Aufsatz in der Schärdinger Frontzeitung über ‚Schärdings Vergangenheit‘. Sage ihm, ich beglückwünsche ihn zu seinen großen Schriftstellertalenten. Der Aufsatz hat hier sehr gefallen, nur haben wir darüber lachen müssen, daß er so blutig Krieg führt, daß sogar der Inn vom Blut rot gefärbt war. Wir lassen ihn alle fragen, ob ihm das geträumt hat oder ob er es vielleicht durch wissenschaftliche Untersuchung festgestellt hat. Vielleicht befinden sich heute noch Blutkörperchen im Innwasser. Ich persönlich bitte ihn, in Zukunft nicht mehr von so viel Blut zu schreiben, weil wir das nicht vertragen können. Oder war das vielleicht von seinem Blut, das er beim Stiegenwirt wiederholt vergossen hat. Diese verfluchte Stiege hat es ihm scheinbar angetan. Es war auch zu viel, die Stiege beim Pfliegl und beim Stiegenwirt. Dieses Stück des Briefes mußt Du ihm vorlesen und ihm die Bewunderung und Grüße nicht nur von mir, sondern auch von unserem Troß aussprechen.

Im Versuch, durch Ironie und krampfhaft Komik in dem Schreiben an die Daheim-Gebliebenen die Leere, die an der Stelle des Nicht-Sagbaren auftrat, zu überspielen, gleicht diese Geschichte manchen anderen Soldatenbriefen; in ihnen spiegeln sich auch die Vorbilder der NS-Propagandastellen und der Kriegsromane wider. Hinter der gekünstelten Leichtigkeit verbarg sich wohl die nicht erzählte Kriegserfahrung. Daher konnte er im Brief lediglich fortsetzen:

Zu berichten gibt es nichts Besonderes. Mein Befinden ist immer gleich gut. Ich weiß nicht, ob ich Dir im Brief mit den Bildern geschrieben habe, daß ich dzt. 75 kg wiege. Ein ganz schönes Gewicht gelt. Du wirst es ja sehen und auch spüren, wenn ich auf Urlaub komme. [Meine Mutter wollte mir erst nach mehrmaligem Nachfragen die Passage vom Spüren des Gewichts vorlesen.] Leider läßt sich im Augenblick gar nicht sagen, wann dies sein wird. Hoffentlich nicht zu spät. Ich glaube erst im Winter. Ich wäre gern mit der kurzen Hose heimgefahren. Das wird aber wahrscheinlich nicht mehr gehen.

Die letzten Sätze können auch als eine Andeutung gelesen werden, wie lange es noch dauern würde, bis er in Zivilkleidern nach Hause fahren könne. Mehr zu sagen, wäre bei der Feldpost-Zensur wohl nicht durchgegangen. Mein Vater scheint also Mitte Juli 1944, nach der Landung der Alliierten auch in der Normandie, das erhoffte Ende des Krieges erwartet zu haben, allerdings nicht in weniger als einem halben Jahr.

Bereits einen Tag, nachdem er den Brief vom 14. Juli 1944 geschrieben hatte, wurde in den Militärischen „Tagesberichten“ vermerkt:

Die Div. ‚H.u.D.‘ wies in harten Kämpfen alle durch Tiefflieger unterstützten und mehrstündiges Art[illerie]-Feuer vorbereiteten, in 5 Wellen vorgetragenen Angriffe, z.T. im Gegenstoß, ab.

Dennoch drängten die Alliierten die Wehrmacht unaufhaltsam zurück und verwickelten die Division immer wieder in „Abwehrschlachten“. Im September lagen die H.u.D. nördlich von Florenz, und der Rückzug verlangsamte sich. Im Oktober wurden sie, unterdessen stark personell geschwächt, aus dem Kampfgebiet zurückgezogen und wieder in die „Operationszone Adriatisches Küstenland“ verlegt. Wie es im Landser-Jargon einer Geschichte dieser Division heißt, sollte sie „nun ihre wohlverdiente Ruhe und dringend nötige Auffrischung erhalten und inzwischen auf ‚vollmot‘ umgestellt werden.“ Dazu kam es jedoch nicht mehr, „denn inzwischen zeichnete sich durch die in Ungarn vordringende Rote Armee eine bedrohliche Lage ab“. Es scheint, als wäre mein Vater bisher meist nur im rückwärtigen Dienst eingesetzt gewesen, eine Vermutung, die sich auch darauf stützen kann, dass er mit dem Datum 2.9.1944 „nur“ das „Kriegsverdienstkreuz 2. Klasse“ erhielt; vielleicht hatte er auch deshalb bis dahin eher Chancen zum Überleben gehabt. Nun scheint er jedoch an die vorderste Front geschickt worden zu sein, als Anführer eines Kompanietrupps, obwohl ihm erst rückwirkend zum „1.7.44“ der Rang eines Unteroffiziers verliehen wurde.

Mitte November wurden die H.u.D.-Division zum Zusammenwirken mit der 2. Panzerarmee in den südungarisch-kroatischen Grenzraum verlegt. Hier hatte sie den Hauptstoß der sowjetischen Armee zu erwarten. Eine Divisions-Geschichte malt ihren Einsatz aus:

Mit ihr zusammen standen SS-Einheiten und die 2. ungarische Armee in der Verteidigung. Das Gelände im Donaubogen war sumpfig und der Strom führte nach vorangegangenen Regen Hochwasser. [...] Als die Einheiten der Division ihre Einsatzbereiche etwa am 16.11. erreichten, waren die Russen bereits über die Donau eingesickert und hatten sich zwischen Strom und Damm in den Auen festgesetzt.

Hier bereiteten sich in der Tat größere Kampfhandlungen vor, wie im Wehrmachts-Tagesbericht nüchtern vermerkt wurde:

Lage im Brückenkopf Apatin bei erfolglosen nächtlichen russ[ischen] Vorstößen unverändert. Nach Zuführung eines Gr[enadier] Rgt. [der] 44. Inf. Div. [am] 14.11. gegen Feind an Nordrand Batina angesetzter Angriff nicht durchgeschlagen. Fortsetzung des Angriffs erst nach Zuführung stärkerer Teile 44. Inf. Div. beabsichtigt [...].

In der Tagesmeldung vom 16. November 1944 steht nichts von den Kompanietruppführern, die ihre Soldaten in die vorgesehenen Einsatzräume führten, zu denen mein Vater gehört haben soll, wie einer seiner Kameraden meiner Mutter viel später erzählte. In der Wehrmachts-Meldung dieses Tages zum LXVIII. Armeekorps heißt es nur:

Aus Brückenkopf Batina griff Feind nach Zuführung neuer Kräfte in den Mittagsstunden des 17.11. [wahrscheinlich richtig: 16.11.] durch 10 Panzer un-

terstützt beiderseits der Bahnlinie an und konnte 400 m breiten Einbruch erzielen, dessen Bereinigung nach Abschluß von 6 Panzern bis zum Abend gelang. Eigene Verluste empfindlich.

Unter diesen Verlusten befand sich auch mein Vater.

Die weitgehend nach einem Schema abgefasste Todesmeldung an meine Mutter lautete:

Am 16.11.1944 gab Ihr Mann, Uffz. Anton Botz in Draz/Ungarn im Kampf um die Freiheit Großdeutschlands in soldatischer Pflichterfüllung getreu seinem Fahneneide für Führer, Volk und Vaterland sein junges Leben. Auf dem Höhepunkt schwerer Abwehrkämpfe wurde Ihr Mann durch Granatsplitter im Kopf so schwer verwundet, dass er ohne leiden zu müssen sofort den Heldentod fand. Ich weiß, wie tief Sie diese Nachricht treffen wird und kann Ihnen nur versichern, daß die ganze Kompanie in aufrichtiger Anteilnahme in diesen Tagen Ihrer gedenkt. Wir verlieren an ihm einen aufrechten, verlässlichen, jederzeit hilfsbereiten Kameraden, ich persönlich einen meinen besten Unteroffiziere, straff und klar, einsatzfreudig und bereit, für Bestand und Zukunft unseres Volkes das Letzte zu geben. Die Kompanie wird in ihm ein Vorbild sehen und ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren. Ihr Mann wurde in einem Einzelgrab auf dem Ortsfriedhof von Udvar (nächstgrößte Stadt Fünfkirchen/Ungarn) von seinen Kameraden mit allen militärischen Ehren zur letzten Ruhe gebettet.

Am 18. November wurde diese Benachrichtigung meiner Mutter vom Ortsgruppenleiter überbracht. Posthum war Anton Botz noch zum Unteroffizier gemacht worden.

Als ich sechzig Jahre danach Einzelheiten recherchieren ließ, traf von der Bürgermeisterin dieser ungarischen Kleinstadt die Mitteilung ein:

Mein Vater (73 Jahre alt) hat erzählt, dass zwei ganz junge Wehrmacht-Soldaten bei uns am Friedhof beerdigt sind. Das Grab trauten [sich] die Dorfsleute nicht [zu] pflegen, weil die hier lebenden deutschen Einwohner nach dem Krieg auch als ‚Ungarn-Feinde‘ beschildert waren [...] Also die Grabstätte könnten wir Ihnen zeigen, aber das wissen wir nicht, wie die Soldaten heißen.

Vielleicht ist einer der beiden unbekannten Soldaten mein Vater.

* * *

Für mich stellt sich die Frage, warum ich der mir annähernd bekannten Nackenverletzung meines Vaters durch einen Partisanen und den damit klar erschließbaren Umständen seines Kriegseinsatzes nicht früher nachgegangen bin und seinen Wehrpass nicht genau analysiert habe. Eine Erklärung dafür könnte sein, dass es jenes „Schweigekartell“ zwischen Vätern und Kindern, Müttern und Söhnen war, das auch viele andere aus meiner Generation der „Kriegs“- bzw. „Nachkriegskinder“ lange daran hinderte, der (möglichen) persönlichen Verstrickung meines Vaters in die Gräueltaten

nationalsozialistischen Kriegsführung und Vernichtungspolitik nachzugehen. Diese waren mir und vielen meiner Altersgruppe von den ersten Dokumentationen und Filmen bekannt, die die amerikanische Befreiungsarmee in ihrem Info-Bus an Sommerabenden auf dem Stadtplatz meiner Heimatstadt zeigte oder die in dem kleinen Lichtspieltheater aufgeführt wurden. Sie haben mich (und manche meiner Schulfreunde) schon damals aufgewühlt, so wie später die Bilddokumentationen Erwin Leisers und Robert Neumanns und noch später die Waldheim-Affäre. Vielleicht war es so, wie der deutsche Historiker Jürgen Reulecke gemeint hat: Zu sehr hatten die Angehörigen der Kindergeneration der unmittelbaren Nachkriegszeit „das Elend der Erwachsenen, ihre Not, ihre Sinnlosigkeitserfahrung und Verzweiflung [...] hautnah miterlebt, als dass sie durch bohrendes Nachfragen in offenen Wunden hätten wühlen wollen“.

Es war nicht nur die „Erlebnisgeneration“, die am Nationalsozialismus und dessen Krieg mitgemacht hatte, die schwieg, es schwiegen auch in einem unausgesprochenen Konsens die Kinder der Täter und Mitläufer. Die Themen „Krieg“ und „Politik“ waren von der Nachkriegsgesellschaft, und vor allem von den Frauen – Müttern und Großmüttern –, die das private Leben der Nachkriegszeit dominierten, massiv tabuisiert, ganz im Sinne Freuds: „Tabu heißt [...] etwas, was zugleich heilig, über das Gewöhnliche erhaben, wie auch gefährlich, unrein, unheimlich“ ist. Aus diesem Schweige-Pakt der Generationen in Deutschland und Österreich, wohl auch in anderen von der nationalsozialistischen Bedrohung erschütterten Ländern, werden auch die apolitische Haltung der „skeptischen Generation“ der Zeit nach 1945, der radikale Pazifismus der „Nachkriegskinder“ und die Friedensbewegungen der sechziger Jahre erklärbar – etwas anders auch die Rebellion der „68er“. Diese letzteren versuchten offensichtlich für ihre Väter, die sie nicht zur Rede stellen konnten oder wollten, die während des NS-Regimes „ausgebliebene Revolte gegen den Diktator (den Vater der vaterlosen Gesellschaft)“ stellvertretend nachzuholen. Das Tabu, das über dem „Krieg“ lag, scheint so stark gewesen zu sein, dass es auch dann, als ich mich dem anderen tabuisierten Thema, der „Politik“, als Historiker entzogen hatte, weiterhin in seinem Bann hielt. Anstelle einer „Aufarbeitung“ der eigenen Familiengeschichte traten das Engagement gegen Krieg und Gewalt und gegen das Verschweigen der „NS- und Kriegsvorgänge“ bei politischen und akademischen „Ersatzvätern“ und zugleich der Versuch, die ungeklärte „Last der Vergangenheit“, die sich aus dem kulturellen und gesellschaftlichen Zusammenhang der Generationen ergab, geschichtswissenschaftlich-rational zu bearbeiten.

Gerade die „Verdrängung“ des Weiterwirkens der familiären Involvierung in den Nationalsozialismus, der sich erst die heutige Enkelgeneration zu entkommen anschickt, auch bei der Kindergeneration, die dem „Verdacht einer unmittelbaren Schuldverstrickung“ entzogen ist, zeigt, dass der „Nationalsozialismus“ im bewussten und unbewussten „Familiengedächtnis“ noch nicht vollkommen „vergangen“ ist. Das und die Unbestimmbarkeit von schuldhafter Verstrickung oder konkreter Täterschaft vieler Nazi-Väter (und der Mitläufer-Mütter) und nicht bloß die kaum entschlüsselbaren Artefakte des Vergangenen sind es, die noch nach Jahrzehnten „nachgeborene“ Söhne und Töchter – heute Politiker, Dichter, Wissenschaftler und deren Kinder – umtreiben. Die Massenhaftigkeit des Nazi-Phänomens und des lange währenden Konsenses mit dem Regime auch in Österreich und die Ambivalenz des Verhaltens der meisten Zeitgenossen, vor denen sich umso deutlicher einzelne Akte der Widerstän-

digkeit und das Opfer-Sein der im Dritten Reich systematischer Verfolgung und Vernichtung ausgesetzten Menschen abheben, sind es, die auch in einer demokratischen Republik ein nicht vergehendes Moment der Beunruhigung darstellen.

„Wurzen beginnt mit W, das ist schon immer so gewesen.“
Zusammenleben in einer sächsischen Kreisstadt
vor und nach 1989

Teil 2¹

Empirische Ergebnisse einer ostdeutschen Gemeindestudie

Cordia Schlegelmilch

1. Einleitung

Der folgende Artikel setzt den Überblick über meine qualitative Längsschnittstudie in der ostdeutschen Stadt Wurzen fort, in der ich die lebensweltlichen und biographischen Veränderungen nach der Wende dokumentiere und analysiere.² Im Verlauf der Auswertung des umfangreichen biographischen und historischen Materials hatten sich zwei zentrale und miteinander zusammenhängende Aspekte herauskristallisiert:

1. In allen Interviews und über alle sozialen Gruppen und Milieus hinweg, rekurren meine Gesprächspartner/innen, wenngleich unterschiedlich gefärbt und facettenreich, auf ehemalige gemeinschaftliche oder auch kollektive³ Strukturen und Einstellungen in der DDR, vor deren Hintergrund befürchtet wird, dass die sozialen Beziehungen in der neuen Gesellschaft „weniger menschlich“ sind.

2. Ich konnte einen überraschend hohen Grad an Kontinuitäten von Milieus und Mentalitäten feststellen, der sich nicht nur nach der deutschen Wende 1989/90 zeigte, sondern bereits für den politischen Wechsel nach 1949 erkennbar war. Trotz unterschiedlicher sozialstruktureller und sozialhistorischer Hintergründe der Milieus konvergieren die tradierten ethischen Werte und Tugenden in ihrer Betonung von Gemein-sinn und Harmonie, sozialer Verantwortung, Bescheidenheit, Ordnung und Disziplin.

Es gehört inzwischen schon zu dem Gemeinplätzen über die DDR, dass der Versuch einer umfassenden Steuerung der Gesellschaft durch die Politik mit der moralischen Verpflichtung auf ein Gemeinschaftsideal und staatlich organisierte Kollektive

1 Der erste Teil ist veröffentlicht in BIOS 2004, Jg. 17., 35-68.

2 Im ersten Teil habe ich die Fragestellungen der Studie, das methodische Vorgehen, die theoretischen Grundlagen und die Entwicklung der zentralen Thesen skizziert (vgl. Schlegelmilch 2004).

3 Im Folgenden verwende ich die Begriffe „kollektiv“ und „gemeinschaftlich“ synonym, obwohl im deutschen Sprachgebrauch der Begriff „kollektiv“ sehr viel stärker mit der politischen Ideologie der DDR und einer administrativen Organisation verknüpft ist, während der Begriff „gemeinschaftlich“ eher sozialromantisch aufgeladen ist und auf enge personale Verbindungen und emotionale Qualitäten abzielt (z.B. Ehe, Freundschaft usw.), vgl. ausführlich dazu auch Riedel 1979, 801 ff. Ebenso verwende ich statt „Arbeitskollektiv“ auch „Arbeitsbrigade“ und lehne mich dabei an den alltäglichen Sprachgebrauch in der DDR an, in dem diese Ausdrücke ebenfalls synonym verwendet wurden.

und Massenorganisationen sowohl Stabilität und Zustimmung als auch nicht intendierte Widersprüche, Ungerechtigkeiten und ideologiewidriges Handeln nach sich gezogen haben. Formelle kollektive Strukturen wurden für andere als die definierten Interessen genutzt, informell nach eigenem Belieben ergänzt oder ganz unterlaufen. Solche informellen „persönlichen Netzwerke“⁴ haben die offiziellen gesellschaftlichen Strukturen mit widersprüchlichen Folgen fast wie eine zweite Gesellschaft durchzogen und sind in bestimmten Teilaspekten und gesellschaftlichen Bereichen bereits Gegenstand einer Reihe von Forschungsprojekten geworden.⁵ Eine bislang empirisch noch kaum verfolgte Frage dagegen ist die nach der Kontinuität und Diskontinuität kollektiver formeller und informeller Beziehungen über das Ende der DDR hinaus. Die Entwicklung dürfte entscheidend von der Bedeutung der vergangenen sozialen Netzwerke abhängen, denn falls diese in der Zeit der DDR vor allem unter funktionalen Gesichtspunkten entstanden sein sollten (z.B. als Tauschbeziehungen), ist anzunehmen, dass sie nach der Wende überflüssig geworden und zerfallen sind. Andererseits kann es angesichts des dramatischen wirtschaftlichen Umbruchs und persönlicher Krisensituationen durchaus plausibel sein, dass sich neue persönliche Hilfsnetzwerke bilden. Ich unterscheide in der Gemeindestudie sowohl für die DDR-Vergangenheit als auch für die Zeit nach der Wende ebenfalls zwischen formellen und informellen sozialen Netzwerken.⁶ Mit dem umfassenden Terminus „soziale Netzwerke“⁷ greife ich auf theoretische Ansätze zurück, die für soziale Beziehungen jenseits institutionell verankerter Positionen sensibilisieren und davon ausgehen, dass ein erfolgreiches institutionelles und ökonomisches Handeln selbst unter Marktbedingungen immer auch in soziale Netzwerke informeller, nicht ökonomischer Art eingebettet sind.⁸ Der Nutzen formeller wie informeller sozialer Netzwerke sowohl als individuelle Ressource (Bourdieu 1983) als auch als Ressource für moderne Demokratien (Putnam 2001) wird seit Beginn der achtziger Jahre auf der Basis sehr unterschiedlicher Theoriestränge diskutiert.

Die Präsentation der empirischen Ergebnisse aus der Wurzeln-Studie orientiert sich im Folgenden an bestimmten historischen Phasen der DDR-Entwicklung, der Wendezeit und den Jahren nach 1990. Ich betrachte die mehr als 170 befragten Interviewpartner/innen nach einzelnen Wirtschafts- und Berufsbereichen und differenziere dabei sowohl nach Statusgruppen und Milieus als auch nach verschiedenen Lebensbereichen (Arbeitsplatz, Familie, Freizeit), innerhalb derer gemeinschaftliche Beziehungen zustande kamen. In der Gemeindestudie geht es mir nicht um quantifizierende Aussagen über die Verteilung von Merkmalen und Einstellungen, sondern um „eine interpretative Analyse des komplexen Zusammenhangs von Problemdefinitionen, Erfahrungen und Erwartungen im biographischen und lebensweltlichen Kontext der

4 Diewald definiert persönliche Netzwerke, die das „Kollektiv“, „Vitamin-B“-Beziehungen und das Leben in der „Nische“ umfassen, als: „Geflecht der sozialen Beziehungen, die ein Individuum mit anderen Personen innerhalb und außerhalb des eigenen Haushalts verbinden. Sie umfassen üblicherweise die Beziehungen zu Familienmitgliedern, Verwandten, Freunden, Arbeitskollegen, Nachbarn und sonstigen Bekannten.“ (Diewald 1995, 222 und 1993).

5 Vgl. Diewald 1995 oder Scheller 2002. Dabei dominieren Studien über Kollektive in der Erwerbssphäre.

6 Diese Unterscheidung trifft auch Putnam in seiner Konzeption des Sozialkapitals (2001, 25 ff.).

7 Zum Netzwerkkonzept vgl. Keupp und Röhrle 1987.

8 Vgl. z.B. Granovetter 1985.

Befragten.“ (Kohli u.a. 1989, 57) Zugleich unternehme ich neben der Konzentration auf Einzelfälle auch eine zusammenfassende Darstellung der Interviews, die vom Einzelfall absieht und thematische Schnitte unter Berücksichtigung aller Interviews legt. (Vgl. Kohli u.a. ebd.; Wierling 2002)

2. Die Stadt Wurzen

Warum ausgerechnet Wurzen? Was ist an dieser Stadt so besonders, dass ich sie für eine Gemeindestudie ausgewählt habe? Diese Frage wurde mir seit Beginn meiner Gemeindestudie immer wieder gestellt! Erstaunt zeigten sich nicht nur Leser und Kollegen aus den alten Bundesländern, die von diesem Ort bis 1990 noch nie gehört hatten, sondern vor allem auch die Wurzenener/innen selbst. Sie konnten es sich nicht erklären, warum sich eine westdeutsche Soziologin über Jahre hinweg gerade für ihre Stadt interessierte. Bei meiner Ankunft in Wurzen waren die Leute daher oft auch ein bisschen misstrauisch, als ich ihnen von meinem Vorhaben erzählte: „Da haben Sie sich ausgerechnet Wurzen ausgesucht, dieses ‘drecksche’ Nest? Was ist denn daran interessant? Sehen Sie sich doch mal die Häuser und Straßen an! Na, ja, wenn mal ‘nen bisschen was dran gemacht würde, dann könnte es ja ‘ne ganz schöne Stadt sein.“ Mit der Möglichkeit, dass dies jemals passiert, wurde und wird aber offenbar nicht gerechnet. Heute nicht und damals nicht. Denn, so brachte es der ehemalige Bürgermeister von Wurzen auf den Punkt: „Wurzen beginnt mit W. und steht im Alphabet ziemlich am Ende. Und wahrscheinlich ist das bei der Verteilung (der staatlichen Mittel, C.S.) auch so, haben wir immer gesagt.“ (Horst Haber⁹, geb. 1927, bis Mitte 1990 Bürgermeister in Wurzen) Die gewerbliche Wirtschaft in Wurzen ist schon vor dem Kriege durch das Übergewicht kleiner und mittlerer Betriebe geprägt gewesen und blieb auch in der DDR bis zuletzt ‘verdeckt’, klein- und mittelständisch. Die größten Betriebe im Kreis Wurzen hatten lediglich ca. 1.500 Beschäftigte. Der frühere Vorteil einer differenzierten mittelständischen- und Kleinindustrie geriet für Wurzen zu DDR-Zeiten jedoch, wie ich zeigen werde, zu einem erheblichen strukturellen Nachteil. Die Tatsache, dass Wurzen durch die 1952 erfolgte Verwaltungsreform den Status einer Kreisstadt im damals neu geschaffenen Bezirk Leipzig erhalten hatte, änderte daran nichts.

3. Gemeinschaft als Gesellschaftsprojekt – das politische Programm

Ein zentraler Bezugspunkt innerhalb der sozialistischen Ideologie und der damit verbundenen Politik war eine Gemeinschaftsutopie, die über eine Politik der Entdifferenzierung und Kollektivierung zu einer klassenlosen Gesellschaft führen sollte und in hohem Maße über eine gemeinsame, verbindliche Moral legitimiert wurde (vgl. auch Meuschel 1992, 100 ff. sowie 189 ff.) Ziel war „... die klassenlose Gesellschaftsordnung, in der die Produktionsmittel einheitliches Volkseigentum und alle Mitglieder der Gesellschaft sozial gleichgestellt sein werden, in der alle Mitglieder der Gesellschaft ihre geistigen und körperlichen Fähigkeiten allseitig entwickeln und zum Wohle der Gemeinschaft einsetzen.“ (SED 1981, 105) Die Arbeiterklasse galt in diesem

9 Bis auf die ausdrücklich genehmigte Ausnahme von Frieda Sternberg als Person des öffentlichen Lebens sind alle anderen Namen anonymisiert. Die Personen wurden von mir nach dem Berufs- und Wirtschaftsbereich, dem sie zuletzt in der DDR angehört haben, gruppiert.

Prozess als die politische und soziale Hauptkraft des gesellschaftlichen Fortschritts und zahlenmäßig stärkste Klasse. Ihre Interessen standen nach dem Verständnis der Partei stellvertretend für die Grundinteressen des ganzen Volkes. Die vollständige Interessenidentität in der Gesellschaft war nach offizieller Staatsdoktrin dann erreicht, wenn jeder Mensch, indem er die gesellschaftlichen und politischen Erfordernisse erfüllt, zugleich seine eigenen Bedürfnisse befriedigt. Die SED verstand sich als Avantgarde der Arbeiterklasse und des werktätigen Volkes, die die historische Mission hatte, die Gesellschaft in diesem Sinne politisch zu führen, zu erziehen und zu organisieren. Auf der Grundlage, dass „die Ausbeutung des Menschen ... für immer beseitigt“ sei, galt die Verteilung der Einkommen nach Leistung (Art. 2, Abs. 3). Die Arbeitsproduktivität sollte vor allem über technologische Innovationen und die Stimulierung der Arbeitsmotivation (über moralische Appelle und eine verbesserte Versorgung) erhöht werden können (Weinert 1995, 287). In einer solchen Gesellschaftsordnung treten die Menschen immer als Mitglieder von Kooperationsgemeinschaften auf, in denen alle nach ihren Fähigkeiten und Kräften dazu beitragen, den gemeinsamen Bedarf zu decken. Der Bedarf der Bevölkerung wird über eine staatliche Bürokratie politisch eingeschätzt. Die Produkte der gesellschaftlichen Arbeit sollten unter Berücksichtigung des Leistungsprinzips,¹⁰ der „individuellen materiellen Interessiertheit“ und über politische Entscheidungen verteilt werden.

Arbeitsbegriff und die Kollektivität waren in der Ideologie der SED also stark normativ aufgeladen: Arbeitswille und -motivation hatten in erster Linie Ausdruck richtigen politisch-moralischen Bewusstseins zu sein und sollten zum ersten Lebensbedürfnis werden. Losungen wie: „Jeder jeden Tag mit guter Bilanz“ oder „So wie wir heute arbeiten, werden wir morgen leben“, die in den Arbeitsräumen oder an den Fassaden von Fabriken hingen, verdeutlichten das sinnfällig. Solidarität und Altruismus sollten sich im Bereich zwischenmenschlicher Beziehungen in der Arbeitswelt oder darüber hinaus nicht einfach nur als eine gegenseitige Solidarität äußern, sondern immer zugleich zum Wohle des Ganzen erfolgen. Aber nicht nur die Moral und rationale Einsicht in die Richtigkeit des sozialistischen Programms wurden betont, sondern darüber hinaus immer auch die Notwendigkeit emotionaler Bindungen zwischen den Mitgliedern der Gemeinschaft. Die Menschen sollten im sozialistischen Staat durch ein Gefühl des gegenseitigen Wohlwollens, der freiwilligen Verantwortung füreinander und der Freundschaft verbunden sein. Sie sollten sich zu den politisch-moralischen Zielen und dem Staat nicht nur „bekennen“, sondern sich auch emotional, gefühlsmäßig identifizieren. Dazu sollte vor allem praktisches Erleben beitragen, das über vielfältige Inszenierungen des Gemeinschaftslebens gefördert werden sollte. Solidarität untereinander sollte vor diesem Hintergrund nicht nur Hilfe, sondern auch „Herzenssache“ sein.

Sozialistisch arbeiten, lernen und leben, das hieß vor allem, in Kollektive integriert zu sein oder, zugespitzt formuliert: die Erziehung des Einzelnen im Kollektiv, durch das Kollektiv zum Kollektiv. Kollektive hatten immer mehrere Funktionen: Sie sollten auf den Einzelnen erzieherisch bildend, sozial integrierend, kontrollierend und vor allem auch leistungsfördernd bzw. -bewertend wirken. Kollektive galten als kleinste Einheiten im Staatsaufbau und bestanden in verschiedenen gesellschaftlichen

10 D.h. Einkommen über Arbeit und den sozialistischen Wettbewerb der Kollektive als umfassendste Form der Masseninitiative der arbeitenden Bevölkerung.

Bereichen (Produktion, Schulen, Organisationen, Kultur usw.). Das sozialistische Kollektiv war der Konzeption nach immer arbeitsteilig und hierarchisch strukturiert, also keineswegs eine Gemeinschaft der Gleichen. Als gleich galten die Angehörigen eines Kollektivs hinsichtlich des Eigentums an Produktionsmitteln, nicht aber in Bezug auf Aufgaben, Qualifikation, Entscheidung und Leitung. Geleitet wurde das Kollektiv von einem Brigadier, der mit einem Vorarbeiter, Abteilungsleiter oder Kolonnenführer vergleichbar war. Es galt das Prinzip der Chancengleichheit unter besonderer Förderung der Schwachen in der Gesellschaft nach dem Motto: Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen. Die Solidarität der Kollektivmitglieder mit ihrem Arbeitskollektiv hatte nach dem offiziellen Verständnis stets zwei Seiten: Sie erschien zum einen als sachliches und emotionales Verantwortungs- und Zusammengehörigkeitsgefühl der Kollektivmitglieder in Bezug auf die einzelnen Mitglieder, zum anderen als wechselseitige Verpflichtung: „Einer für alle – Alle für Einen“.

4. „Wir mussten uns langsam dran gewöhnen“ – Die Jahre 1945 bis 1961

In den Jahren 1945-1961 wurden die gesellschaftlichen Veränderungen vielfach mit Gewalt, Enteignung und politischer Verfolgung durchgesetzt. Allerdings erfolgten die Umstrukturierungen nicht gleichzeitig, sondern in bestimmten Etappen. So blieben in den fünfziger Jahren private Handwerksbetriebe sowie klein- und mittelständische Unternehmen entweder noch völlig selbständig oder konnten mit Beteiligung des Staates von den Besitzern bis in die sechziger Jahre weitergeführt werden. Bis zum Bau der Mauer ließen viele Menschen Verwandte, Eigentum, Freunde und Heimat zurück, weil sie für sich und ihre Kinder unter den kommenden gesellschaftlichen Verhältnissen in der DDR keine Perspektive mehr sahen. Während die einen aus der Gefangenschaft und dem Krieg heimkehrten, verließen andere ihre Heimat für immer. Politisches Widerspruchspotential konnte vor 1961 noch durch erhebliche Abwanderung verringert werden (Hirschman 1992). Meine Perspektive ging jedoch vom Blickwinkel der Gebliebenen aus und fragte Überzeugte, Mitläufer, Kritiker, Gegner, Andersdenkende und Opfer des Systems, warum sie in der DDR geblieben sind und sich der staatlichen und politischen Macht gefügt haben.

In Wurzen, das damit im sowjetisch besetzten Gebiet lag, stauten sich in den ersten Monaten nach Kriegsende täglich ca. 20.000 Flüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten und dem Ausland (Ungarn, Tschechei, Österreich). Dazu kamen Tausende von ehemaligen Kriegsgefangenen, „Fremdarbeitern“ und befreiten Häftlingen aus den Konzentrationslagern. Abgesehen davon, dass der Kreis Wurzen für die meisten Vertriebenen, die aus den Gebieten und Ländern östlich der Oder und Neiße kamen, von vornherein reine Durchgangsstation nach Westen oder in andere Gebiete der sowjetischen Besatzungszone war, bot sich für einen beachtlichen Teil der Flüchtlinge auch die Möglichkeit zu bleiben. Häufig handelte es sich auch gerade nicht um einen bewusst gefassten Entschluss, sondern mehr um zufällige schicksalhafte Konstellationen und Ereignisse, die ein „Hängenbleiben“ bewirkt haben.

Die durch den Krieg auseinander gerissenen und geschwächten regionalen Verwandtschafts- und Nachbarschaftsverhältnisse begannen sich langsam zu regenerieren, aber es entstanden durch das Sesshaftwerden von Flüchtlingen auch neue lokale Gemeinschaften. Was den neuen politischen Anfang und Gesellschaftsaufbau betraf, so hofften selbst Kritiker zunächst noch auf Möglichkeiten einer überparteilichen und

toleranten Gesellschaftspolitik. Der Superintendent der evangelischen Kirche erinnert an die breite Basis, die die Idee einer sozialistischen Menschengemeinschaft vor dem Hintergrund der verheerenden Folgen des Nationalsozialismus damals gehabt hätte. Das Ideal einer Gesellschaft als harmonischer Gemeinschaft sollte nach den gescheiterten Erfahrungen des Nationalsozialismus, die dieses Ideal missbraucht hatten, nun endlich Wirklichkeit werden:

Es ist nicht so gewesen, dass Christen nur skeptisch gewesen wären, sondern es haben sicher eine Menge Leute am Anfang gedacht, es könnte etwas Gutes werden ... durch das Engagement, im Programm natürlich, für Frieden, Gerechtigkeit Sozialismus im eigentlichen Sinne des Wortes vom Sozialen her gedacht, aber auch um nach dem Niedergang des Nationalsozialismus und dieser betrogenen Menschengemeinschaft in diesem Land einen wirklichen Neuanfang zu machen, und zwar auf breitester Basis.

Eine ehemalige Handelslehrerin, Jutta Pfeil, geb. 1935, erklärte mir ihren Eintritt in die SED und die Bereitschaft zu Gewerkschaftsbeiträgen mit ihrer Erfahrung von Krieg, Vertreibung und gegenseitiger Hilfe.

Also für mich ist „Nie wieder Krieg!“ das stärkste gewesen, weil ich den Krieg derart erlebt habe ... Und wir wurden ausgesiedelt 1947 im Januar ... und so landeten wir hier in Wurzen. ... Und wir kriegten da auch ein Zimmer zugewiesen, das werde ich auch nie vergessen ... auf Zuweisungsschein ... meine Mutter stand mit uns dreien da vor der Tür, und die Frau, der die Wohnung gehörte, die öffnete dort die Korridortür ... na, dass sie nicht begeistert war, das konnte man sich ja denken ... Aber ich muss sagen, in diesen ganz schweren Stunden haben wir immer wieder Menschen gefunden, die in irgendeiner Weise Solidarität geübt haben, und deshalb war es auch für mich im nachhinein und bis zum heutigen Tage nie ein Problem, wenn ich also meinen Gewerkschaftsbeitrag bezahlt habe, das ich dazu auch eine Solidaritätsmarke genommen habe.

Auch wenn der „Antifaschismus“ und das politische Gemeinschaftsversprechen in den Interviews über alle Schichten hinweg vielfach hohe Anziehungskraft besaß, so war die Nachkriegszeit doch in erster Linie zunächst einmal eine Überlebens- und Aufbaugemeinschaft, in der neben gegenseitigen Hilfeleistungen zwar Neid und Konkurrenz nicht fehlten, aber dennoch der gemeinsame materielle und berufliche Neuanfang im Vordergrund stand. Der Einsatz für verbesserte Lebensbedingungen, die Suche nach einem Arbeitsplatz und der Wunsch nach sozialem wie beruflichem Aufstieg gehörten zu den wesentlichen Elementen des Alltags.

4.1 Erwerbstätige in der Landwirtschaft

Die ehemalige Landarbeiterin Frieda Sternberg,¹¹ die auf der Flucht aus Ostpreußen mit drei kleinen Kindern und ihrem invaliden Vater im Kreis Wurzen ankam, hatte die Flasche Schnaps nicht, für die damals die Russen die Flüchtlinge über die einzige

11 Zur Geschichte von Frieda Sternberg vgl. Schlegelmilch 1996a.

Behelfsbrücke über die Mulde in den amerikanischen Sektor ließen. Sie blieb als Landarbeiterin auf einem großen Gut in Canitz (Kreis Wurzen) und begann sehr schnell damit, sich zunächst gewerkschaftlich, dann politisch – als Mitglied der SPD – für die Flüchtlinge einzusetzen, die bei der Verteilung von Lebensmittelkarten benachteiligt worden seien. Obwohl ihr Vater ein überzeugtes Mitglied der KPD gewesen ist, habe ihr die SPD damals näher gestanden als die KPD, bekennt sie. Die Mitglieder der SPD, die sie kannte, hatten häufiger eigene schmerzliche Erfahrungen mit dem Hitler-Regime (z.B. KZ) mitgebracht und sich weit mehr als Leute der KPD für die ökonomische Gleichstellung der Vertriebenen eingesetzt. Die Vereinigung der beiden Ortsgruppen SPD und KPD zur SED im Jahr 1946 lief in Canitz nicht ohne Probleme ab:

Und da wurde 1946 die Partei gegründet, die SPD mit der KPD zusammengeschlossen, da war ich auch da, bloß mal ein Beispiel politisch gesehen, mein Vater war KPD und ich war SPD, ich bin nicht in die KPD gegangen, weil die fünf KPD-Menschen dort diejenigen waren, die wirklich nicht gut für die Menschen waren ... in Canitz, der SPD-Mann, kam aus dem Konzentrationslager ... und hat sofort 31 Leute gekriegt, auch mich. Wir haben gesagt, sozialdemokratische Partei, jawohl, in die SPD da gehen wir. SPD und KPD wurde dann vereinigt '46. Wenn ich da heute so zurückblicke, da ist so vieles Wahres dran, was wir nicht geschrieben haben in der Geschichte, was wir alles verdrängt haben, das stimmt, wenn viele hier sagen, die Geschichte ist verdrängt. Ein Beispiel, die Frau Haase aus Wurzen und der Mockerbubi aus Wurzen waren SPD-Funktionäre, damals war ich ja ein junger Mensch ... die hatten Redeverbot, weil die gegen den Zusammenschluss waren. Und als wir dann dort saßen ... in dem Canitzer Kleingasthof, da haben sich der Vorsitzende von der KPD und der Vorsitzende von der SPD nicht die Hand gegeben. Aber ... der Zusammenschluss musste ja getätigt werden, weil der mit Grotewohl oben schon besiegelt war. Und da wollte niemand den Parteisekretär mehr machen. Und da sagte mein Vater, mein Kind, das musst du dann machen. Das geht nicht anders. Und da habe ich dort den Parteisekretär gemacht. So war der Zusammenschluss.

Von diesem Zeitpunkt an nahm die berufliche und politische Entwicklung Frieda Sternbergs einen konsequenten und zunächst sehr raschen Lauf. 1948 wurde sie Mitglied der SED-Kreisleitung, 1950 Kreistagsabgeordnete und ein Jahr Vorsitzende auf einem etwa 30 ha großen Gut eines republikflüchtigen Bauern. Kurz nach dem II. Parteitag der SED im Juli 1952, in der die „freiwillige Vorbereitung des Sozialismus auf dem Lande“ durch die Kollektivierung der Landwirtschaft beschlossen worden war, gründete sie zusammen mit sechs Landarbeitern bzw. Arbeitern die LPG „Ernst Thälmann“ Wurzen-Bennewitz und wurde zur Vorsitzenden gewählt. Ihr inzwischen aus dem Krieg zurückgekehrter Ehemann und ihr Vater bildeten zusammen mit ihr die Parteiorganisation. Vor dem Hintergrund der Armut in ihrer Kindheit war sie damals der Überzeugung: „Sozialismus ist, wenn jeder zu essen hat“.

Wir wollten jedem helfen, wir wollten das Soziale, den Sozialismus so aufbauen, dass jeder sein Brot hat, dass jeder sein Essen hat. Dieses Bedürfnis war in

uns, weil ich auch so erzogen war, dass nicht einer einen großen Berg Millionen hat und der andere muss hinten laufen und muss sich sein Stückchen Brot verdienen. Ich bin ja aus Ostpreußen, das haben wir ja erlebt. Meine Mutter hat gearbeitet in einem Gut und ein Stückchen Brot nach Hause gebracht, dass wir was zu essen hatten. So haben wir in Ostpreußen gelebt. Ja, und das war doch verinnerlicht. Und das wollten wir abschaffen. Das war eigentlich mein Sozialismus. Und haben auch immer gedacht, Mensch, das muss ...

Die ersten Jahre der LPG verliefen für Frieda Sternberg, was die Rentabilität des Wirtschaftens und die Gewinnung neuer Genossenschaftsmitglieder betraf, erfolgreich, und nur so kann sie sich erklären, warum man sie auf dem IV. Parteitag der SED im Jahr 1954 zum Kandidat des ZK der SED gewählt hatte:

Ich war selber erschrocken, ja. Ich saß gerade auf der Fuhre beim Heuladen, als dem Paul Werner seine Frau zu mir unten kam und wollte sagen, ich soll Kandidat ... da wusste ich gar nicht, was das ist. Und da musste ich nach Berlin. Da war dort eine Kommission, die da nun prüfte, wer da rein kam. Die erste Frage war, so, geboren in Ostpreußen ... ich sage, ja, ... und '45 hier nach Canitz. Ja, und ... Mitglied der SPD. Wann bist du in die SPD eingetreten, das war die erste Frage ... Und da kam ich dann gleich auf den Zusammenschluss. Ich sage, wissen Sie, wenn ich damals nicht da gewesen wäre, hätte sich die SPD und die KPD gar nicht die Hand gegeben. Da zuckten sie. Es war wirklich so. Wir waren fast 30 Mann von der SPD und fünf Mann von der KPD.

Die SPD-Genossin Frieda Sternberg, die sich gegen ihre innere Überzeugung mehr aus einem Pflichtgefühl dem Wunsch ihres Vaters beugte, stand mit ihrem Unbehagen beim Zusammenschluss der SPD mit der KPD nicht allein. Auch andere Gesprächspartner/innen, die aus einem sozialdemokratisch geprägten Elternhaus kamen oder der SPD angehört hatten, standen der SED kritisch gegenüber. Doch es gab auch überzeugte Stimmen, die glaubten, dass nur die Einheit der Arbeiterklasse in einer Einheitspartei verheerende Entwicklungen wie Krieg und Nationalsozialismus in Zukunft verhindern könnten.

Die Kollektivierungspolitik in der Landwirtschaft,¹² die Ende der fünfziger Jahre mit stärkerem politischen Druck und höheren Abgabeverpflichtungen an den Staat durchgesetzt wurde, hatte für die einzelnen sozialen Schichten sehr unterschiedliche Konsequenzen und wurde nicht nur von alteingesessenen Bauernfamilien als Verlust ihrer Selbständigkeit und ihres Vermögens erfahren, sondern auch von vielen Neubauern, die in den ersten Jahren erfolgreich gewirtschaftet hatten. Frau Rösler, Jg. 1947, eine ehemalige Köchin in der Kantine der Kreisverwaltung und zur Zeit des Interviews dort als Reinemachefrau tätig, berichtet, dass ihre Familie 1945 aus Schlesien fliehen musste, sie aber durch einen eigenen Pferdewagen mit zwei Pferden den

¹² Im August 1945 ist auf Länderebene die Enteignung aller landwirtschaftlichen Betriebe mit mehr als 100 ha erfolgt (vgl. auch Storbeck 1964, 175). Dieses Land wurde in Form von sog. Neubauernstellen zunächst an Landarbeiter und Flüchtlinge verteilt. 1952 folgte dann in bestimmten Etappen die Kollektivierung aller landwirtschaftlichen Flächen zu landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG).

anderen Flüchtlingen gegenüber im Vorteil gewesen seien. 1952 haben ihre Eltern eine Neubauernstelle in der Nähe von Wurzen übernommen.

Der hatte das Haus im Stich gelassen, ist nach dem Westen rüber und meine Eltern haben das herrlich ausgebaut ... da hatten wir dann schon drei, vier Pferde ... Mein Vater hat dann hier so Ausstellungen mitgemacht, in Markkleeberg, das war die Landwirtschaftsausstellung, da hat er durch seine Pferdezucht viele erste Preise gehabt und hat auch hier direkt Pferdezucht betrieben, und das hat auch dazu beigetragen, dass wir viel Maschinerie kaufen konnten, was die anderen praktisch noch nicht hatten.

1959 in die LPG eintreten zu müssen hätten die Eltern als „ganz großen Niederschlag“ empfunden,

denn wir hatten uns praktisch gut hochgearbeitet und mussten alles hingeben für nichts und wieder nichts. ... Und mein Vater war mit einer der letzten von den Neubauern im Dorf, der in die LPG gegangen ist. Also da gab es tüchtige Auseinandersetzungen.

Später lehnte Frau Rösler aus diesen Erfahrungen heraus sowohl eine Mitgliedschaft in der SED als auch in der Deutsch-Sowjetischen-Freundschaft ab. Land- und Industrierarbeiter sowie einige wirtschaftlich schwächere Neubauernfamilien urteilten dagegen oft positiv über die Kollektivierung und entschlossen sich schneller zum Schritt in die LPG. So auch Frau Sitek, geb. 1929, die in den fünfziger Jahren in der LPG der Vorsitzenden Frieda Sternberg als Landarbeiterin begann. Zuerst habe sie „geschimpft“, als ihr Vater nach dem Krieg eine sog. „Neubauernstelle“ angenommen hat, „weil, das war eine alte Lehmhude, und ach, das war unmöglich dort“. Aber dann hatten sie es sich doch „schön eingerichtet, und es war eigentlich dann auch nicht schlecht“. Als sie ihren Mann, einen Vertriebenen aus Schlesien, kennen lernte und dieser die Neubauernstelle ihres Vaters weiterführte, da sei das Wirtschaften schwieriger geworden: „So, mit Soll abgeben und so, jedenfalls kamen wir dort auf keinen grünen Zweig.“ Sie hatte es

dann satt, und da haben wir uns andere Arbeit gesucht. Und ich hatte eine Cousine auf der ehemals Kreisleitung in Wurzen, und die hat mir dann Arbeit verschafft in der LPG Bennewitz. Und da brauchten sie nun ... hauptsächlich welche für den Stall, und so haben wir im Kuhstall angefangen. Ja, dann traten sie an uns ran, ob wir nicht gewillt sind, in der Partei mitzuhelfen, direkt hier von der Kreisleitung, der Sekretär für Landwirtschaft hat doch das alles für uns gemacht, und da haben wir auch nicht nee gesagt. Da haben wir gesagt, die haben uns geholfen, da gehen wir mit.

Die Loyalität zum Staat und zur SED aus Dankbarkeit, wie sie in der Schilderung von Frau Sitek zum Ausdruck kommt, musste jedoch nicht unbedingt in eine Mitgliedschaft in die SED münden, sondern es konnte bei hoher Leistungsbereitschaft bleiben, die eine politische Einbindung abwehrte. Dann war man nur froh, „sein Auskommen“

gehabt zu haben, und erinnert sich nicht ohne Stolz an die Aufbauzeit mit dem Satz: „Wir kannten damals nur die Arbeit.“

Wolfgang März, geb. 1921, der nach 1945 zunächst noch als selbständiger Bauer gewirtschaftet hatte und später als Traktorist, Kranfahrer und Beregnungswärter in der LPG von Frieda Sternberg gearbeitet hat, erklärte mir, dass die Politik der Kollektivierung in den Dörfern meist nicht unter politischen oder ideologischen Aspekten diskutiert wurde, sondern vor dem Hintergrund sehr unterschiedlicher ökonomischer Ausgangsbedingungen bei den Beteiligten Zustimmung oder Ablehnung fand. Die unterschiedlichen Haltungen zur Kollektivierung hätten damals das dörfliche Zusammenleben belastet. Alteingesessene Bauernfamilien erlebten die Kollektivierung nicht nur als Verlust ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit, sondern durch die Einführung neuer Arbeitsformen und -techniken auch als kulturellen Verfall in der Landwirtschaft. Ludwig Viehwege, geb. 1934, aufgewachsen auf einem großen Bauernhof am Rande von Wurzen und zur Zeit der DDR als Leiter einer Bullenmastanlage einer LPG tätig, war 26 Jahre alt, als sein Vater, ein alteingesessener Bauer, der LPG beigetreten und „fast dran zerbrochen“ ist. Mit dem Beginn des „Sozialistischen Frühlings“ ist nach Meinung von Herrn Viehwege die gewachsene dörfliche Gemeinschaft zerstört worden.

Dann '60, wo das gemeinsame Arbeiten anfang, da sind wir uns miteinander auf den Geist gegangen ... Erst hatte jeder seine Selbständigkeit. Da ist auch, wenn man am Tag alleine auf dem Feld ist ... das Verlangen, sich auszutauschen. Aber wenn man den ganzen Tag zusammen draußen gearbeitet hat, da hat man kein Verlangen mehr abends, noch einmal zusammenzukommen. ... Und da ist die dörfliche Gemeinschaft kaputtgegangen.

4.2 Erwerbstätige in Industrie und Handwerk

Nach dem Volksentscheid in Sachsen vom 30.6.46 entstanden unter sowjetischer Verwaltung die ersten volkseigenen Betriebe in Wurzen. Einem Teil des Mittelstands und kleinen Gewerbetreibenden wurden ihre Klein- und Mittelbetriebe zunächst zurückgegeben. Diejenigen, mit denen ich sprach, bezeichneten sich als bodenständig. Sie hingen an den von den Vätern übernommenen oder gerade selbst unter viel Mühen gegründeten Unternehmen und hofften, dass im Zuge von Entstalinisierung und „Neuem Kurs“ eine Liberalisierung und Konsolidierung des Systems eintrete, die ihnen noch einen Rest unternehmerischer Initiative lasse. Drei mittelständische Firmenbesitzer erzählten mir, mit welchem persönlichen Einsatz und mit welcher Aufbruchstimmung sie nach 1945 entweder die von der sowjetischen Besatzungsmacht fast vollständige demontierten Betriebe wieder in Schwung gebracht hätten oder von einer hoffnungsvollen Neugründung. Alle drei stimmten darin überein, dass für sie damals ein Neubeginn im Westen keine Alternative gewesen sei, zumal es in den fünfziger Jahren noch eine vergleichbare schwierige wirtschaftliche Lage in Ost und West gegeben hätte. In einem Fall spielte auch das fortgeschrittene Alter eine Rolle. Entscheidend für sie war, dass sie ihren Betrieb, der schließlich auch ein Vermögen bedeutet und eine Existenzgrundlage geboten hat, aus der Familientradition und dem Gefühl der Bodenständigkeit nicht im Stich lassen wollten. Auch hätten sie damals noch nicht überblickt, was auf sie politisch und wirtschaftlich zukommen würde (vgl. Schlegelmilch 2005).

Wie in der Landwirtschaft, so war auch bei meinen Gesprächspartnern aus der Industrie und dem Handwerk in den fünfziger Jahren Aufbaustolz sichtbar, der unterschiedliche Haltungen zum SED-Staat beinhaltete. Herr Ehrlich, geb. 1926, bekennt sich zu seiner Mitgliedschaft in der Hitlerjugend und kommt daher zu dem knappen Fazit: „Ich habe mal etwas vereinfacht gesagt: Als Faschist sind wir weg und als Antifaschist sind wir zurückgekommen.“ In den Jahren 1953-1956 arbeitete er als Teppichweber in der Teppichfabrik und baute in Wurzen einen Fanfarenzug auf, der, wie er meint, der ganze „Stolz Wurzens“ war. Gleich nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft 1948 trat er in die SED ein, wie er sagt, „aus reiner Überzeugung, um unseren Arbeiter-und-Bauern-Staat richtig mit aufzubauen“ Das sei für ihn damals selbstverständlich gewesen, und er glaubt, jeder hätte das damals getan. Die Ziele der SED sollten damals vor allem an die Jugend weitergegeben werden.

Ich hatte eine Jugendbrigade dort in der Teppichfabrik, die war sehr gut. Ich war dort wie ein Vorarbeiter, also wie ein Meister. Da musste ich den jungen Menschen das Handwerk (bestimmte Techniken, C.S.) erklären. Das war meine Aufgabe. Und da wurde ich aufgrund meiner guten Arbeit als FDJ-Klubhausleiter aufgenommen.

Der Stolz auf den neuen Fanfarenzug in Wurzen darf nicht außer Acht lassen, dass der Aufbau einer neuen sozialistischen deutschen Kultur die Institutionen der traditionellen Arbeiterkultur schrittweise verdrängte. Herr Kalk, geb. 1929, Sohn eines Musikers, erzählt, wie sein Vater nach 1945 schnell an seine Grenzen kam als er das kleine Musikunternehmen weiterführen wollte:

Das erste ... er hat seine Verbindungen wieder aufgenommen, zu Gastwirten. Und ich muss Ihnen sagen, bereits im November haben wir hier im Kreis das erste Musikvergnügen gespielt ... Es gab hier zwei Musikunternehmen: Rudolf Baier und meinen Vater. Die hatten früher auch zusammen gespielt. Es war eine gewisse Konkurrenz da. Wir sind uns nicht ins Gehege gekommen, mein Vater und Baier Rudolf. Und das ging eine ganze Zeit gut. Im Zuge der Sozialisierung, der sozialistischen Kulturrevolution, wurden die beiden Musikunternehmen kaputt gemacht. Mein Vater musste 1950 seinen Gewerbeschein abgeben. Abgeben! Also schriftlich. ... Da wurde in Wurzen eine Arbeitsgemeinschaft Wurzener Musiker gegründet.

Herr Moritz, geb. 1927, war vor dem Krieg im Polizeidienst beschäftigt und rechnete sich nach Kriegsende keine Chancen aus, diesen Beruf weiter auszuüben. Aber auch moralische Gründe hätten ihn von diesem Schritt abgehalten. Dem Gesellschaftssystem der DDR stand er stets distanziert gegenüber, was er zunächst mit einem Vergleich von HJ und FDJ illustriert.

Und meine Eindrücke vom Nationalsozialismus sind die, dass wir als Kinder, wo wir dann älter wurden, begeistert waren von dem, was uns geboten wurde. Pimpfe, Hitlerjugend, Fahrten und dann, alles Sport und die ganzen Veranstaltungen, das hat uns in einer gewissen Form begeistert. Es war, na ja, im Vergleich zur FDJ, es war mehr Zucht und Ordnung drinne, mehr Schmiss. Direkt,

wollen wir sagen, nazistisch oder nationalsozialistisch verbohrte war ich durch das Elternhaus nicht. Mein Vater war Sympathisant der SPD.

Nach Kriegsende begann Herr Moritz in der Schmiede seines Vaters, die er später übernahm. Dies hätte ihm immer seine „relative Freiheit erhalten“, und das meint er nicht nur in Hinblick auf seine soziale Stellung, sondern auch auf seine anderen gesellschaftlichen Werte:

Sonst wäre ich genau auch nur Herdenvieh geworden, auch wenn ich zur Polizei gegangen wäre und wäre meinetwegen in eine gute Stellung geraten, aber letztendlich wär' ich doch Teil der Herde gewesen ... Und eins hätte ich so und so nicht gekonnt, nicht dass ich ein Nazi war, aber meine Meinung von Gut und Schlecht in dem System, die konnte ich ja gar nicht wechseln. Die konnten mir doch nicht das, was ich an Negativem (in der sowjetischen Kriegsgefangenschaft, C.S.) gesehen habe, wieder rumdrehen.

5. „Das waren vielleicht die erfolgreichsten Jahre“ – Die Jahre 1961 bis 1971

Der Mauerbau, damit das Stoppen des Flüchtlingsstroms und das weitgehende Ausschalten der Systemkonkurrenz gelten als entscheidende Voraussetzungen für eine politische und wirtschaftliche Stabilisierung der DDR und erhöhten den Druck, sich zu arrangieren. In der ersten Hälfte der sechziger Jahre begann sich die DDR zu einer Leistungs- und Konsumgesellschaft zu wandeln, verbunden mit vielfältigen Modernisierungs- und Reformanstrengungen. Diese mündeten 1963 in einer unter Walter Ulbricht auf dem VI. Parteitag eingeleiteten Wirtschaftsreform, dem Neuen Ökonomischen System der Planung und Leitung der Volkswirtschaft.¹³ Unter der Ulbricht'schen Parole „Überholen ohne einzuholen“ kam es zu einer Modernisierung der Produktionsverfahren und einer gezielten Bildungsoffensive, in der besonders technisch-wissenschaftliche Berufe gefördert wurden, die eine qualifizierte technische Entwicklung, Leitung und Organisation garantieren sollten. Die auf Technik und Wissenschaft bezogene politische Reformkonzeption gab die Gemeinschaftsrhetorik nicht auf und versprach über den technischen Fortschritt eine weitere Annäherung der Klassen und Schichten als Basis künftiger sozialer Harmonie (Vgl. Meuschel 1992, 192 ff.). Aus Gründen der politisch-ideologischen Machterhaltung setzte jedoch in der DDR ab 1965 ein Rückwärtstrend im Sinne einer erneuten stärkeren Zentralisierung in der Wirtschaft ein. Walter Ulbricht wurde trotz einer erfolgreichen Wirtschaftspolitik und eines durch die internationale Anerkennung der DDR gestiegenen Selbstbewusstseins des Staates am 3.5.1971 – offiziell aus Altersgründen – von der Funktion des Ersten Sekretärs entbunden. Sein Nachfolger wurde Erich Honecker (Weber 1991, 128).

5.1 Hauptamtliche Staats- und Parteifunktionäre

Unter den Funktionären aus dem Partei-, Staats- und Sicherheitsapparat, mit denen ich gesprochen habe, ist man sich in der Rückschau ebenfalls einig: In den sechziger Jahren ging es im Kreis wirtschaftlich und produktionstechnisch anfangs sichtbar aufwärts. Vor allem die staatsnahen Funktionsträger haben den Mauerbau damals als

13 Abkürzung: NÖS, vgl. ausführlich dazu Roesler 1990, 16.

notwendige Schutzmaßnahme befürwortet. Herr Reineke, gelernter Bäcker, der 1966 als Erster Sekretär der SED Kreisleitung nach Wurzen delegiert worden war, schildert mir zunächst die wirtschaftlichen Vor- und Nachteile des Kreises:

Währenddessen viele Kreise im Bezirk Leipzig doch durch 'ne gewisse Einseitigkeit der Industrie gekennzeichnet sind – Kohle: Borna, Böhlen, Altenburg; Chemie: Eilenburg – ist Wurzen ja ein sehr breit gefächelter Kreis mit Industrie ... denn Wurzen hat ja alles. Von der Keksindustrie als großem Betrieb, Motorenwerk, die Steinbrüche, die Lampen, ... Konsumgüter, Filzproduktion, Maschinenbau, interessante Betriebe.

Und auch der Wirtschaftssekretär spricht von günstigen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen: „Der Kreis war geprägt von großem Glück, drei Alleinerzeuger in der damaligen DDR: Luftfilter, Wasserglas, Feuerfestbeton, usw., usw.“ Allerdings konnte dieses Wirtschaftsprofil nicht verhindern, dass der Kreis Wurzen von der zentralen Wirtschaftspolitik benachteiligt wurde. Der Grund war: Wurzen hatte weder strukturbestimmende Wirtschaftszweige noch große Industriebetriebe oder Kombinate. „Also wir konnten uns nie mit Borna vergleichen oder mit Altenburg. Sie wissen, Braunkohle war der Rohstoff Nummer Eins in der damaligen DDR.“ Städte mit solchen strukturbestimmenden Zweigen und Kombinat sind bei der Zuteilung der Mittel vom Politbüro immer bevorzugt worden. Darüber hinaus hätten Beziehungen eine wesentliche Rolle gespielt. Städte mit politisch einflussreichen Leuten in der Wirtschaft, z.B. solche, die Mitglieder im ZK gewesen sind, hätten für ihre Kommunen mehr herausholen können. Die Wurzenener/innen haben damit stets mit einem gewissen Neid auf den Nachbarkreis Grimma gesehen, der durch den Kombinatdirektor Wohllebe, zugleich Mitglied im ZK, in der Versorgung mit Wohnungen immer Vorteile gehabt hätte.

Da wurde eben in Grimma gebaut, bei Wohllebe,¹⁴ ... und da wurde eben in der Chemie und in der Kohle gebaut, und in Wurzen wurde nicht gebaut. (Volker Reineke, geb. 1920, bis 1986 Erster Sekretär der SED-Kreisleitung)

Aus diesem Nachteil heraus hätte Herr Reineke sich bereits in den sechziger Jahren beim Bezirkssekretär dafür eingesetzt, dass in den Gemeinden Initiativen unterstützt wurden, die in eigener Regie und in Feierabendtätigkeit zusammen mit den örtlichen Betrieben bauten.

Ich sage, gib' uns Geld, und die Arbeiter bauen die Wohnungen nach der Arbeit. Da hat man mit den Betriebsleitern der 'Mafa', 'Wutra', Keksfabrik und mit den Baubetrieben ausgemacht, die stellen uns 'nen Kran, und in Naundorf haben wir mit dem Plattenwerk ausgemacht, die schicken auch welche hin, die die Platten bauen. So haben wir in Wurzen fünf Häuser, die die Arbeiter praktisch sich selbst gebaut haben. Nebenbei!

¹⁴ Gert Wohllebe war Generaldirektor des VEB Chemieanlagenkombinat Grimma und seit 1986 Mitglied des ZK der SED.

Zwei Wohngebiete seien auf diese Weise 1966 fertig gestellt worden. Die Wurzenener Betriebsleiter hätten diese Aktionen mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln unterstützt, um Arbeitskräfte zu halten und junge Leute, denen man gute Wohnungen hätte bieten müssen, zu gewinnen.

Wirtschaftlich besonders stark war der Kreis Wurzen nach Ansicht von Herrn Reineke vor allem im Bereich der Landwirtschaft. Herr Dähnrich, geb. 1933, damals als Vorsitzender des Kreislandwirtschaftsrates tätig, sah nach der Einführung der Leitung nach dem Produktionsprinzip auf dem VI. Parteitag der SED den Vorteil, dass die Bauern wieder stärker selbst entscheiden konnten, was in ihrer LPG passierte.

Es wurde nicht alles vorgegeben, wie viel man anbauen musste, was anzubauen war, wie viel Tiere sind zu halten und was ist abzuliefern ... Also da war die Entscheidungsbefugnis auf diesem Gebiet im Territorium, vom Betrieb, mit dem Territorium noch größer. Da wurden dann die Kreislandwirtschaftsräte gebildet und die Produktionsleitung, die eigenständig Beschlüsse gefasst haben zur Entwicklung der Landwirtschaft im Territorium, zwar auch abgeleitet von Zentralen, aber die waren dann spezifisch zugeschnitten auf die Landwirtschaft. ... Übrigens würde ich für mich heute sagen oder für uns, das waren vielleicht auch die erfolgreichsten Jahre für die Landwirtschaft damals, weil da nach Fachwissen entschieden wurde.

Ende der sechziger Jahre sei die Leitung nach dem Produktionsprinzip leider wieder zurückgenommen worden und die Kreislandwirtschaftsräte seien in den Rat des Kreises integriert worden.

Als zweite wichtige persönliche Einflussgröße für die Landwirtschaft und indirekt auch für die gesamte Wirtschaft im Kreis nennt Herr Reineke die LPG-Vorsitzende Frieda Sternberg, die durch ihre politische Funktion als Kandidatin des ZK Beziehungen nutzen konnte:

Wenn wir mal was brauchten, dann haben wir Frieda Sternberg gesagt, Frieda nun sorg mal, und das hat die dann mit Leidenschaft gemacht. Da haben manchmal Minister zu mir gesagt, Mensch, deine Frieda fällt mir auf den Wecker, aber um Ruhe zu haben, geben wir eben die neuen Mähdrescher oder die Maschinen dorthin oder Traktoren, was da ausprobiert wurde. Das kam dann immer hier nach Wurzen.

Trotz Familie und Kindern gelang in diesen Jahren nicht nur Frieda Sternberg, sondern auch einigen anderen Frauen, mit denen ich sprach, über eine ständige Weiterqualifikation (häufig Fernstudiengänge) ein rascher beruflicher und politischer Aufstieg, z.B. als Mitglied der SED-Kreisleitung. Mit diesem Aufstieg waren widersprüchliche Entwicklungen verbunden. Für die Familie bedeutete die stärkere berufliche Einbindung der Frau nicht selten eine Belastung, die entweder zu einer Zerrüttung der Ehe bis zu einer Scheidung oder im Gegenteil zu einem noch engeren Zusammenhalt in der Familie führen konnte. Für alle, nicht nur für die Frauen, die es in die höheren Etagen der Parteielite geschafft haben, stieg der Zwang zu politischer Konformität. Die ehemalige Kreisrätin für Kultur, Frau Manchow, geb. 1928, hat das Ende der sechziger Jahre am Beginn ihrer Parteikarriere bitter erfahren müssen: Als Tochter

einer „Lesefamilie“, war sie in den fünfziger Jahren gerade jung verheiratet und hatte eine Tochter geboren, als sie sich entschloss, beim Aufbau einer Gemeindebibliothek im Kreis mitzuhelfen und dafür begleitend ein Fernstudium zu absolvieren. Zugleich trat sie in die SED ein:

Der Aufbau ging doch zunächst an und für sich ganz gut vonstatten, und man konnte sich auch für die Sache einsetzen ... Und da ging ich aus völlig freiwilligen Stücken in die SED. Ich hatte weder eine Funktion, noch ..., nichts, gar nichts, ich war Hausfrau und dachte, hier könntest du deine Kraft mit einbringen.

Wenige Jahre später wurde sie Abgeordnete und stellvertretende Bürgermeisterin in ihrem Wohnort, ein Amt, das sie nur elf Monate ausübte, um einen erneuten beruflichen Aufstieg in die SED-Kreisleitung zu erleben:

Nach elf Monaten kam der Kreis und sagte, sie bräuchten jemanden, der für diesen Kreis Wurzen die Kultur macht, da habe ich natürlich ganz spontan gesagt, das könnte ich nicht, und das ist für mich eine Nummer zu groß. Na, wie das immer gesagt wird, wir helfen dir, und wir haben deine Arbeit eingeschätzt, und ich muss sagen, da habe ich gedacht, warum sollst Du das nicht Ich muss dazu sagen, die ganze Sache war nicht ganz uneigennützig. Zwischenzeitlich war meine Ehe so zerrüttet, dass ich dachte, damit hältst du den Lebensstandard, und damit kannst du deine private Misere regeln. Und das war also sicher unbedingt notwendig, dass ich dann noch mal Fernstudium machte an der Karl-Marx-Universität für Kulturwissenschaften. ... Als ich in Wurzen war, muss ich sagen, alle neuen Genossen, Unbeleckte, wie ich es ja noch war, die wurden irgendwie eingeschossen, dass man nicht mehr zuckte, das war schlimm, aber ich habe es am eigenen Leib erfahren und habe es dann wiederholt beobachten können in der Folgezeit.

Gleich zu Beginn ihres neuen Amtes vertrat sie im Rahmen einer geplanten Kunstausstellung in Wurzen die Ansicht, dass das Bild eines in Wurzen lebenden Künstlers von „nationaler Bedeutung“ einen Ehrenplatz erhalten sollte. Allerdings hatte dieser Künstler einen in Wurzen bekannten Straßenkehrer portraitiert:

Wilhelm hieß er, war Straßenkehrer und so am Rande des Asozialen, also ein bisschen trinken, mal bummeln, und mal auch auf der Straße auflesen, also so am Rande des Asozialen. Und dieses Portrait war zweifellos das beste Werk in der ganzen kleinen Ausstellung, es sollte einen Ehrenplatz haben. Aber das Portrait sollte nicht ausgestellt werden. Ich muss sagen, das begriff ich nicht, ich begriff's nicht. Und ich kriegte freundlich und eindringlich und immer schärfer gesagt, dass der Mensch nicht das Glanzstück der Ausstellung werden könnte, vielleicht, wenn er einen Brigadier gemalt hätte, wär' das sicher so geworden, das ist mir klar. ... Das ging soweit, dass ich vor die Kreisleitung und vor das gesamte Gremium bestellt wurde, und das sind ja immerhin zwölf Leute, und da wurde ich rund gemacht, dass ich weinend raus ging. ...später lernte ich die Taktik auch durchschauen.

Aus Furcht, die Position und das damit verbundene Gefühl von Macht und die Privilegien zu verlieren, fügte sich Frau Manchow fortan der geforderten Parteidisziplin, die nicht selten – so z.B. auch vom letzten Wirtschaftssekretär der SED-Kreisleitung, Herr Stein – wie eine zu enge Jacke empfunden wurde:

Es war immer so, wie wenn sie eine enge Jacke anhaben und sie möchten gerne raus. Das ging nicht, das ging nicht, das war eben die Parteidisziplin, die anerzogene.

Selbst wenn es auch auf dieser höheren politischen Ebene ebenfalls informelle Beziehungen und Unterredungen in Form der so genannten „Unter-uns-Gespräche“, wie z.B. die Kreisschulrätin sie bezeichnet, gegeben hat, so empfand ein Teil der hohen politischen Verantwortungsträger im Kreis, mit denen ich gesprochen habe, diese informellen Beziehungen überwiegend als distanziert, kühl und wenig vertrauensvoll.

5.2 Erwerbstätige in der Landwirtschaft

Frieda Sternberg beurteilt die Phase der sechziger Jahre bis Anfang der siebziger Jahre ebenfalls als erfolgreich und verbindet diese Entwicklung stark mit der Politik Walter Ulbrichts. Bei Ulbricht habe man noch selbständiger wirtschaften und die Produkte in eigener Regie verteilen können, da seien die Strukturen noch übersichtlicher und weniger zentralistisch gewesen, urteilt sie rückblickend. Der natürliche Kreislauf in der Landwirtschaft sei noch nicht zerstört gewesen. Seit 1963, so der LPG-Vorsitzende und Nachfolger von Frieda Sternberg, Fabian Erlebach, geb. 1948, hätten sich die Bauern mehr und mehr mit der Gesellschaft und der Tätigkeit identifiziert, weil „die dann plötzlich begriffen, dass es doch sehr viele Vorteile bringt“. Dazu gehörten technische Arbeitserleichterungen, geregelte Arbeitszeiten und „auch mal ein Tag frei“. Der bereits oben zitierte Wolfgang März hält das kollektive Leben in den Jahren zwischen 1960 und 1970 nach großen Anfangsschwierigkeiten ebenfalls für „die günstigsten Jahre der sozialistischen Zusammenarbeit“.

Für Frieda Sternberg war auch der eigene Haushalt – so könnte man zugespitzt formulieren – eine Suborganisation der LPG, die sich kaum von den anderen Funktionseinheiten unterschied. Das oberste Prinzip der Frieda Sternberg lautete deshalb auch für den privaten Bereich: Arbeitsdisziplin und Ordnung. Dies durchzusetzen sei nicht konfliktlos vor sich gegangen, nicht zuletzt, weil sie sich nicht an traditionelle Rollenklischees gehalten hätte und ihr Ehemann eine untergeordnete berufliche Position als Traktorist in der von ihr geleiteten LPG hatte.

Meinem Mann haben sie auch immer gesagt: Deine Frau hat die Hosen an. Darunter hat mein Mann auch gelitten. Zuletzt hat er sich damit abgefunden ... Und wenn mein Mann nicht so gutmütig (gewesen wäre, C.S.), ... da wäre es wirklich zum Krachen gekommen. Ich habe nicht eine glänzende Ehe geführt, also ich bin an meinem Geburtstag, auch an meinem Hochzeitstag, fast nie zu Hause gewesen. An meinem Geburtstag waren meistens Sitzungen und an meinem Hochzeitstag, am 8. Juni, war fast jedes Jahr AGRA¹⁵, und ich bin jedes

15 AGRA ist die Abkürzung für die regelmäßige Landwirtschaftsmesse in Markkleeberg, Leipzig.

Jahr 14 Tage bei der AGRA gewesen. Ich hatte meinen Hochzeitstag vergessen. Da standen Blumen auf'm Tisch, da war ich gar nicht zu Hause. Ich bin manchmal nachts nach Hause gekommen, und andern früh um sieben bin ich schon wieder fort.

Andererseits bot die Familie aber auch eine Absicherung ihres beruflichen und politischen Aufstiegs.

Zuerst war mein Vater da, mein alter Vater war ja ein alter Kommunist, der hat dafür gesorgt, dass die Wirtschaft in Ordnung war, dass mein Mann nicht schimpfen konnte. Und dann waren die Kinder groß, und dann haben es die Kinder übernommen. Abgewaschen und ... mir den Rücken gestärkt, dass ich das nicht machen musste. Dann Sonntag hab ich gewaschen und geplättet und gewirkt und gemacht, aber die ganze Woche haben die das gemacht, weil ich nicht dazukam.

5.3 Erwerbstätige in Industrie und Handwerk

Das Fortbestehen von kleinen und mittleren Privatunternehmen bis Ende der sechziger Jahre und die daran anschließende Politik der staatlichen Beteiligung bildete zunächst noch keinen Widerspruch zum „Sieg der sozialistischen Produktionsverhältnisse“, da die Stärkung aller Wirtschaftsstrukturen noch Vorrang hatte. Zwar schimpften viele Komplementäre bereits über die „ochsige“ staatliche Wirtschaftspolitik und ständig neue Industriepreisreformen, aber eigentlich, so der damalige Betriebsdirektor und Komplementär des VEB Leuchtenbau, Herr Henze, hätte man sich gedacht:

Na gut, das ist keine schlechte Sache, da hat der Staat eine bestimmte Verantwortung mit, und das waren ja auch die goldenen Jahre, wenn Sie das so wollen, von 1958/59 bis 69. In den zehn Jahren glaubte man wirklich, nun ja, es geht hier echt aufwärts. Und wir haben ja da auch viele Investitionen bekommen ... haben den Betrieb angefangen zu erneuern ... Und diese kleinen Betriebe hier ... waren ja schnell am Markt. (Egon Henze, geb. 1921, Außenhandelsvertreter in 'seinem' verstaatlichten Betrieb)

Egon Henze, damals Eigentümer eines mittelständischen Betriebes, teilt im Interview die damaligen DDR-Bürger und Bürgerinnen in zwei Gruppen ein, eine Gruppe mit und eine Gruppe ohne Westkontakte. Die Gruppe ohne Westkontakte hätte sich nach dem Mauerbau relativ schnell integriert, die anderen „hatten Probleme“. Die zweite Differenzierung ergab sich durch die Generationszugehörigkeit. Einige jüngere Gesprächspartner/innen, die in die DDR hineingeboren worden sind und zudem keine Verwandtschaftskontakte im Westen hatten, sahen den Mauerbau vielfach wie Herr Keller als unvermeidliche Gegebenheit, in der man sich so gut es ging, einzurichten hatte:

Ja, wissen Sie, ich bin hier aufgewachsen, ... und man hat manches gar nicht so schlimm empfunden, wie es wirklich gewesen ist. Weil man nicht so direkt in Berührung gekommen ist. Und da ist es sogar so gewesen, dass man sich dann mit dem Vater ... angelegt hat, der dann sagte, die DDR ist das größte Kon-

zentrationenlager, was es auf der Welt gibt, eingemauert, eingestacheldrahtet. Da hat man immer gesagt, na ja, Opa, so schlimm ist es doch gar nicht, guck mal, wir können doch in die CSSR fahren auf Antrag und so. ... Und da hat man manches als Einsicht in die Notwendigkeit immer gesehen ... Und, was nützt dann, wenn du hier rigoros gegen den Strom schwimmst, die stellen dich bloß an die Wand. (Herr Keller, geb. 1938, technischer Angestellter)

Herr Lux war 20 Jahre alt, als die Mauer gebaut wurde, und „eigentlich noch zu dumm“ und zu „unschlüssig“ gewesen, um eine Entscheidung zu treffen, obwohl er 1961 sehr konkret über eine Flucht nachgedacht hatte:

Ich hatte ja schon damals meinen Kollegen gesagt, komm, jetzt geht es los, hatte Flugkarte schon rüber ... Na ja, jedenfalls kam dann die Mauer, dann war es vorbei. Meine Frau habe ich '65 kennen gelernt, na ja, dann ging das los mit der Armee, so, da haben wir '67 geheiratet, dann kam das Studium, und dann lief alles, und wenn du dann einmal dabei bist, eine Familie aufzubauen, die siebziger Jahre waren ja auch nicht schlecht so am Anfang ... die Unzufriedenheiten kamen dann Ende der siebziger Jahre. (Herr Lux, Abteilungsleiter Instandhaltung in einem VEB für Fördertechnik)

Trotz einer breiten Verstaatlichung des Handels durch die HO war der private Handel noch nicht völlig zum Erliegen gekommen. Auch die Bauern konnten in Wurzen damals noch auf einem eigenen Bauernmarkt ihre Produkte anbieten. Nach der langen Zeit der Lebensmittelkarten in den fünfziger Jahren war auch in der Kreisstadt eine deutliche Steigerung des Lebensstandards spürbar:

Bei Ulbricht waren die Läden noch voll, da brauchten wir nicht Schlange stehen ... da ging's wirklich mal bergauf ... wir hatten Ananas, frische Früchte in den sechziger Jahren. (Frau Christel Franke, geb. 1944, Leiterin des ehemaligen Intershops in Wurzen)

6. „Man glaubte, alles reglementieren zu können“ – Die Jahre 1972 bis 1989

Wie die sechziger Jahre werden auch die siebziger Jahre von meinen Interviewpartnern und -partnerinnen in zwei Phasen aufgeteilt. Während man bis Mitte der siebziger Jahre noch Entwicklungspotentiale gespürt hätte und das Konsumniveau befriedigend gewesen sei, so z.B. der damalige Bürgermeister Haber, hätte ab 1976 die Stagnation in der Wirtschaft begonnen und es sei im Kreis Wurzen zu erheblichen Wirtschaftsengpässen gekommen. Von den befragten Funktionären und Betriebsleitern werden vor allem zwei Entwicklungen dafür verantwortlich gemacht: Die weitere wirtschaftliche Zentralisierung in der Wirtschaft ab 1972, die den Städten Arbeitskräfte und Materialien entzogen hätte, und das zu teure Programm der Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik, das im Jahr 1971 auf dem VIII. Parteitag der SED beschlossen worden ist. Dieser Befund korrespondiert mit bisherigen Untersuchungen, die im Rückblick auf die ökonomische Leistungsfähigkeit der DDR gezeigt haben, dass nach anfänglicher Wohlstandssteigerung in den fünfziger und sechziger Jahren, insbesondere aber durch den Bruch mit der Wirtschaftsreform der sechziger Jahre das erreichte Niveau

bereits seit Mitte der siebziger Jahre nur noch schwer gehalten werden konnte.¹⁶ Die weiteren Jahre waren durch ein wachsendes Missverhältnis zwischen den Anforderungen und der ökonomischen Leistungsfähigkeit in der DDR bestimmt. Seit den achtziger Jahren kam es zu einer deutlichen Verschlechterung auf der Ebene der Produktionstechnik und des Konsums, die sich in einer Kleinstadt wie Wurzen ganz besonders bemerkbar machte. Die Ende der achtziger Jahre empfundene wirtschaftliche Misere kulminierte in meinen Interviews immer wieder in dem Satz: „So konnte es nicht mehr weitergehen.“

6.1 Staats- und Parteifunktionäre

Das größte Problem im Kreis war aus der Sicht der verantwortlichen Funktionäre nach wie vor die Wohnungskapazität und die Bausubstanz der Industrie:

Uns wurden exakt vorgegeben Kennziffern, Investitionskennziffern und auch Baukennziffern. Und das ist die letzten Jahre soweit gegangen, dass das auch vorgegeben wurde für die einzelnen Ressorts ... Das ist auch ein Gebiet, das uns in den letzten Jahren hier beim Rat sehr stark beschäftigt hat, wir sehr viel gestritten haben, ich selbst auch, nicht nur einmal, in Einspruch gegangen bin beim Bezirk, weil erkennbar war, dass die Erfordernisse an das Bauen mit den Möglichkeiten, die uns eingeräumt wurden, nicht mehr in Übereinstimmung gebracht werden konnten, sondern immer mehr in Widerspruch zueinander geraten sind. Also der Bedarf war größer als die Möglichkeiten, dazu kam ja dann noch, dass kreiseigene Baukapazität abverfügt wurde nach Berlin, auch in die Bezirksstadt Leipzig, und das was übrig blieb, konnten wir dann im Kreis einsetzen. (Frank Dähnrich)

Obwohl der Erste Sekretär der SED-Kreisleitung, Herr Reineke, sich nach eigenen Worten schon in den sechziger Jahren für die Unterstützung von Initiativbauten in den siebziger Jahren einzusetzen begann, hat er seit den siebziger Jahren von der Seite des Bezirks immer härtere Kritik einstecken müssen. Andererseits war die kommunale Selbsthilfe immer dringender geworden.

Herr Schröder, der in dieser Zeit in der Abteilung Plankommission die „Territoriale Rationalisierung“ (beim Rat des Kreises) leitete, möchte

differenzieren zwischen echten Initiativbauten, wo wirklich in den Betrieben nachgesehen wurde, wo liegt Material rum, was nicht gebraucht wird, was kann eingesetzt werden, das Gleiche bei Räten der Gemeinden ... der Gemeindeverwaltung, wurde auch gesehen. Es gab echte Initiativbauten, wo alles zusammengeschafft wurde, um etwas auf die Beine zu stellen, aber es gab auch die reinste schwarze Investition, die unter dem Deckmantel des Initiativbaus dann gemacht wurde. Da wurde von anderen Baustellen das Zeug dann weggenommen. Und die Decke war zu kurz, an einer Seite konnte es nur reichen. (Gernot Schröder, geb. 1943)

Der damalige Wirtschaftssekretär Herr Wutschka, geb. 1927, spricht in diesem Zusammenhang von so genannten Kommunalverträgen, die nicht mehr mit den rechtli-

¹⁶ Siehe auch Meuschel 1992; Weinert 1995; Roesler 1995.

chen Mitteln des Planungs-, Bilanz- und Vertragsrechts zustande kamen, sondern auf Beziehungen zwischen Betrieben, Genossenschaften und kommunalen Einrichtungen zurückgingen. Der ehemalige Vorsitzende des Rates des Kreises, Herr Dähnrich, hebt ebenfalls die Bedeutung der Territorialen Rationalisierung hervor:

Die Kommission Territoriale Rationalisierung hat sich ... insbesondere auch bei der Organisation der kooperativen Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Betrieben und Bereichen sehr verdient gemacht fürs Territorium. So ist beispielsweise – um eines der größten Objekte zu nennen – vor Jahren das gemeinsame Heizwerk in Wurzen entstanden, natürlich nicht umweltfreundlich, damals unter ganz anderen Vorzeichen, Ablösung Heizöl und dabei ist es uns gelungen, wir nannten es damals sozialistische Gemeinschaftsarbeit, ein Heizwerk zu errichten, das neben der Versorgung für zwei Industriebetriebe des Motorenwerkes in Wurzen ... gleichzeitig auch ... tausend Wohnungen mit Fernwärme versorgt werden konnten. (Frank Dähnrich)

Dennoch ging einigen Verantwortlichen der Stadt und einigen Mitgliedern des Rates des Kreises das Engagement des Ersten Sekretärs der Kreisleitung oder des Vorsitzenden des Rates des Kreises für Wurzen nicht weit genug. Schließlich soll es auch darauf angekommen sein, inwieweit die Mitglieder der SED-Kreisleitung, allen voran 'der Erste Sekretär', persönlich in der Lage gewesen seien, mit den Verantwortlichen des Bezirks Vorteile für die Stadt 'auszuhandeln'. Nach Meinung von Gernot Schröder, dem Vorsitzenden der Kreiskommission, spielte ferner eine Rolle, ob

die obersten Bezirksleiter und der Rat des Bezirkes in die Kreise kamen und Feten feiern konnten ... Diese Kreise waren dann natürlich auch gut angeschrieben ... Hier hatte Wurzen ... nicht so den Zug drauf, solche großen Feten mit dem Bezirk zu feiern.

Neben den unentgeltlichen Kommunalverträgen und Schwarzbauten haben sich in den achtziger Jahren mehr als bisher, so mein Eindruck aus den Interviews, vielfältige schattenwirtschaftliche Aktivitäten auf einem grauen Markt herausgebildet, die mit unternehmerischen Verhaltensweisen insofern vergleichbar sind, als sie erhebliche Gewinnspannen beinhalteten und wesentlich mehr einbrachten als die regulären Einkommen am Arbeitsplatz. Den Vorteil, in legaler 'Feierabendtätigkeit' nebenbei Geld zu verdienen, hatten vor allem Leute, die von ihrer Ausbildung und ihrem Beruf her Erfahrung in der Landwirtschaft und im Handwerk hatten.

Abgesehen von materiellen Vorteilen konnten es auch persönlicher Ehrgeiz und der Wunsch nach gesellschaftlicher Anerkennung sein, die in besonderen wirtschaftlichen Eigeninitiativen zum Ausdruck kamen. Sie werden von den Betroffenen zugleich immer als Reaktionen auf die Behinderung eigener Leistungsansprüche durch das in ihren Augen zu starre und unproduktive Wirtschaftssystem verteidigt. Ich möchte kurz das Fallbeispiel des einstigen stellvertretenden Bürgermeisters für Planung beschreiben, der als SED-Mitglied zwar aus politischer Überzeugung gehandelt hat, aber dennoch in seinem Handeln bei der Parteibürokratie ständig angeeckt ist. Rudi Findig, dessen Eltern in den dreißiger Jahren ein Uhren- und Schmuckgeschäft gegründet hatten, hat sich in den achtziger Jahren als stellvertretender Bürgermeister

in besonderem Masse für historische Markttage, große Stadtfeste und im Bereich der Territorialen Rationalisierung eingesetzt:

Also was können Betriebe außerhalb des Planes, also heimlich vom Vater Staat, für das Territorium tun. Da haben wir Sachen gemacht, da haben sich andere Betriebe nicht rangetraut, es ist immer gelungen, und damit hatte ich einen Namen, weil ich immer derjenige war, der das machte.

Neben seiner Haltung „ein bisschen Kapitalismus kann nicht schaden“ hatte er ein Heer von Beschaffern zur Verfügung:

Das ist die Vertragsabteilung eigentlich. So und da gab's einen Beschaffungsfahrer, der hatte ein Auto ... Verträge kriegt man nicht, also vorne rein, wieder rausgeflogen, also hinten rein, bis man einen fand, der das Material zur Verfügung stellte, weil in der Mangelgesellschaft ist es nicht so, dass es an allem mangelt, sondern es wird mangelhaft verwaltet. Und so haben wir also unseren Stahl oder unsere Werkstoffe, die wir brauchten, eben immer gekriegt, Werkzeuge auch. ... Und so hat sich da eine Clique gebildet, die eigentlich vom Sozialismus sehr gelebt hat und den ... sozialistischen Mangel für sich genommen hat. (Stadtrat Rudi Findig)

Rudi Findig hat ferner stets engen Kontakt zu den Betriebsleitern der großen örtlichen VEBs gepflegt.

Es kam drauf an, wo ich hinkam, half ich einem, dann hieß ich der „Minigorbi“, und hatte ich von den Betrieben mal wieder etwas Geld erpresst, weil ich wusste, wie viel sie hatten, vor allen Dingen die LPGen, dann hieß ich der „Maffioso“. Ich hatte eigentlich gute Erfolge gehabt, man hat mir das Zusammensammeln des Geldes und der materiellen Leistungen, die die Betriebe außerhalb ihres Planes für die Stadt brachten, völlig allein überlassen.

In seiner Erzählung kommt er immer wieder auf den Kern dessen, was ihn an seiner Tätigkeit am meisten geärgert hat: Die Vereinnahmung der durch ihn erreichten Erfolge durch seine Vorgesetzten, ohne seine Leistung und die der anderen, mit denen er kooperiert hat, anzuerkennen.

Wenn H. in Wurzen was verwirklichen wollte, irgendwelchen Scheiß, 40 Wohnungen bauen, ohne Stein ... oder ein neues Krankenhaus, das haben wir ja gemacht, ohne Stein und ohne Mark, dann hat der sich an (nennt sechs Namen von Betriebsleitern großer VEB in Wurzen, C.S.) gewandt. Und das war so eine Art Truppe. Und wenn man die zusammenhatte, haben die sich mit großer Sachlichkeit und mit verschmitzten Augen unterhalten, wie sie es machen. ... aber die haben sich sehr schwer getan, damit auch die Arschlöcher von Funktionären, zu dem die mich dann auch mitzählten, das war mir ja egal, begriffen, dass das hier kein Zuckerlecken ist, dass die also auch Verantwortung übernehmen. Das musste ja den Funktionären klargemacht werden, denn die

Funktionäre haben es ja in der Regel dann als ihr Werk verkauft. (Stadtrat Rudi Findig)

In seiner Position sah Herr Findig Freiräume, die er offensiv nutzte, um zum Beispiel historische Märkte zu organisieren und im Oktober 1986, zum Jahrestag der Republik, die 1025-Jahr-Feier der Stadt:

Die Stadt war ja fast schon ein Verwaltungsorgan, eine Exekutive, die Staatsmacht hörte eigentlich beim Rat des Kreises auf. Was nach unten kam, das war dann schon betrieblich ein bisschen, das war dann schon so als nachgeordnetes Organ des Rates des Kreises, der Stadt verpflichtet. Also wir konnten auch Sachen machen, die für den Rat des Kreises gut waren, von denen aber der Rat des Kreises nichts wusste, oder dem nichts entgegenstand. Das konnte man machen, Freiräume hatte man auch. (Stadtrat Rudi Findig)

Um einen historischen Markt auf die Beine zu stellen,

bin ich eben zu meinen Leuten aus der Landwirtschaft, und da haben wir eben Spanferkel gemacht. ... da bin ich in den Karosseriebau ... in die Möbelbuden gegangen, und da haben die solche Stände gebaut, und die Schlossereien, die haben eben die Grills gebaut, bezahlt werden konnte es ja, dass kein Geld da war, konnte man ja nicht sagen, war eigentlich immer da, aber keine Ideen, weil man sein Geld sowieso kriegte. Auch viele Stadträte, die jetzt noch in Amt und Würden sind, die hatten so viele Ideen wie 'ne leere Bierflasche. Und die betrachteten mich nun auch mit Neid. Und da hatte ich zwei Parteiverfahren wegen Selbstdarstellung.

Herr Findig, der sich dem Staat gegenüber aus seiner Sicht loyal verhielt und sich für die Gemeinschaft engagierte, kann sich die Verweigerung, seine Ideen anzuerkennen, nur mit Neid und Missgunst der anderen Partei- und Staatsfunktionäre erklären. Es ging nicht nur ihm so, dass erfolgreiche Aktivitäten Einzelner am Rande der Legalität als Gemeinschaftswerk vereinnahmt wurden und als Erfolge der SED verbucht wurden, während die eigentlichen Akteure vom Kuchen nichts abbekamen oder sogar, wie im Fall von Herrn Findig, zur Rechenschaft gezogen wurden. Herr Findig, der die politischen Ziele des Staates durchaus teilte, jedoch nicht bereit war, sich den Autoritäten und Regeln zu unterwerfen, gehörte zu den Leuten, die in der DDR nach Erfolg strebten und sehr leistungsorientiert waren. Die systemischen, bürokratischen Strukturen empfanden sie aber oft als unangemessen. Da sie nicht in der Lage waren, die Rollen zu spielen, die für den Erfolg nötig sind, waren Enttäuschungen und Außenseitertum vorprogrammiert. Solche ambivalent Engagierten gibt es in jeder Gesellschaftsorganisation (vgl. auch Presthus 1962), allerdings ist davon auszugehen, dass die auf Konsens und Disziplin gerichteten Strukturen der DDR für diesen Funktions-Typus eine ausgesprochen geringe Toleranzbreite aufgewiesen hat.

Herr Findig überwand jedes Mal seinen Ärger und schaffte es immer wieder, die kommunalen Betriebe an ihre „Sponsorenpflicht“ zu erinnern. Die Vorbereitung und Ausrichtung der 1025-Jahr-Feier der Stadt im Oktober 1986, die er ohne Parteiauftrag zusammen mit Mitarbeitern und Betriebsleitern mit großem Erfolg vorbereitet und

koordiniert hat, war seiner Meinung nach auch das erste Fest, das in „größerem Maße entideologisiert war“. Nur so kann er sich den großen Menschaufmarsch und das entstandene Gemeinschaftsgefühl erklären, das weder ritualisiert noch bloßes Lippenbekenntnis gewesen sei, sondern Ausdruck einer kollektiven Identität mit der Region,

also die Freude, ... was Wurznerisches zu haben, sich mit der Heimat zu identifizieren. ... Ich hab sie doch gespürt zu der 1025-Jahr-Feier. Die Menschen sind doch nicht gekommen zu dieser Friedensmanifestation, um hier eine politische Veranstaltung (zu besuchen, C.S.) ... es ist auch keine geworden. ... 50.000 Menschen sind hier rumgerannt. ... es war irgendwie auch 'nen Zusammengehörigkeitsgefühl auch hier. Und das hab ich gemerkt, dass das die Menschen irgendwie brauchen ...

In der enthusiastischen Schilderung der damaligen großen Gemeinschaft erhält die kommunistische Ideologie von Herrn Findig den Status einer Konfession. Da das Bekenntnis zum Sozialismus eine allgegenwärtige Forderung von Staat und Partei war, hat er in dem von ihm sicher so nicht beabsichtigten Vergleich einen Grundzug des Herrschaftssystems der SED charakterisiert:

Ob da einer katholisch, evangelisch, kommunistisch oder was weiß ich nicht für einer Konfession angehörte, die waren alle da, und wir waren eben eine große Gemeinschaft hier. ... Und es stieg von diesem Zeitpunkt an die Bereitschaft der Betriebe, ihre Kombinateleitungen zu bescheißen und hier in der Stadt mehr zu investieren. (Rudi Findig)

6.2 Erwerbstätige in der Landwirtschaft

Im Bereich der Landwirtschaft begann durch die Trennung von Tier- und Pflanzenproduktion (1972/73) und wenig später durch die Zusammenlegung von LPGs zu großen Kooperativen eine „überspitzte Arbeitsteilung“ (Bürgermeister Haber), die gleichzeitig die Verfügbarkeit über die selbst erwirtschafteten Mittel empfindlich schwächte. Da sei auch, so Frieda Sternberg, der natürliche Kreislauf der Natur zerstört und vom Staat immer mehr 'reinregiert' worden. Die LPG der Pflanzen- und Tierproduktion belieferten sich nicht mehr auf direktem Wege, sondern über den Umweg des Staates. Frieda Sternberg sieht hier den Beginn der Unzufriedenheit der LPG-Mitglieder:

Der Staat hat praktisch mit uns gewirtschaftet ... Bis in den Anfang siebziger Jahren konnten wir ja noch unser Zeug selber verteilen.

Dann seien die Strukturen immer unübersichtlicher geworden und die Entscheidungen immer mehr an höherer Stelle getroffen worden.

Was hier bereits anklingt, der Kampf, zumindest die selbst erwirtschafteten Mittel zu behalten und die Versorgung der LPG-Mitglieder sicherzustellen, hat Frieda Sternberg mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln und Beziehungen nach Meinung aller, die sie kennen, bis an den Rand ausgeschöpft. Für sie war das eine notwendige Überlebensstrategie der LPG, an der sie alle, die sie dazu brauchte, teilhaben ließ. Sie, die Kollektivwirtschaft und eine zentrale Leitung verteidigte, war dennoch von der Not-

wendigkeit überzeugt, bestimmte Schichten wie die ehemaligen Großbauern, parteilose Fachleute und noch existierende private Handwerksbetriebe in die Versorgungsstrategien einzubeziehen, weil sie auf das Wissen und die Hilfe dieser Gruppen angewiesen war. Bei der Bildung der großen Kooperativen hat sie den Bauern verantwortungsvolle, leitende Funktionen übertragen. Die Kollektivierung, so ihre Überzeugung, hat die Bauern in ihrer Haltung nicht anders werden lassen.

Die Bauern kriegten ihre Arbeit, die sie liebten. ... Sechs LPG-Vorsitzende habe ich dort übernommen, sechs LPG-Vorsitzende waren meine Leiter, ja, die waren alles große Bauern, und die konnten alle vielleicht mal mehr wie ich ... Der eine, der war Baubrigadier, der andere war Feldbaubrigadier ... Die wollten doch nicht nur den Trecker fahren, das ist doch klar, die haben doch ihr Leben lang auch regiert.

Als ehemalige Landarbeiterin, die in paternalistisch geprägten Sozialverhältnissen in Ostpreußen aufgewachsen ist und vom Vater Ideale der Arbeiterbewegung übernommen hatte, stand für Frieda „gut zu arbeiten und für alle zu sorgen“ immer stärker im Vordergrund als die große Politik. Wenn sie sich daran erinnert, dass ihre Mitglieder in schwierigen Situationen „wie eine Eins“ hinter ihr gestanden hätten, dann wird ihr von anderen ein starker Gemeinsinn bescheinigt, der über persönliche Vorteile und die manchmal auch als „Clan“ bezeichnete eigene große Familien hinausgereicht hätte. Frieda Sternberg kümmerte sich um Häuser, Wohnungen, Kindereinrichtungen, Strumpfhosen und Autos.

Als 1984 die Industriepreisreform kam, ja, 1982 habe ich das ja schon gewusst, da habe ich gesagt, wir müssen uns eindecken, dass die Heide wackelt, 1984 kriegten wir keine Maschinen, da kriegten wir keine LKWs, da kriegten wir keine PKWs mehr zu kaufen, und in Berlin hatte ich eine Abteilung ausfindig gemacht über das ZK da, die hat alles müssen für den Magistrat nach Berlin liefern hier, die verschlissenen Autos. Da habe ich gesagt, sage mal, da könnt ihr sie uns doch auch verkaufen. Da sagte der, na klar, können wir die euch verkaufen, wenn Ihr Geld habt. Ich sage, na klar, haben wir Geld. ... Hunderte PKWs und LKWs und Zugmaschinen, was da war, habe ich nach Wurzen reingeschleppt. Das wurde bezahlt, nach Abschreibung, ganz korrekt. Die waren billig ... ja, was denn, ich sage, solange wie das geht ... Und da kam ich eben ran, nicht. Da kam nicht jeder ran ... Wir waren dadurch aber immer gut angesehen und überall beliebt. Überall wussten sie, dass wir nicht für uns allein kämpfen. Nicht, dass wir nicht Egoisten sind, dass wir nicht Konzern werden. Das hab ich ja unter Sozialismus verstanden, dass wir keine großen Gelder zusammenhäufen für einen und für die anderen, sondern dass wir wirklich sozial allen Menschen, die wirklich fleißig sind und arbeiten, dass wir für alle Menschen ein soziales Umfeld schaffen.

Die zuletzt in der LPG Ernst Thälmann tätige Parteisekretärin bezeichnet im Rückblick die Mitglieder der LPG in den siebziger Jahren als „verwöhnt“ und „zufrieden“:

... und gerade hier in Bennewitz, wir hatten ja nun alle sozialpolitischen Maßnahmen, und die Leute wurden gefahren auf Arbeit, und die kriegten kostenlos Essen, wir hatten alles praktisch, die Wäsche wurde gewaschen auf Arbeit. ... Die siebziger Jahre so, war es schön. Dort war auch der wirtschaftliche Aufschwung am größten. Ich habe das vom Kauf der Kindersachen bis hin zu den Problemen, die man in den Betrieben hatte, bis Ersatzteile und alles was dort ... lief das an und für sich relativ problemlos, und da waren auch die Menschen noch zufrieden, und gingen auch mit, mit der Sache. Und dann wurde die Unzufriedenheit in den achtziger Jahren von Jahr zu Jahr schlimmer, die Leute wurden ja immer misstrauischer, es gab nichts, und sie konnten nicht verreisen, na ja, die ganzen Probleme, und die Technik wurde schlechter, also dieser Aufschwung, der mal in den siebziger Jahren war, der fehlte. Und so war auch die Stimmung der Menschen. (Waltraud Burmester, geb. 1951, Parteisekretärin)

Es sei für sie als Parteisekretärin schwer gewesen,

dagegen zu kämpfen und zu überzeugen, dass man doch mit guter Arbeit was machen kann ... und das habe ich immer gesagt, ... ihr sollt gar nicht die große Politik machen, das ist nicht unsere Aufgabe, sondern unsere Kollektive, dass wir uns hier vertragen, dass wir eine Arbeit machen, dass wir gute Produkte liefern, dass wir gutes Geld dafür kriegen, dass wir gut leben können. Das war immer meine Devise, hier im Kleinen.

Werner Säbsch, der vor der Kollektivierung einen großen Bauernhof bewirtschaftet hatte, kritisiert mir gegenüber die Privilegien, die die LPG Ernst Thälmann über den Vorsitz von Frieda Sternberg hatte, scharf. Allerdings hat er als Genossenschaftsbauer in seiner LPG auf spezifische Weise eigene Freiräume nutzen können, über die er finanziell profitieren konnte. Ohne Sanktionen befürchten zu müssen, weigerte er sich über Jahre, an den „unproduktiven“ Parteiversammlungen teilzunehmen:

Die LPG hatte hier vielleicht 400 Mitglieder. Ich bin als einziger nie in eine Versammlung gegangen der letzten Jahre. Weil wir in einer Versammlung siebenmal abstimmen mussten und siebenmal haben alle hundert Prozent die Hand gehoben, da bin ich dann nach Hause gegangen. Das konnte ich nicht vertragen. ... und ich musste dazu mal sogar, haben sie mir sogar pro Versammlung dann immer zwanzig D-Mark abgezogen, aber die habe ich eben gerne bezahlt. (Werner Säbsch, geb. 1938, Genossenschaftsmitglied einer LPG)

Aber nicht nur darauf ist Herr Säbsch stolz, sondern dass er es geschafft hat, im Einzelvernehmen mit dem Vorsitzenden der LPG und dem Parteisekretär der LPG, von denen er „voll akzeptiert wurde“, immer als Bauer „schwarz gewirtschaftet“ zu haben, sei es über sog. „Schwarzflächen“¹⁷, auf denen er Gemüse angebaut hat, oder über

¹⁷ „Schwarzflächen“ sind kleine Felder (ca. 1 Hektar), die noch in Privatbesitz geblieben waren, aber von den Eigentümern nicht bewirtschaftet wurden. Sie wurden informell anderen zum Anbau von Gemüse etc. überlassen.

das private Mästen von Bullen, die er als Schlachtvieh mit Profit an Arbeitsbrigaden, SED-Funktionäre, Betriebe usw. verkauft hat. Dafür habe er stets in zwei Schichten arbeiten müssen, in der LPG und in seiner freien Zeit. Auf seinem Wohngrundstück hatte er schon zu DDR-Zeiten einen Bungalow mit Swimmingpool gebaut, um dort zusammen mit den LPG-Mitgliedern ohne Blick auf die politische Einstellung Brigadeabende oder andere Feste zu feiern. Das habe funktioniert, sofern die Politik bei diesen Feiern außen vor geblieben sei.

Wir haben zum Beispiel Brigadeabende, haben wir bei uns hinten gemacht, in unserem Bungalow und in unserem Swimmingpool ... oder wir haben, ich bin fünfzig Jahre geworden, da sind sie alle hergekommen, haben mir gratuliert oder zur Silberhochzeit, sind sie alle zu meiner Silberhochzeit gekommen. Ich habe eher ein glänzendes Verhältnis gehabt, aber ich habe mich nicht mit ihnen (politisch auseinandergesetzt, C.S.), und nie hat sich einer mit mir politisch versucht auseinanderzusetzen.

6.3 Erwerbstätige in Industrie und Handwerk

6.3.1 Weitere Zentralisierungsprozesse und die Folgen

In Zuge einer erneuten umfassenden Verstaatlichungswelle im Jahr 1972 wurden alle größeren privaten Betriebe sowie die Betriebe mit staatlicher Beteiligung und Genossenschaften industrieller Produktion (PGH) durch den Verkauf an den Staat in Volkseigentum übernommen. Die kleinen und mittleren Betriebe wurden ab 1972 nach so genannten Erzeugergruppen entweder zu größeren VEBs zusammengeschlossen oder schon bestehenden VEBs in der bezirksgeleiteten Industrie angegliedert.¹⁸ Die bezirksgeleitete Industrie umfasste mit der weiteren Zentralisierung nun auch die kleinen und mittleren Betriebe der bisher in der örtlichen Industrie zusammengefassten Betriebe, die durch ihre Produktionsausrichtung auf die Konsumgüterbranche eine erhebliche Bedeutung für die Versorgung der Bevölkerung vor Ort hatten (Roesler 1990, 192). Eine weitere und letzte große Welle der Zentralisierung in der Wirtschaft erfolgte ab 1979 (bis 1982) mit der stärkeren Zu- und Unterordnung der VEBs zu großen Kombinat. Insgesamt begann mit dem Jahr 1972 ein Prozess, in dem die Ansprüche der zentralgeleiteten Industrie auf Kosten der bezirksgeleiteten Industrie und die Ansprüche der bezirksgeleiteten Industrie auf Kosten der örtlichen geleiteten Versorgung (Kreisebene) erfüllt wurden. Da die vor Ort erwirtschafteten Erträge mit der Zentralisierung der Wirtschaft immer mehr an die höhere Ebene abgeführt und von dort nach Kriterien verteilt wurden, die kaum durchschaubar waren, schienen die zentralen Zuteilungen aus der lokalen Perspektive immer weniger dem Anteil zu entsprechen, den die Bevölkerung vor Ort zum gesamtwirtschaftlichen Vermögen beitrug.

Trotz der Verstaatlichung der Komplementärbetriebe blieb bei den SED-Funktionären ein gewisser sozialer Respekt vor den ehemaligen Betriebsbesitzern, die wegen ihrer fachlichen Autorität geschätzt waren. Zu ihnen gehörte Werner Kettner, geb. 1926, der einen florierenden Betrieb für landwirtschaftliche Transportgeräte

¹⁸ Dieser Zentralisierungsprozess drückt sich in einem Rückgang der Anzahl juristisch selbständiger volkseigener Betriebe um fast 4.500 in der Zeit zwischen 1972 und 1978 aus (Roesler 1990, 108).

besaß und als Betriebsleiter bleiben durfte.¹⁹ Der Erste Sekretär der SED-Kreisleitung, Herr Reineke, weiß, was er an diesen mittelständischen Betrieben hatte:

Nun hatten wir hier einige gute Betriebe ... und mit diesen Leuten (Betriebsbesitzern, C.S.) hatte ich guten Kontakt. ... Und das waren Betriebe, die hatten Ansehen und die hatten auch Ausstrahlung.

Erst mit der Anfang der achtziger Jahre einsetzenden stärkeren Zu- und Unterordnung der VEBs zu Kombinat wurde das Personal auf der betrieblichen Leitungsebene fast vollständig erneuert (Kaiser 1990, 9). In den 1980er Jahren hat sich Werner Kettner dann zwar nicht mehr als Betriebsdirektor, doch in einer anderen hohen Position als Fachmann und Experte für den Export gut arrangieren können. Für ihn, dessen Status man im DDR Jargon mit 'Reisekader' bezeichnete, waren die Grenzen nicht geschlossen. Die Reisefreiheit war eines der größten Privilegien in einer Gesellschaft, die ansonsten für einen Mittelständler wie ihn aus politisch-ideologischen Gründen eher Hürden bereithielt. Bis 1972, so der damalige Direktor des Kreismuseums, Herr Goldt, geb. 1934, war das Wirtschaftsbürgertum in Wurzen

voll anerkannt, und die hatten natürlich ihr Umfeld, selbst bis in die Gewerkschaften hinein. ... Und diese Tradition ... diese Wertmaßstäbe, die blieben erhalten und wurden gepflegt von den Kindern.

Die zunehmende wirtschaftliche Zentralisierung bewirkte als Gegenreaktion ein Zusammenrücken lokaler Akteure in Wurzen, die sich in unterschiedlich hoher Risikobereitschaft gegen die wachsende Abschöpfung des ökonomischen Potentials (z.B. Planüberbestände, Arbeitskräfte) zu wehren begannen. Die Konfliktlinie lag jedoch nicht, wie man annehmen könnte, zwischen der Kreisebene und dem Politbüro in Berlin, sondern zwischen dem Kreis und dem Bezirk:

Der Bezirk, der war ja am Ende verantwortlich, Berlin hatte nicht so sehr in die Kreise reingefunkt, aber der Bezirk. (Gernot Schröder, geb. 1943, ehemaliger Vorsitzender der Kreislankommission)

Dass die eigenständige und auf regionale Bedürfnisse zugeschnittene Produktionsstruktur durch die Vollverstaatlichung der Betriebe mit staatlicher Beteiligung stark eingeschränkt worden ist, konnte auch der damalige Direktor für Materialwirtschaft im bezirksgeleiteten Baukombinat, Herrn Baumann, beobachten:

Ein paar Betriebe (des Bezirks, C.S.) machten die (halbstaatlichen Betriebe, C.S.) gleich zu ihren Ablegerbetriebsteilen ... dass die für die Teile machten,

19 Zur Rolle mittelständischer Unternehmer in der DDR vgl. auch Schlegelmilch (2005). Immerhin 85% der früheren Unternehmer oder geschäftsführenden Komplementäre konnten, sofern sie sich nicht politisch missliebig gemacht hatten, zu diesem Zeitpunkt bereits zu alt waren oder Führungsdefizite gezeigt hatten, auch nach 1972 ihre Leitungsfunktion in den neuen VEBs behalten. Das zur Kaufsumme hinzukommende Gehalt als staatlicher Betriebsleiter hat sich zwar immer noch von den Verdiensten der leitenden Angestellten in der volkseigenen Industrie abgehoben, aber nicht mehr in früheren Größenordnungen (Roesler 1990, 107).

und dadurch fiel natürlich der Bevölkerungsbedarf weitgehend raus. ... Und sicher hat das dann natürlich in einigen Bereichen einen Einbruch im Versorgungsgrad der Bevölkerung gebracht. (Otto Baumann, geb. 1937, damals Direktor für Materialwirtschaft im bezirksgeleiteten Baukombinat)

Nach Meinung des ehemaligen Ersten Sekretärs der SED-Kreisleitung, Herrn Reineke, waren die Kombinate nicht mehr überschaubar. Die Wurzener Betriebsleiter fühlten sich von den Kombinatn mehr und mehr bevormundet und in ihrer Handlungsfreiheit eingeschränkt. Der Vorsitzende des Rates des Kreises, Herr Dähnrich, erklärt mir die Hierarchien und die zeitliche Dynamik: Während die territoriale Einflussnahme bis 1972 noch eine größere war und die Klein- und Mittelbetriebe

zu jener Zeit das mehr oder weniger doch noch dem Territorium alles unterstellt (waren, war) mit der Herausbildung der Kombinate ... die Verantwortung an höherer Stelle angesiedelt. Die unterste Ebene war die Gemeindevertretung, die Stadtverordnetenversammlung, dann kam der Kreistag, dann gab es den Bezirkstag und dann die Regierung. Die dem Rat des Kreises vorgesetzte Ebene war der Rat des Bezirkes. Die Beschlüsse, die dort gefasst worden sind, waren verbindliche Arbeitsgrundlage für uns hier im Kreis. (Frank Dähnrich)

Herr Baumann deutet die siebziger und achtziger Jahre als deutlich spürbaren Kommunikationsbruch zwischen der Ebene der Kombinate und der Kreisebene, der zusammen mit dem sozialpolitischen Programm zu vermehrtem illegalem Handeln und hohen Mitnahmeeffekten geführt habe:

Wir haben damals gesagt, das weiß ich noch ganz genau, das war 1972, sagen wir mal in dieser Zeit 72-76, als die 16 Millionen sozialpolitisches Programm zustande kamen, in dem also diese ganzen halbstaatlichen Betriebe und die Kommissionshändler und was es da so alles gab, die alle enteignet wurden, da hat der ja 16 Millionen kassiert, da hat der 8 Millionen sozialpolitisches Programm gemacht, komplexer Wohnungsbau, Baumat-Industrie 4 Millionen, das Plattenwerksprogramm, 21 Plattenwerke in der Republik gebaut usw. und die anderen 8 Millionen sagen wir mal in die Wirtschaftsbereiche ... und da pasierte eins. Da ging ... die Verbindung zu dieser herrschenden Schicht, obwohl wir ja ne klassenlose Gesellschaft waren, aber da ging die Verbindung der herrschenden Schicht zur Arbeiterklasse verloren. Die Bindeglieder brachen weg, d.h. also im Bereich Brigadiere, Poliere und Meister bis zu den kleinen Bauleiterebenen, die kürten plötzlich eine Welt für sich, es stellte sich nichts mehr durch, und wir haben damals gesagt, so Freunde, jetzt ist es passiert: Wenn Millionen von Produktivkräften es darauf anlegen, ihren Staat zu betrogen, im Kleinen wie im Großen, also ganz einfach gesagt, der Brigadier der baute sich die Datsche, die Brigade, die musste mithelfen, dafür durfte die Brigade machen, was sie wollte, so sinngemäß, weil sich der Brigadier ja dann ausgeliefert hat, der nächste, der sich ausgeliefert hatte, das war der Meister, der musste ja dann ne bessere Datsche haben wie der Brigadier, das ging ja nicht und die Truppe, die musste dann wieder mitarbeiten dort, und dann wur-

den die Stunden geschrieben und die Stundenzettel gegengezeichnet, und dann wuchs das eben hoch bis zum Bauleiter bis sie es so hatten. Da hatte jeder so seine Welt, jeder hatte so seinen Sozialismus, aber alle gemeinsam haben sie den Staat beschissen. (Otto Baumann)

Der mittelständische Unternehmer Herr Kettner, inzwischen Direktor seines verstaatlichten Betriebes, weiß, dass zunehmend mehr auch bei der Abrechnung der Produktionskennziffern manipuliert worden ist:

Und dort war sich alles einig bis in die höchsten zentralen Verwaltungsstellen, weil man Ruhe haben wollte und sagte, für dieses relativ kleine Gehalt, was ich bekomme, will ich mich ja nicht noch hier in die öffentliche Kritik begeben. Und dort haben sie alle zusammengehalten, und sogar Kontrollorgane haben dann die Augen zugemacht, weil man auch andererseits gesagt hat, wir können es sowieso nicht anders packen.

Herr Peters, geb. 1934, betrieb in der DDR 30 Jahre ein privates Speditionsgewerbe, das fester Bestandteil im kommunalen „Schwarzbau“ war. Er stammt aus einer Bauernfamilie, die durch eine fingierte Wirtschaftsanklage und anschließende Internierung in den fünfziger Jahren ihr Gut verloren hatte. Der kommunale Wohnungsbau war in der Regel nicht in die offiziellen Pläne einbezogen, berichtet er, sondern

das waren zusätzliche Leistungen ... Wir hatten ja so einen Zustand, dass die letzte Zeit beinahe mehr Initiativbau war als Plan. Das lief also: wir hatten die Versorgung Baubetriebe, das war ne eingespielte Sache, also niemand anderes machte uns diesen Markt streitig, und durch unsere Eigeninitiative wir uns zusätzlich so profiliert hatten, dass wir auch volkseigene Betriebe mit versorgten und den ganzen Eigenheimbau hier im Kreis Wurzen. Und das war für die staatlichen Organe wieder sehr bequem ... Uns war es manchmal unwohl, was wir da mitunter angestellt hatten, also das war sehr oft an der Grenze des Legalen oder hat sich im illegalen Bereich bewegt, aber das wurde toleriert, würde ich sagen. Man wusste schon, was wir machten, die Überwachung war natürlich klar ... Es gab selbstverständlich unterschiedliche Leute. ... Also mit der SED-Kreisleitung, mit dem Parteiapparat haben wir keine Kontakte gepflegt, wenn wir nicht mussten, und wir haben auch absolut nicht versucht, die herzustellen, aber mit dem Staatsapparat, der natürlich auch Parteiapparat war, weil es war eins, Partei und Staat ... Ich sagte ihnen ja schon, dass man bestrebt war, im Territorium möglichst Ruhe zu haben, und das war ja auch die Sicherung des Postens. Ein Staatsfunktionär, der Unruhe hier hat, der wurde ja als nicht tragfähig für seinen Posten angesehen. Ruhe und Ordnung, das war die Hauptsache, wenn möglich Friedhofsruhe, und da wurde eben doch viel getan, um Unzufriedenheit (zu vermeiden, C.S.) Wohnungssuchende gab's ja so viel, immer mehr Wohnungen wurden gebaut, und man machte das mit Feierabendbrigaden.

Und dann will Herr Peters doch nicht vorschnell pauschalisieren, wenn er hinzufügt, dass es auch Spitzenfunktionäre gegeben hätte, die Ermessensspielräume zugelassen

hätten, risikofreudig und sachorientiert gewesen seien. Nicht alle hätten nur im Interesse des Postens gehandelt: „Es gab auch Leute, die sich schon wahrscheinlich ehrlichen Herzens bemühten ...“

Während Herr Peters kurz vor dem Bau der Mauer durchaus daran gedacht hatte, die DDR illegal zu verlassen, dies aber nicht gegen den Willen seiner Ehefrau durchsetzen wollte, ist für den Karosseriebauer eines VEB, Herrn Decker, geb. 1955, eine Ausreise nie in Frage gekommen, weil er „eigentlich ein ziemlich bodenständiger Mensch“ ist. Sein Vater hatte bei der Verstaatlichung seines Betriebs für Fahrzeugtechnik nicht alles verloren:

... und ich hatte durch das Grundstück hier die Möglichkeit, mir hier eine Werkstatt zu bauen, und habe im Kommunismus auch nicht schlecht gelebt, das sage ich ganz ehrlich. ... Ich habe es damals einfacher gehabt Geld zu verdienen als heute in der Marktwirtschaft. ... Man muss das unterscheiden, wir hatten ja alle zwei Arbeitsverhältnisse im Prinzip. Auf Arbeit hat man seinen 8-Stunden-Tag gelebt, und nach der Arbeit hat man den nächsten 8-Stunden-Tag gelebt und konnte auch – es gab ja Engpässe in jeder Richtung – ohne hier die Steuer groß bedienen zu müssen, viel Geld verdienen. ... Und wir haben praktisch alles gemacht, was es nicht gab, von der Pilzzucht bis zum Metallbau. Da musste jeder sehen, wo er bleibt.

6.3.2 Arbeitskollektive und soziale Beziehungen außerhalb der Arbeitssphäre

Was die Kollektive am Arbeitsplatz, das Arbeitsklima und kollegiale Beziehungen betrifft, so wird von allen Interviewpartnern und -partnerinnen stets unterschieden zwischen (a) dem offiziellen Pflichtprogramm eines formell gebildeten sozialistischen Kollektivs (sozialistische Wettbewerbe, Brigadezeitungen etc.) und (b) der informellen Ebene des sozialistischen Arbeitskollektivs. Darüber hinaus gab es (c) jenseits der formell gebildeten Arbeitskollektive die kollegiale Zusammenarbeit und gemeinsame Unternehmungen außerhalb der Betriebe.

Ad a) Das Pflichtprogramm einer Arbeitsbrigade konnte sowohl etwas sein, das man ohne großes Nachdenken „mitmachte“, teilweise aber auch mit kollektivem Druck auf die Außenseiter im Kollektiv durchzusetzen versuchte, um die damit verbundenen Prämien und Auszeichnungen zu erhalten. Der ökonomische Direktor eines VEB der Maschinenindustrie, Herr Sterba, geb. 1937, beschreibt diese offizielle Seite des kollektiven Lebens in den Jahren ihres Entstehens zunächst als gewisse Pflicht, die dann allerdings wegen der damit verbundenen sozialen Kontakte und gemütlichen Brigadeabende zunehmend mehr angenommen worden sei.

Es gab die staatlich verordnete Gruppentherapie des Zusammenlebens, das waren die sozialistischen Kollektive, die Betriebe, wo also mit den Mitteln des betrieblichen Gemeinschaftssinns versucht wurde, alle Leute in irgendeiner Weise zu binden, im Sinne des Gleichschrittes zu motivieren. Und zu Anfang war das alles ein bisschen, muss man sagen, in den sechziger Jahren ... mehr Pflicht, aber ich muss sagen, in den folgenden Jahren, in den siebziger bis Mitte der achtziger Jahre war das dann schon zum Bedürfnis geworden, diese sozialistischen Kollektive sind auch echte, zum Teil echte Kollektive gewesen. Und es waren Brigadeabende, die allen irgendwie gut getan haben.

Aus der Perspektive von Anita Meschke, geb. 1954, die unter Arbeitskollegen als „Problembürger“ galt, wirkte der kollektive Druck des Arbeitskollektivs jedoch stigmatisierend. Sie ist alleinstehende Mutter von fünf Kindern und hat vor der Wende unregelmäßig und – durch eine Einweisung in den Strafvollzug unterbrochen – in wechselnden Tätigkeiten gearbeitet. Sie hatte einige außerehelichen Verhältnisse mit ausländischen Arbeitern (Algerier, Russen), die sich zeitweise in Wurzen aufhielten. Sie weiß seitdem: „Früher war Ausländerfeindlichkeit auch da, aber man durfte sie nicht äußern.“ In den Brigaden fühlte sie sich immer „isoliert“ und „an die Wand gedrückt“, nicht nur wegen ihres Lebenswandels, sondern weil sie sich den kollektiven Regeln und Verpflichtungen entzog und z.B. den Beschluss des Kollektivs, nicht zu rauchen, missachtet hatte. „Arbeiten, Normerfüllung, privat stimmte bei den anderen alles ... ich war jemand, der da nicht reinpasst“, meint sie. Und so hält sie nichts von der verordneten Gemeinschaft früher und galt bei den Kolleginnen „als Distel im sozialistischen Rosengarten“. „Wir mussten alle FDJ-Blusen anziehen, ob wir reinpassten oder nicht“, stellt sie sinnbildlich fest.

Im Arbeitsprozess selbst überwog der Leistungsstolz der Arbeiter, unter schwierigen Bedingungen Lösungen gefunden und Aufgaben bewältigt zu haben. Vor allem Produktionsarbeiter betonten immer wieder, aus „Nichts etwas gemacht zu haben“. Ohne ihr Improvisationstalent und die Bereitschaft zu „Knochenarbeit“ an alten Anlagen, ohne Sonderschichten und „operative Materialbeschaffung“ wäre das System der DDR schon zehn Jahre früher zusammengebrochen, hieß es in den Interviews. Der gemeinsame Einsatz am Arbeitsplatz hat zusammen geschweißt und das Zusammengehörigkeitsgefühl gestärkt. Der Molkereifacharbeiter Herr Schobert erinnert sich gern an die Überstunden im Betrieb:

... der Spaß war ebend bei den Leuten, weil die immer ein bisschen so zusammengehalten haben, oder jemand hat mal gesagt: ach wieder so lange, noch eine Schicht dranhängen oder eine Sonderschicht machen ... erst haben sie alle geschimpft und dann, hinterher haben sich dann doch fünf oder sechs gefunden, das war dann immer so wie eine Clique, die zusammengehalten hat. Wir haben dann auch mal viel so Maschinenreparaturen machen müssen, auch so am Sonntag. (Herr Schobert, geb. 1951, Molkereifacharbeiter)

Die Arbeit in der Produktionssphäre hat ein spezifisches Leistungsbewusstsein geschaffen, das sich „unabhängig von den Merkmalen der einzelnen Berufsgruppen auf gemeinsame Merkmale der Arbeit“ bezieht. Ihre Arbeit galt als „körperliche Arbeit, das heißt diejenige menschliche Tätigkeit, die am sinnfälligsten ‘Arbeit’ ist; als produktive Arbeit, das heißt, eine unmittelbar Wert schaffende Leistung; als primäre Arbeit, das heißt, eine Funktion, die für die anderen, für die Gesellschaft eine fundamentale Voraussetzung ihrer Existenz schafft“ (Popitz u.a. 1972, 238). Im VEB herrschten kumpelhafte Duz-Verhältnisse und informelle Hilfsbeziehungen zwischen Arbeiterschaft und Betriebsleitung, die vor dem Hintergrund eines ständigen Arbeitskräftemangels ihre Belegschaft halten wollte.

Wir hatten hier einen selbstbewussten Arbeiter, der sich nicht die Haare gekämmt hat, wenn er zum Direktor geholt wurde. Der ist da reingelatscht: „Schorsch, was willste.“ (Rudi Findig)

Neben der funktionalen bzw. instrumentellen Seite, die die sozialen Beziehungen am Arbeitsplatz zweifelsfrei gehabt haben, kommt auch ein starker emotionaler Gehalt in den Beziehungen im Arbeitskollektiv zum Ausdruck: Man hätte sich nicht nur in den Belangen des Arbeitsprozesses oder in der Bewältigung des Mangels im Alltag (Hausbau, Renovierung, Tauschgeschäfte usw.) geholfen, sondern auch in anderen Dingen, z.B. an familiären oder gesundheitlichen Problemen Anteil genommen. Ein immer wiederkehrendes Beispiel sind Ratschläge bei Eheproblemen oder Trost in anderen schwierigen familiären Situationen, z.B. im Fall von kranken oder behinderten Kindern.

Der ehemalige mittelständische Unternehmer Herr Kettner, der in seinem verstaatlichten Betrieb als Direktor bleiben konnte, markierte deutlich die Differenzen zu den VEB-Betriebsleitern der älteren Generationen. Den benachbarten Betriebsleiter eines VEB, Egon Wutta, geb. 1931, der sich vom Schlosser zum Betriebsdirektor hochgearbeitet hätte, beschreibt Herr Kettner als „Herrschnatur unter Ausnutzung des Parteibuchs“ mit einem Auftreten, das „abrupt proletarisch ohne jegliches Gefühl“ gewesen sei. Herr Kettner habe demgegenüber „ganz akkurat sein“ und „ein Wissen haben“ müssen, auf dessen Basis er mit seinen Mitarbeitern „sehr sachlich und gesetzbewusst“ zusammenarbeiten musste:

Weil ich nicht in der Partei war. Und ich hatte ... nicht diese politische Keule, mit der der Genosse Werkleiter seine Leute einschüchtern konnte ... Deshalb ging es auch in der Umgangsform sehr korrekt zu, dass sie (die Mitarbeiter, C.S.) anklopfen ... Wir gingen noch mit Hut, wir hatten immer 'ne Krawatte um ... Und die (anderen Betriebsleiter, C.S.) hatten ja schon das proletarische Hemd draußen. Das sind Kleinigkeiten, die die ganz gern auch gehabt hätten, aber nicht wollten und konnten. Das waren Äußerlichkeiten. Und dann auch schon durch die Partei waren die ganz anders integriert in das System.

Gleichwohl unterstreicht auch Herr Kettner seine umfassende paternalistische Grundhaltung der Fürsorge und Verantwortlichkeit für die Mitarbeiter/innen, die bei allen Betriebsleitern, mit denen ich gesprochen habe, hervorgehoben wird. Vorbild und Ausgangspunkt der Harmonievorstellungen für die Arbeitswelt ist die Harmonie in der Familie, das sah auch Dieter Knuth, der ehemalige Kreisvorsitzende des FDGB so:

Das habe ich schon immer gesagt: Wenn in der WTF (VEB Halbmond Teppiche) was schief läuft, läuft es in der Familie zu Hause schief. Läuft es in der Familie schief, läuft es generell schief. (Dieter Knuth, geb. 1924, ehemaliger Kreisvorsitzender des FDGB)

Ad b) Neben den formell gebildeten Arbeitskollektiven und ihrer Pflicht zur Teilnahme am sozialistischen Wettbewerb existierte die informelle Seite des Zusammenseins im Arbeitskollektiv oder mit anderen Betriebsangehörigen. Sie bestand vor allem aus gemeinsam verbrachter Zeit im Betrieb (gemeinsames Frühstück am Arbeitsplatz,

Geburtstags- und Betriebsfeiern) oder in gemeinsamen Unternehmungen, die das Pflichtprogramm eines sozialistischen Arbeitskollektivs ergänzten bzw. unterliefen. Während der offizielle Teil im sozialistischen Wettbewerb meist nicht den parteilich erwünschten Effekt einer Leistungsmotivation hatte und keine „Herzenssache“ war, sondern eher ritualisiert war und in der Regel reine Mitnahmeeffekte produziert hatte, hatte die informelle, gesellige Seite der Brigadeveranstaltungen einen wichtigen Stellenwert in der gemeinsamen Freizeit und Kommunikation.

Der Betriebsleiter Herr Sterba sah in dieser informellen Seite aber zugleich auch den erheblichen Nachteil, dass Weisungsbefugnisse und die Möglichkeit einer effektiven Leistungskontrolle geschwächt worden seien.

Das hatte natürlich den Riesennachteil, dass Sie als Leiter dann in irgendeiner Weise, wenn Sie mit denen zusammen gesessen haben, was getrunken haben ... so ein richtiger Leiter auch nicht mehr waren. Sie konnten nur noch mitmachen, Sie waren mit allen per Du, und letztlich war das im Prinzip, sagen wir mal, ein großes Schulterklopfen, und kannste mir mal einen Gefallen tun, wenn du mal was machst. ... Das war die eine Seite ... Und sagen wir mal, dieser ganzen Situation der Wirtschaft war es angemessen. Kollektivduselei! So: Leistung ist nicht gefragt, also leben wir und arbeiten wir, wie es die Situation hergibt.

Arbeiter/innen erinnern sich bei den jährlichen groß aufgezogenen Betriebsfeiern vor allem an die vom Betrieb gestellten Buffets und alkoholischen Getränke. Allerdings deuten die Interviews darauf hin, dass die Brigadeveranstaltungen in den achtziger Jahren an Attraktivität zu verlieren begannen. Die Ansprüche waren seit den Aufbaujahren gewachsen: Die Prämien seien zu gering gewesen, und allein mit Essen und Trinken hätte man die Menschen nicht mehr reizen können, meinte Frau Köhler (geb. 1958, Maschinenführerin).

Innerhalb der Kollektive in der Verwaltung sei das Klima wesentlich distanzierter gewesen, meint der Betriebshandwerker Harald Bittner, geb. 1956. „Die Bürodamen haben sich immer gesiezt“. Auch Stadtrat Rudi Findig empfand die Gemeinschaft

in dem nicht produzierenden Bereich ... nicht so ausgeprägt ... Zum Beispiel bei der Stadtverwaltung gab es die Kaffeerrunde, und keiner durfte in die andere Kaffeerrunde ... Man hat über seine Kinder gesprochen und so was alles, aber so eine echte Mitteilung, Hilfe oder so ist dort vielleicht nicht so zustande gekommen. Dort war nämlich die Konkurrenz, die Eifersüchteleien um den Posten auch schon da. (Rudi Findig)

Ad c) Von den formell gebildeten Arbeitskollektiven und deren informellen Bereichen zu unterscheiden sind schließlich nette kollegiale Zusammenkünfte oder Unternehmungen in der Freizeit, bei denen zwar Kollegen und Kolleginnen mitmachen konnten, die jedoch nicht auf das hierarchisch aufgebaute formelle Arbeitskollektiv begrenzt war. Genannt werden hier immer wieder Gartenfeste, „Faschingsvergnügen“, Kegeln, Stammtische zum Kartenspielen, gemeinsame Urlaube und das beliebte regelmäßige „Tanzvergnügen“ für Ehepaare, der sog. „Club zu Zweit“ im Kulturhaus

Schweizergarten. Herr Sterba, der sich lange Zeit um die Musik für diese Veranstaltung kümmerte, erläutert diese andere Ebene:

Das war mehr die Freizeitebene, dass sich also dort Gleichgesinnte, Interessenten gefunden haben, in vielerlei Hinsicht. In Sportvereinen, Kegelvereinen, und auch in anderen Gruppierungen, auch kirchliche Gruppierungen, die also versucht haben, etwas mehr sehen zu wollen als nur den Kollektivgeist im Betrieb. Und da war der Tennisverein zum Beispiel ein solcher Verein, mit vielen Gleichgesinnten.

Herr Sterba war Mitglied in diesem Tennisverein. Es sei für ihn als ökonomischer Direktor eines VEB, SED-Mitglied und Sohn einer hochrangigen Funktionärin gar nicht so leicht gewesen als Mitglied dieses Tennisvereins, in dem auch viele private Selbständige und Kinder des ehemaligen Mittelstands und Bürgertums spielten, akzeptiert zu werden, doch die Werte des leistungs- und statusorientierten Herrn Sterba, der bereits der zweiten Generation der DDR-Elite angehörte, für die neben der politischen Zuverlässigkeit auch eine ausreichende fachliche Qualifikation Voraussetzung für eine Karriere war, deckte sich mit den Vorstellungen der Angehörigen des alten industriellen Mittelstandes und denen der verbliebenen privaten Gewerbetreibenden und ihrer Kinder.

Ich bin durch Vermittlung eines Freundes dorthin gekommen, ... und mit meinem Namen habe ich dort also nicht besonders viel Kredit gehabt, weil meine Mutter ja (parteilich, C.S.) stark engagiert war, und die dachten, was will der Sterba hier. Da jedenfalls habe ich mindestens fünf, sechs, sieben Jahre zu tun gehabt, damit man das Wohlwollen der Leute und auch das Vertrauen der Leute erringt. Und da muss man auch Leistung bringen ... Und da müssen die sehen, dass man nicht dorthin gekommen ist, um die auszuspähen.

Auch von gemeinsamen Arbeitseinsätzen in den Wohngebieten wird immer wieder berichtet, von der gemeinsamen Organisation von Dorffesten oder selbst gestalteten Rentnernachmittagen. Dabei hätte es sich überwiegend um freiwillige, unbezahlte Aktivitäten gehandelt. Neben dem Spaß an diesen gemeinsamen Aktivitäten hätte man damals das Gefühl gehabt, gebraucht zu werden und Anerkennung zu finden.

6.3 Die Wende in Wurzen²⁰

Obwohl die SED Mitte der achtziger Jahre die Wichtigkeit erkannt hat, die Kreise wirtschaftlich mehr zu stärken und z.B. auch das private Gewerbe durch mehr Neuzulassungen wieder zu beleben, blieb es lediglich bei Ansätzen. Selbst bei einer Weiterführung der Kommunalverträge wurde ab Mitte der achtziger Jahre für jeden sichtbar, dass das ökonomische Fundament wegbrach. „Und der Grund, warum es bergab ging, das war eindeutig, dass der Osten ökonomisch versagt hat, eindeutiges Eigenverschulden.“ (Herr Heinrich Luft, geb. 1943, Betriebsleiter). „Es ist beschämend, wenn wir in der eigenen Republik kein Hemd mehr anzuziehen haben. Die Leute hätten auch für gute Ware gutes Geld bezahlt. Aber wo denn?“ (Herr Reineke, damals Erster Sekretär der SED-Kreisleitung). Die politische Überzeugung leidet, wenn es nichts

²⁰ Zum Wendegeschehen in Wurzen vgl. ausführlich Schlegelmilch 1995 b.

mehr zu kaufen gibt, so eine Handelslehrerin. Wie viele Parteimitglieder fühlte auch sie sich in ihrem Erziehungsauftrag überfordert. „Da wollte man vieles mit Appellen schaffen und das ist nicht zu machen.“ (Jutta Pfeil, damals Handelslehrerin) „Es war uns klar, dass die Entwicklung so nicht mehr weitergehen konnte, wann und wie wussten wir nicht.“ (Dieter Radig, geb. 1927, Leiter der Staatssicherheit im Kreis) Während die zuständigen Gremien aus Staat und Partei in ihrer Ratlosigkeit bei gleichzeitiger Agitation gegen die wachsenden Ausreiseanträge verharren, bildeten sich in Wurzen kleinere Gruppen und Gesprächskreise, die neben den gravierenden Mängeln in der Versorgungslage (Handel, Dienstleistungen) und der Infrastruktur (Bauen, Wohnen) fehlende politische Mitbestimmung und wirtschaftliche Entscheidungskompetenzen thematisierten (Gewerbefreiheit, Reisefreiheit, Meinungsfreiheit). Sie bemängelten, dass die Probleme von der Führungsspitze im Kreis nicht zugegeben wurden und mit den Betroffenen nicht öffentlich über Abhilfe nachgedacht wurde. Das Zauberwort „Territoriale Rationalisierung durch Kommunalverträge mit Betrieben der Stadt“ verlor an Glaubwürdigkeit. Kaum eine Familie in Wurzen war nicht von Ausreise- bzw. Flucht(plänen) eines ihrer Mitglieder betroffen. Mit der Ausreise guter Freunde, Bekannter und Verwandter schließlich brachen nicht nur gute soziale Kontakte und Freundschaften ab, sondern auch das kulturelle Leben in der Stadt verschlechterte sich.

In der Zeit der Kritik durch die Bevölkerung zeigten die politischen Kollektive der SED-Kreisleitung und des Rates des Kreises zwar nach außen noch Geschlossenheit, im Inneren dagegen ist die Kommunikation, wie ein SED-Kreisleitungsmitglied berichtet, immer mehr abgebrochen. Vor allem die kommunalen Spitzenfunktionäre, die häufig in Kontakt mit der Bevölkerung kamen (z.B. im Zusammenhang mit Ausreiseanträgen, Schulleitung usw.) und bestimmte restriktive Entscheidungen (Reiseerlaubnis, Bildungszugänge usw.) zu verantworten hatten, fühlten sich von ihren Parteigenossen alleingelassen und mehr denn je ohne jegliche kollegiale Rückenstärkung: „Unser Ratskollektiv, das war eines und keines. Im Grunde ist jeder für sich allein gegangen.“ (Irmgard Weiss, geb. 1937, ehemals Kreisschulrätin) Auch in Wurzen hatten sich neue Aktionsformen wie z.B. das Bürgerkomitee und der Runde Tisch entwickelt. Kennzeichnend für den kleinstädtischen Bereich ist vielleicht eine im Vergleich zu den überregionalen Vorbildern stärker Ordnung und Sicherheit bewahrende Zielsetzung der Wendeakteure in einer Zeit, in der die alten kommunalpolitischen Strukturen nicht mehr griffen und sich neue noch nicht herausgebildet hatten. Neben Vertretern der Kirche und Mitgliedern eines kleinen Umwelt- und Friedenskreises hatten sich vor allem Einzelpersonen der beiden Blockparteien LDPD und NDPD als politische Opposition konstituiert. Zuerst aufgetreten sind Leute, die aus dem Bereich der Volkshochschule kamen, der technischen Intelligenz in den Betrieben angehörten oder die in der kirchlich getragenen Sozialarbeit engagiert waren. Viele von ihnen gehörten zu dem Personenkreis in der DDR, der sich freiwillig oder gezwungenermaßen mit Positionen unterhalb der höheren Leitungsebenen arrangiert hatte und über gewisse Freiräume bzw. eine gewisse Unabhängigkeit verfügte. Aktiv am Wende geschehen beteiligt waren außerdem Selbständige aus dem privaten Handwerk oder privaten Dienstleistungsunternehmen, die ebenfalls in der Vergangenheit soziale und kulturelle Spielräume gehabt hatten. Selbst wenn es eine ganze Reihe anderer, abwehrender Stimmen zur Wende gibt, waren die Demonstrationen gerade zu Beginn der Wendezeit für viele meiner Gesprächspartner/innen eine phantastische

Zeit gemeinsamer Aktionen. Mit der Öffnung der Mauer und dem Anschluss der DDR an die Bundesrepublik gab es keinen Gegner mehr, der zusammenschweißte.

7. Was bleibt von der Gemeinschaft? 1990 und die Folgejahre

7.1 Die Alten und die Neuen der Kommunalpolitik

Aus den Kommunalwahlen im Mai 1990 ging die CDU als eindeutige Wahlsiegerin hervor.²¹

Da in der DDR Partei und Staat eng miteinander verwoben waren, steckte die CDU als ehemalige Bündnispartei der SED in folgendem Dilemma: Mitglieder, die in der Vergangenheit selbst politisch involviert waren, waren gefordert, alte Verwaltungsstrukturen schnell abzubauen und ehemaligen Spitzenfunktionären der SED aus der Kreis- und Stadtverwaltung Kündigungen auszusprechen. Diese sahen sich im ersten Jahr nach der Wende nicht selten zusätzlich noch in der städtischen Öffentlichkeit ausgegrenzt und vermieden es auch untereinander, in der Öffentlichkeit miteinander zu sprechen.²² Spätestens Mitte der neunziger Jahre haben sich die innerstädtischen Ausgrenzungen jedoch gelegt, und so höre ich vom ehemaligen Bürgermeister Herrn Haber, dass er sich regelmäßig mit Herrn Dähnrich und Herrn Reineke trifft, sei es zum Schwimmen, in der Sauna oder beim wöchentlichen Schwatz auf dem Markt.

Den Grund, warum ehemalige Genossen der CDU damals „wegguckten“, wenn sie ihn auf der Strasse trafen, sieht Herr Dähnrich darin, dass sich die CDU-Politiker „ja etablieren“ wollten. Die Atmosphäre in der Stadt sei „vergiftet“ gewesen. Der nach der Wende amtierende neue Landrat, bereits vor der Wende Vorsitzender der CDU, habe ihn doch damals in seine Funktion als Vorsitzenden des Rates des Kreises gewählt und sei der erste Gratulant gewesen. Jetzt spreche der Landrat in der Öffentlichkeit vom ehemaligen „Unrechtsstaat DDR“

Herr Dähnrich ist überzeugt, in der Vergangenheit in seiner Position alles ihm Mögliche für den Bürger getan zu haben. Daher hatte er gehofft, auch in der neuen Zeit mit seinen Kenntnissen vor Ort gebraucht zu werden. Nach vergeblichen Bewerbungen blieb für Herrn Dähnrich nur der Vorruhestand.

Hilde Böhm, geb. 1936, seit 1986 Nachfolgerin des Ersten Sekretärs, Herrn Reineke, rechnet sich zum Interviewzeitpunkt mit ihren fast 56 Jahren keine guten beruflichen Chancen mehr aus. Als Arbeiterkind wurde sie kommunistisch erzogen und durchlief seit den sechziger Jahren eine rasche Parteikarriere. Nach der Wende begann sie als Kassiererin und Verkäuferin in einem Leipziger Kaufhaus, denn schließlich „sind nicht alle Ersten Sekretäre schon im Renten- oder Vorruhestandsalter“. 1991, als ich mit ihr in ihrer Wohnung sprach, hat sie Verständnis dafür, dass sich ehemalige Parteigenossen kaum mehr treffen würden. Das hänge „sicherlich auch damit zusammen, dass jeder selber sehen muss, wie er zurechtkommt“. Doch ihre nachbarschaftlichen Kontakte würden halten, und das sei schließlich auch immer das Gute in der DDR gewesen:

21 Zur Kommunalpolitik nach der Wende vgl. Wollmann (1991); Schlegelmilch (1996 b).

22 Die PDS spielte im Kreis Wurzen nach der Wende politisch keine Rolle. Die Haltung der neuen, jüngeren PDS-Mitglieder zu den „Ehemaligen“ war zudem gespalten, sodass die PDS nur bedingt Ansprechpartner für die ehemaligen Funktionäre war.

Grundsätzlich muss ich sagen, im Haus hier hatte ich nie Probleme ... Und mir sind in der Anfangszeit ... ich wüsste es jetzt nicht genau einzuordnen und zu datieren ... viele Leute aus dem Weg gegangen, die mich nicht mehr kannten. Ich bin von mir aus auch auf niemanden zugegangen. Ganz einfach, weil ich meinte, du willst hier gar niemanden in Konflikt bringen. Die Situation hat sich grundsätzlich geändert. ... Die Menschen gehen aufeinander zu. Ja. ... Es gab ja in der DDR auch eine große Hilfsbereitschaft der meisten Menschen, nicht, der Nachbarn und so weiter. Also es war doch, bis auf Ausnahmen, die es immer und überall gibt, ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl da. Einer für den anderen. ... Und darum bemühen wir uns eigentlich hier in unserem Haus, dass das bleibt.

Obwohl sie einige politische Fehler der SED-Regierung einräumt, z.B. die Gängelung der Betriebsdirektoren oder LPG-Vorsitzenden, wenn es um betriebliche Entscheidungen gegangen sei, oder die Reiseeinschränkungen, hat sie ihre politischen Ideale nicht verloren, für deren Verwirklichung sie allerdings „mindestens 50 Jahre“ ansetzt. Dass Frau Böhm zu diesem Zeitpunkt bereits schwer an Krebs erkrankt war, verschwieg sie mir. Zwei Jahre später starb sie, nachdem sie jede medizinische Hilfe verweigert haben soll.

Herr Feuer, vor der Wende stellvertretender Leiter der Abteilung Inneres beim Rat des Kreises und damit zuständig für Ausreiseangelegenheiten, stand zur Zeit der Wende ganz besonders in der Kritik der Wurzner/innen. Er hatte Mitte der fünfziger Jahre als Bäcker im Wurzener Nahrungsmittelwerk begonnen, bevor er sich über Fernstudiengänge für den Staatsdienst qualifiziert hatte. 1990 bewarb er sich als Fahrer in einer Bäckerei im Kreis und wurde, wie er meint,

mit gemischten Gefühlen aufgenommen ... Man hat dem Kollektiv gesagt, wer ich bin, man hat das Kollektiv gefragt vorher, wollt ihr'n hab'n oder wollt ihr'n nicht hab'n? ... Na, wenn er arbeiten kann, kann er kommen, hieß es.

Er ist von der SED-Politik so enttäuscht, dass er

keine Lust mehr (hat) in irgendeine Verwaltung zu gehen. Ich habe keine Lust mehr, in irgendeine Partei zu gehen. Ich habe auch keine Lust mehr, mich irgendwo gesellschaftlich zu etablieren ... ich war nicht zur Wahl, und ich werde auch zu keiner Wahl mehr gehen. (Herr Feuer, geb. 1943)

Auf meine Frage nach seinen sozialistischen Idealen antwortet er verbittert, dass er sich völlig in die Gemeinsamkeit der Familie zurückgezogen hätte und es keine Ideale mehr für ihn gebe:

Ich habe keine Ideale ... echt nicht mehr. Das, was ich an Idealen besitze, das habe ich auch mit meiner Frau abgesprochen, das sind Formen und Fragen des Familienlebens, der Gemeinsamkeit, und alles andere ist tabu.

Er versucht, mir in seinem Interview zu erklären, wie er schrittweise und ohne großes politisches Engagement in ungeliebte Positionen geschliddert sei und „die Partei mit

ihm gemacht“ habe, „was sie wollte“. Gerade in seiner Funktion habe es im Kreis immer einen Mangel an qualifiziertem Personal gegeben. Ihm fehle seine alte Tätigkeit nicht, zumal er als Fahrer jetzt sogar mehr verdiene.

Herr Knuth, der dienstälteste Vorsitzende des FDGB-Kreisvorstands, ist gerade vor dem Hintergrund seiner außerordentlichen Parteidisziplin besonders verbittert. 1924 geboren, ist er in großer Armut aufgewachsen. Dort habe das „Tal der Tränen“ begonnen. „Wir haben uns doch aus Überzeugung für diesen Staat zerrissen, auch körperlich und geistig, ja, und deshalb ist ja die Enttäuschung für uns am allergrößten“. Auch für ihn gibt es nur noch die Familie. Jeder erlebe das Ende des DDR-Staates sicher anders, glaubt er. Er selbst habe „die Sache“ noch längst nicht überwunden. Nicht nur, dass er sich seinen Lebensabend „anders vorgestellt“ hat, vor allem aber bewege ihn, dass seine Arbeit völlig umsonst gewesen sein soll. „Wir haben gebellt, aber nicht gebissen“, meint er rückblickend, „wir haben doch Bewusstsein nicht bewegt.“

Der ehemalige Stadtrat Rudi Findig verliert ebenfalls 1990 seinen Posten und ist zunächst optimistisch, sich mit einer Beratung für Jungunternehmer, „die bis 60 bei uns gehen“, selbständig machen zu können. Das Unterfangen scheitert nach kurzer Zeit. Seine Ehe hält dem Druck der Neuorientierung, unter dem Herr Findig steht, ebenfalls nicht stand. Aus der familiären Tradition heraus versucht er es erneut als Inhaber eines feinen Lederwarengeschäftes, das er einige Jahre später aus wirtschaftlichen Gründen ebenfalls aufgeben muss. Herr Findig, gedrückt von Existenzsorgen, vermisst die gesellschaftliche Anerkennung und die Betätigungsfelder, die „in der DDR jeder auf seine Weise“ gehabt hätte, ebenso wie das „Zusammengehörigkeitsgefühl“, das daraus entstanden sei, „diese Unzufriedenheit zu ertragen und immer wieder umzuwandeln in Zufriedenheit“. Das habe ihn und andere bescheiden, aber auch stolz gemacht.

7.2 Erwerbstätige in der Landwirtschaft

Die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften haben sich nach der Wende entweder aufgelöst, gespalten oder auch wieder in neuer (Rechts-)Form zusammengesetzt. Der Dezernent für Landwirtschaft, Herr Stubenrauch, früher Ökonom bei einer LPG, hat sich bei entlassenen Mitgliedern umgehört und erfahren, dass sich viele ehemalige LPG-Mitglieder nicht nur wegen zu geringen Eigenkapitals einen eigenen landwirtschaftlichen Betrieb nicht zutrauen, sondern auch, weil ihre fachlichen Kenntnisse durch die frühere Arbeitsteilung in der LPG zu spezialisiert sind. Die Kinder sind oft schon zu DDR-Zeiten in andere Berufe abgewandert. Daher ist die Zahl der so genannten Wiedereinrichter auch im Kreis Wurzen gering. Zu solchen Wiedereinrichtern gehört der bereits oben zitierte Herr Säbsch, der mit seiner privaten Hausschlachtung schon in der DDR Gewinn gemacht hatte. Das gute Einvernehmen mit seinem LPG-Vorsitzenden, der ihm nach der Wende eine finanzielle Abfindung gegeben und ihm das von ihm einst eingebrachte Vermögen ausgezahlt hat, ermöglichte ihm einen guten Start. Und so betreibt Herr Säbsch seit 1990 eine natürliche Viehhaltung mit Hausschlachtung und einer eigenen Hof-Verkaufsstelle als großem und inzwischen in weitem Umkreis anerkanntem Familienbetrieb. Mit der Rückgabe des Eigentums an die alteingesessenen Bauernfamilien ist eine sichtbare ökonomische und soziale Statusaufwertung erfolgt. Wolfgang März ist zu alt, um sich wieder als Landwirt selbständig zu machen, und auch seine beiden Söhne sind längst in anderen Berufen tätig. Doch nimmt er mich im März 1992 während unseres zweiten Inter-

views mit einer Mischung aus Stolz und Verlegenheit kurz beiseite und flüstert mir leise zu, dass er „plötzlich zu einem reichen Mann geworden“ ist. Da sein zurückerhaltenes Land an einer verkehrsstrategisch guten Stelle lag, konnte er es mit großem Gewinn an eine Heizungsbaufirma aus dem Westen verkaufen.

Frieda Sternberg ist als Vorsitzende der LPG bereits im Jahr 1986 abgelöst worden. Sie hat dennoch innerlich nicht unbeteiligt mit angesehen, wie die LPG nach der Wende noch für kurze Zeit von einem westdeutschen Unternehmer als Saatgutunternehmen weitergeführt wurde, das dann schließlich gescheitert ist. Jetzt hat sich in den Gebäuden der ehemaligen LPG ein Lebensmittelgroßhandel (Molkereiprodukte, Nudeln, Eier, Fleisch, Wurst) niedergelassen. Pragmatisch wird von Frieda Sternberg auch jetzt das unter den gegenwärtigen Bedingungen Machbare ins Auge gefasst: „Den Sozialismus wollen wir nicht retten, aber das Soziale“, sagt sie und ist besorgt, weil so viele ihrer Kinder, Enkel und Urenkel arbeitslos geworden sind. Und so sorgt und kocht sie nach wie vor für die Gemeinschaft, die auch heute nicht nur aus ihrer großen Familie besteht, sondern auch aus ehemaligen Mitgliedern der LPG und Nachbarn.

7.3 Erwerbstätige in Industrie und Handwerk

Stärker als die wirtschaftlichen Strukturen in der Landwirtschaft hat sich die traditionelle mittelständische Struktur in Wurzen und Umgebung halten können. Zwar haben die großen VEBs nach ihrer Entflechtung und Umstrukturierung einen großen Teil der Beschäftigten entlassen müssen, dennoch stellten mittelständische Unternehmen, das Handwerk, der Handels- und Dienstleistungssektor in der Stadt Wurzen, immerhin ca. 8.000 Arbeitsplätze bereit. Im Vergleich zu anderen Arbeitsamtsbezirken im Muldentalkreis hat die Stadt Wurzen die niedrigste Arbeitslosenquote, die sich – mit saisonalen Schwankungen – seit Jahren bei 15 bis 16 % eingependelt hat. Städte, in denen früher große Kombinate Arbeitsplätze bereitgestellt haben, sind dagegen wesentlich stärker von Arbeitslosigkeit betroffen.

Ein Beispiel für eine erfolgreiche Reprivatisierung ist der mittelständische Betrieb von Herrn Kettner, der aufgrund seines Alters zwar nicht mehr aktiv im Erwerbsleben steht, aber seinen tüchtigen Schwiegersohn als Geschäftsführer eingesetzt hat. Bei dem wirtschaftlichen Neuanfang kommen ihm, wie er sagt, seine Erfahrungen aus dem gesamten Geschäftsleben zugute, vor allem aber die schwierigen Anfangsjahre nach 1945, wo Einfallsreichtum und Eigeninitiative gefordert waren. Herr Kettner behält einen Kernbestand an ehemaligen Mitarbeitern, die bereits eine lange Betriebszugehörigkeit und eine hohe fachliche Qualifikation haben. Obwohl Herr Kettner auf seine Bescheidenheit verweist und die Notwendigkeit, jeden Pfennig in den Betrieb zu investieren, gebe es dennoch gewisse Neidgefühle dem Mittelstand gegenüber, allerdings weniger bei Arbeitern, sondern eher bei Ingenieuren, „der gebildeten Schicht des Sozialismus“ – die noch nicht aufgrund ihrer Besitzverhältnisse Mittelständler werden“ können. Die Kapitalbildung „bildet sich nun so langsam heraus, mit großen Schwierigkeiten, „aber ich sehe, diese sozialen Besitzunterschiede werden hier kritischer betrachtet“. Der Sozialismus ist seines Erachtens nur eine

Theorie, ist also eine Vorstellung von einem Idealeben, die zwar herrlich wäre, wenn sie zu verwirklichen ginge, aber ich sehe ganz einfach für die Men-

schen keine Möglichkeit, diese Vorstellung zu verwirklichen. Da sind Naturgesetze einfach dagegen. (Herr Kettner)

Das Modell eines liberalen Wohlfahrtsstaates mit einem sozialen Netz, das im marktwirtschaftlichen Wettbewerb ein Mindestmaß an Sicherheit gewährt, sollte nach Auffassung von Herrn Kettner durch eine mäßige Form der Kollektivität, die er als Leistungsgemeinschaft versteht, ergänzt werden:

Ich bin also gegen den Kollektivgeist, das Individuum muss sich schon wieder entfalten können. Aber man soll auch nicht so eingebildet sein, dass man alles allein machen kann.

Der selbständige Schmied Alfred Moritz musste seine Schmiede nach 1990 aufgeben. Obwohl er sagt, nie Sympathien für sozialistische Ideale gehabt zu haben, und sich dagegen gewehrt hatte, im DDR-Staat Teil des „Herdenviehs“ zu werden (s.o.), glaubt er nach der Wende:

Als Menschen verlieren wir eine Lebensqualität ... Denn wir waren trotz der Not, die wir in der DDR hatten, irgendwie zusammengeschweißt, und dieser Zusammenhalt geht jetzt im Staat restlos verloren.

Der Handwerkersohn Walter Ehrlich – er war zur Zeit der DDR selbständiger Autolackierer – gehörte im Rahmen des Neuen Forums in Wurzen zu den schärfsten Gegnern des alten Regimes, nicht zuletzt, weil die örtlichen Stellen versucht hatten, seinem Vater und ihm das Leben schwer zu machen. Obwohl es ihm wie vielen seiner Mitstreiter/innen damals zunächst um eine Demokratisierung und wirtschaftliche Reform des Systems gegangen sei, das heißt also um die Kritik an den Machthabern, nicht aber um völlig neue gesellschaftliche Werte, begrüßte er schließlich das Ende der DDR. Meine Frage, ob es von der DDR etwas gebe, was aus seiner Sicht erhaltenswert gewesen sei, verneint er mit einer Einschränkung, die er ausdrücklich vom DDR-System abgekoppelt sehen will:

... eins sollte man hier erhalten, und das ist ... das hat überhaupt nichts mit diesem Staat zu tun, das ist die gewisse Menschlichkeit und das Verständnis füreinander der Menschen untereinander, denn da sind wir wirklich einen Zacken besser, wir sind keine Egoisten. Wir sind wirklich noch in der Lage, für den Nächsten Verständnis zu entwickeln. Das ist zwar nicht bei allen so, aber doch bei einem großen Teil der Bevölkerung, vor allem auf dem Land ist es noch so. Dieses Gefühl der Solidarität, das ist hier eigentlich da.

Gleichwohl dürfe man nie vergessen – dies hat er selbst erfahren müssen – dass es

aber auch sehr viel Unmenschlichkeit und Tragik gegeben (hat, C.S.) ... Man sollte die Menschen nicht vergessen, die familiär zerrissen wurden, die geistig vergewaltigt wurden, und vor allem, die ihrer Meinungsäußerung wegen den so genannten Karriereknick durchmachen mussten.

Obwohl Walter Ehrlich als Abgeordneter für das Neue Forum im Kreistag sitzt, nimmt er wahr, wie die kleinstädtische Gesellschaft schon aus sich heraus einen hohen Konformitätsdruck erzeugt, der dazu führt, dass sich beispielsweise Selbständige oder abhängig Beschäftigte aus Angst vor beruflichen Nachteilen in ihren politischen Äußerungen und Aktivitäten zurückhalten: Die Enge einer Kleinstadt bedeutet, dass man miteinander auskommen müsse. Ingo Schein, früher Leiter einer großen Betriebskantine und heute Gastwirt, erkennt, dass auch in der neuen Zeit informelle Beziehungen von großer Bedeutung sind. Die Beziehungen, die man früher für Material gebraucht hätte, benötige man heute für die Aufträge:

Früher hat man immer gesagt, die Beziehungen des Ostens sind das Kapital des Westens. Ich kann das nur ergänzen: In der Westzeit brauche ich die Beziehungen und das Kapital. Also mit Beziehungen allein geht auch nichts, wenn ich nicht das Geld habe ... aber um irgendwo sich reinzulancieren, und ich habe nicht den Steigbügelhalter, dann passiert auch nichts. (Ingo Schein, geb. 1943, Gastwirt)

Der einstige ökonomische Leiter und stellvertretende Direktor Herr Sterba, der inzwischen von einer westlichen Firma, die einen Betriebsteil eines alten VEB übernommen hatte, als Geschäftsführer eingesetzt wurde, schätzt an der neuen Zeit den Gewinn von Leistungskontrolle und Autorität. Zur ehemaligen „Gefühlsduselei“ gebe es heute keine Basis mehr. Dennoch ist ihm das soziale Klima im Betrieb nach wie vor wichtig:

So was gibt es alles bei uns, zwar nicht sozialistisch, aber wir geben unseren Mitarbeitern ein Weihnachtspaket, es wird zu Weihnachten eine Feier gemacht, zwei Stunden, Tannenbaum, Kinderchor bestellt oder ein Cellist oder so was, machen eine kleine Kultureinlage dazu, und wie gesagt, das ist üblich. Und nicht nur Weihnachten, wir machen im Sommer auch noch mal ein großes Biertrinken, da wird also ein Zelt gestellt, und nach Feierabend einfach mal vier Stunden mit ein bisschen Musik mit den Mitarbeitern ein Bier getrunken. Sie haben es gesehen, wir haben auch zwei Tennisplätze gebaut, und wir haben einen betriebseigenen Tennisverein gegründet ... Das Clubhaus fehlt noch, das Geld ist noch nicht da. Aber das wird auch noch. Also da tun wir schon was. Und die Kollegen, die merken, dass sie hier nicht nur als Arbeitstiere gehalten werden, sondern es gibt auch vom Unternehmer her ein soziales Engagement. Das können Sie auch daran erkennen, wir haben ausgesprochen gute Garderoben, Duschen, Sozialräume, erstklassigen Speiseraum mit einer guten Bewirtung. (Herr Sterba)

Auch wenn in den Interviews mit Unternehmern ein betriebliches wie außerbetriebliches soziales Engagement im Rahmen des jeweils „finanziell Machbaren“ anklingt, so fungieren in Wurzeln die Betriebe nicht mehr als Vergesellschaftungskerne (Kohli 1994), über die die umfassende soziale und kulturelle Betreuung der Beschäftigten einschließlich ihrer Familien im Betrieb und in der Freizeit organisiert und finanziell gesichert war. Auch die ehemals enge Verknüpfung von Arbeitskollegen und privatem Freundeskreis gibt es in dieser Weise nicht mehr. Die Abschwächung der sozi-

alen Beziehungen am Arbeitsplatz kann zu einem Teil durch die noch bestehenden sozialen Netzwerke außerhalb kompensiert werden. Dazu gehört in erster Linie die Familie, Verwandte, der private Freundeskreis und Nachbarn, die ebenfalls eine wichtige Rolle spielen (vgl. Diwald 1995). Die früher regelmäßigen Treffen befreundeter Ehepaare, die Karten gespielt haben oder Kegeln gegangen sind, existieren häufig weiter. Ähnliches gilt für Hausgemeinschaften oder Wohngebietsclubs. Allerdings wird für die, die im Arbeitsprozess stehen oder sich als Selbständige ein Gewerbe aufbauen, die verfügbare freie Zeit knapper. Aus Sicht von Frau Piechotka, geb. 1956, und ihres Mannes, geb. 1947, zum Interviewzeitpunkt beide als Fahrer im Gemüse-großhandel tätig, bleibt kaum Zeit für Unternehmungen.

Im Sommer haben wir den Garten, das macht ja nun Spaß, das ist Hobby, aber das hat auch schon nachgelassen, die Freude auf den Garten. Die Verwandten sind in der Nähe, meine Mutter, meine Schwester ... man hilft sich mal, fasst mal mit an ... oder die kommen mal mit ... aber so direkt, dass man jetzt jemanden hätte, mit dem man sich zusammensetzt und quatscht, die Zeiten sind nicht mehr ... (Frau Piechotka)

Das war auch ganz anders, ich weiß auch nicht, Mensch, da hatten wir unsere Brigadefeiern, da haben wir die Betriebsvergnügen gehabt, da waren wir in der Zivilverteidigung zusammen, da haben wir Musik gemacht, da war ja alles eins. Nun ist das auseinandergebröckelt. (Herr Piechotka)

Arbeitslosigkeit bedeutet vor allem für viele meiner Gesprächspartnerinnen nicht nur die Einbuße des Einkommens, sondern den Verlust sozialer Kontakte und das Gefühl, nicht mehr gebraucht zu werden, denn: „Viele waren stolz auf ihren Besen.“ (Frau Johanna Wendel, geb. 1945, heute Invalidenrentnerin)

7.4 Weitere lokale Entwicklungen und verallgemeinernde Schlussfolgerungen

Mit dem Zusammenbruch der DDR lösten sich Massenorganisationen und entsprechende Einrichtungen entweder völlig auf oder begannen in anderer Rechtsform und trotz eines nach der Wende erheblichen Mitgliederverlustes weiterzuarbeiten. Nach einer langen Phase, in der sich viele meiner Gesprächspartner/innen erst einmal um eigene Belange kümmerten, begannen sich das Leben ab ca. Mitte der neunziger Jahre vor allem im Bereich der sozialen, kulturellen, bildenden und sportlichen Initiativen und Vereine wieder zu beleben. Im Sportbereich steht Wurzen mit inzwischen 26 Sportvereinen im Muldentalkreis an erster Stelle. Sie entstanden überwiegend aus den alten Betriebssportgemeinschaften und auf Basis des ehemaligen Sportbundes. Der Vorsitzende eines Schützenvereins mit langer Tradition, die in der DDR unterbrochen wurde, freut sich darüber, dass die Schwierigkeiten beim Renovieren des 1904 gebauten Vereinshauses den Gemeinschaftsgeist stärken:

... da sind wir nun ganz stark am Renovieren ... und das ist nun das, wo nun das Vereinsleben langsam wieder erwachen soll ... Sie brauchen also solche Leute, die nur die Finanzen haben, sie brauchen Leute, die materiell dem Verein unter den Arm greifen, sie brauchen aber auch Leute, die körperlich arbeiten ... und das muss ich sagen, alles das, was wir bis jetzt geschaffen haben,

das ist auch unser Stolz ein bisschen, das haben wir selber geschaffen, aus eigener Kraft. Der Vater Staat (Interviewpartner pfeift, C.S.), die Stadt (Interviewpartner pfeift wieder, C.S.), alles weg ... So, und das schmiedet ja auch ne gewisse Gemeinschaft, das ist die andere Seite, das sollte man ja nicht vergessen. (Bernd Hüttig, Rentner, Oberschützenmeister)

Mit großem Zuspruch wird inzwischen auch wieder die in Wurzen früher so beliebte und seit 25 Jahren laufende Tanzveranstaltung „Club zu Zweit“ im ehemaligen Kulturhaus Schweizergarten auf ehrenamtlicher Basis weitergeführt.

Betrachtet man die Entwicklung von Verbänden, Vereinen und sozialen Netzwerken in Wurzen, so könnte man davon ausgehen, dass die anfänglichen Befürchtungen vom Gemeinschaftsverlust weitgehend unbegründet waren. Aber es gibt eine andere, makrostrukturelle Entwicklung, die die kleinstädtische Gemeinschaft empfindlich schwächt, und das ist die dramatische Abnahme der Bevölkerung. Sie ist in der Stadt Wurzen von rund 19.500 im Jahr 1989 auf 15.400 im Jahr 2004 zurückgegangen – mit derzeit weiter sinkender Tendenz und trotz wieder steigender Geburtenraten. Die Folge sind ein hoher Wohnungsleerstand, geplante weiträumige Abrisse und fehlende Steuereinnahmen der Kommune. Die Abwanderung guter Freunde und Familienmitglieder, die schon mit der Ausreisebewegung Mitte der achtziger Jahre begonnen hat, wird von den Zurückgebliebenen meist als besonders schmerzlich empfunden.

Immer wieder wird in den biographischen Interviews in unterschiedlichem Ausmaß von erfahrener Ungleichheit und Ungerechtigkeit in der DDR berichtet. Diese Erfahrungen reichen allerdings nie so weit, dass sie Gefühle von Gleichheit und Gemeinschaft völlig zurückgedrängt hätten. Bauer März könnte „einen Roman schreiben über Unsoziales im Sozialismus“, um dies im selben Atemzug dennoch gleich wieder abzuschwächen: „Aber ... das Niveau der Armut war nicht vorhanden hier.“ Herr Kaiser bestätigt, dass „ein Kollektivgeist nur da vorhanden (ist, C.S.) wo eine gewisse Gleichheit der Lebensumstände vorhanden ist“. Die habe es in der DDR im Großen und Ganzen gegeben (Herr Kaiser, geb. 1934, in der DDR Gruppenleiter im Bereich Motoreninstandsetzung eines VEB). Trotz Wohnraummangels und schlechter Bausubstanz hatten wir „immer ein Dach über dem Kopf“, und man habe gewusst: „So tief konntest du im Sozialismus nicht fallen, du wurdest immer vorher aufgelesen.“ (Erich Heckert, geb. 1943, Ortschronist und Bereichsleiter an der Volkshochschule) Ohne Frage, so Karin Nick, geb. 1960, damals Angestellte beim VEB Robotron in Leipzig, habe es auch in der DDR reiche Familien gegeben. Es waren „nicht alle arm, es gab nur keine Möglichkeiten, es auszugeben“. Daher sei auch der „Neidabstand“ immer gering gewesen und habe sich auf so kleine Dinge wie die unterschiedliche Vergabe von Prämien, Ferienplätzen, Datschen oder Autos bezogen (Erich Heckert). Im Vergleich dazu fallen heute die sozialen Unterschiede und Statussymbole, wie z.B. die neue repräsentative Villa, die sich der neu gewählte Landrat in den ersten Jahren nach der Wende bauen ließ, besonders auf. Stimmen, die die frühere Gesellschaft als reine „Notgemeinschaft“ in ihrem Wert abschwächen wollen, begegnet die Ehefrau des Superintendenten heute mit der Vision einer „echten“ und „freiwilligen“ Gemeinschaft:

Die Not hat uns zusammengeschweißt. Jetzt ist die Not von uns weggenommen, und wenn jetzt der Zusammenhalt wegfällt, sind wir aber wirklich selber

schuld, wenn wir uns nicht wieder neu einen Zusammenhalt schaffen. Das liegt doch an uns, ob wir das schaffen können oder nicht.

„Wir sehnen uns eben immer noch“, so formulierte es auch der Ortschronist Erich Heckert stellvertretend für viele, „nach einer Harmonie in der Gesellschaft.“ Der ehemalige Bauer Herr März schätzte an der DDR-Gesellschaft die soziale Ordnung und Überschaubarkeit, aber er nahm auch die soziale Kontrolle und den Freiheitsverlust wahr. Heute ist er ratlos:

Ich kann mir eigentlich in der Welt eine richtige Ordnung nicht vorstellen, heute nicht mehr, aber damals im Sozialismus konnte ich mir eine richtige Ordnung vorstellen, bloß sie wurde ja wirklich von der Führung her missbraucht. Ob man an die Geschäftemacherei denkt oder an den Luxus, den die dann auch hatten. ... Andererseits Freiheit ist auch ein kostbarer Wert, und Freiheit darf man auch nicht beschneiden. Ich sehe überhaupt keine Lösung mehr ... wie soll man Freiheit mit einem Gemeinschaftsleben zusammenbringen?

Ich möchte auch vor dem Hintergrund des theoretischen Teils (vgl. Schlegelmilch 2004) einige vorsichtige verallgemeinernde Schlussfolgerungen aus der Gemeinde studie ziehen.

Trotz des politischen Versuchs einer umfassenden Entdifferenzierung der Sozialstruktur sind auch in der Gesellschaft der DDR soziale Unterschiede und Milieustrukturen, wenn auch stark abgeschwächt, erhalten geblieben. Neben vielfachen Benachteiligungen, die „bürgerlichen Restgruppen“ zugemutet wurden, blieben nicht nur ihnen, sondern auch anderen Gesellschaftsschichten und Einzelpersonen, unabhängig von ihrer Einstellung zum System, geistige Freiräume, Privilegien und materielle Zugewinnmöglichkeiten. Viele milieuspezifische Tradierungen, die die DDR – wenn auch ‘eingefroren’ – überdauert haben, erweisen sich nach der Wende nicht nur als Basis für biographische Kontinuität, sondern zum Teil auch als Vorteile bei der Bewältigung des gesellschaftlichen Umbruchs und eines beruflichen Neuanfangs.

Im Zusammenhang mit dem Systemumbruch befürchteten alle Gesprächspartner/innen, unabhängig vom sozialen Status und beruflichen Milieu, einen Gemeinschaftsverlust, der zwar unterschiedliche Bedeutungen umfasste, aber dennoch einige Gemeinsamkeiten aufwies: Die rückblickenden positiven Bezüge auf die gelebte Gemeinschaft beziehen sich überwiegend auf die informellen und vor allem instrumentellen Seiten der sozialen Beziehungen als Resultat einer über die Jahrzehnte wachsenden Mangelwirtschaft und eines politischen Rigorismus. Zugleich – und untersetzt durch staatliche Fürsorge, die Dankbarkeit und Anpassung verlangte – beeinflusste die Notwendigkeit informeller sozialer Beziehungsnetze die Chance, dass sich aus den funktionalen Hilfsbeziehungen auch freundschaftliche und emotionale Beziehungen entwickeln konnten (vgl. dazu auch Diwald 1995, 229 ff.). Das Gemisch aus positiv erlebten funktionalen und persönlichen Beziehungen, die relative Gleichheit der Lebensumstände sowie die räumliche Nähe in den Lebens- und Arbeitsbereichen ließ die destruktiven, einengenden und kontrollierenden Aspekte der Gemeinschaftlichkeit so lange in den Hintergrund treten, wie die materielle Versorgung in der Stadt den gestiegenen Ansprüchen genügen konnte. Das Eingebundensein

in eine Aufbau- und Notgemeinschaft, sei es in der Zeit vor der Gründung der DDR oder in den 40 Jahren ihres Bestehens, ist somit heute für meine Interviewpartner/innen Identität stiftend. Es ist die Basis für einen Stolz auf das eigene Leben und Voraussetzung dafür, entwertende Erfahrungen des gesellschaftlichen Umbruchs abwehren zu können.

Gemeinschaft als ideeller Wert besitzt im Selbstverständnis meiner Gesprächspartner immer noch einen hohen moralischen Stellenwert und bedeutet per se etwas Gutes. Sie ist im Idealfall ein freiwilliger, solidarischer und uneigennütziger Zusammenschluss von Menschen, in dem es möglichst gerecht, harmonisch, gefühlsbetont und warmherzig – eben wie in einer Familie – zugehen soll. In diesem Sinne ist die Gemeinschaftsutopie der Gesprächspartner/innen einerseits systemunspezifisch und unabhängig von der offiziellen sozialistischen Doktrin zu sehen. Andererseits zeigen die Interviews, vor allem für den Bereich der Erwerbssphäre, dass das frühere Zusammenleben von der Politik der SED und den damit verbundenen gesellschaftlichen Strukturen nicht unbeeinflusst waren (vgl. auch hierzu Diwald 1995, 231). Nicht nur die von der SED-Politik überzeugten oder systemkonformen Personen konnten über die Utopie der sozialistischen Menschen-gemeinschaft zu Loyalität und Einsatzbereitschaft motiviert werden. Mit dem Ende der DDR ist für viele Gesprächspartner/innen zwar ein Gesellschaftssystem und die Macht der Partei- und Staatsfunktionäre geschwunden, nicht aber die Gemeinschaftsutopie als solche. Damit wird die Gefahr übersehen, die es bedeutet, Gemeinschaft zu einem Gesellschaftsmodell zu erheben. Eine Facette der destruktiven Seite großer Gemeinschaften haben die Wurzener/innen mit der zentralistischen Abschöpfung kommunaler Ressourcen erlebt. Auf die zunehmende staatliche Kollektivierung in großen Dimensionen (z.B. Kombinatbildung) reagierten sie mit milieu- und ideologieübergreifenden Selbsthilfeeaktionen in Form kleinerer Gemeinschaften, die spezifische lokale und betriebliche Eigen- und Überlebensinteressen verfolgten.

Schließlich zeigt die Thematisierung von Gemeinschaft eine weitere Komponente. Entscheidend für die Zufriedenheit in der neuen Gesellschaft ist weniger die Höhe des eigenen Lebensstandards, sondern mehr die Bandbreite der vorhandenen sozialen Unterschiede, mit denen sich der Einzelne vergleicht. Der befürchtete Gemeinschaftsverlust steht somit auch für eine Furcht vor einer wachsenden sozialen Differenzierung, von sozialer Ordnung, Überschaubarkeit und Sicherheit im Allgemeinen. Konkret: Man will den guten Kontakt zu Freunden, Nachbarn und Kollegen nicht verlieren. Die bisher von mir genannten Aspekte des kollektiven Gemeinschaftsbezugs haben sich auf die Legitimationsstrategie der SED und die Ebene der formellen wie informellen Strukturbedingungen bezogen. Damit fehlt eine letzte, aber wichtige Erklärungsebene: Die gesellschaftliche Thematisierung von „Gemeinschaft“ ist immer auch eine Reaktion auf Phasen raschen sozialen Wandels und der Modernisierung, die mit wachsender sozialer Differenzierung und sozialen Desintegrationerscheinungen einhergehen. Der Angst vor sozialer Kälte und Isolation wird in solchen Situationen mit einem idealisierenden und oft sozialromantischen, kollektiven Rückgriff auf eine ehemalige 'gute' Gemeinschaft begegnet, die die befürchteten negativen Folgen in Form einer neuen schicht- und ideologieübergreifenden Re-Vergemeinschaftung abwehren will (vgl. auch Vobruba 1994).

LITERATUR

- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2, Göttingen, 183-198.
- Dahrendorf, Ralf (1971): Gesellschaft und Demokratie in Deutschland. München.
- Diewald, Martin (1993): Informelle Beziehungen und Hilfeleistungen in der DDR: Persönliche Bindungen und instrumentelle Nützlichkeit. Berlin: MPI Arbeitsbericht 4/1993.
- Diewald, Martin (1995): „Kollektiv“, „Vitamin B“ oder „Nische“? Persönliche Netzwerke in der DDR. In: Johannes Huinink, Karl-Ulrich Mayer u.a.: Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach. Berlin.
- Granovetter, Mark (1985): Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness. In: AJS, Vol.91, No.3, 481-510.
- Hirschman, Albert O. (1992): Abwanderung, Widerspruch und das Schicksal der Deutschen Demokratischen Republik. Ein Essay zur konzeptuellen Geschichte. In: Leviathan, Jg. 1992, Heft 3, 330-358.
- Humm, Antonia (1999): Auf dem Weg zum sozialistischen Dorf? Zum Wandel der dörflichen Lebenswelt in der DDR und der Bundesrepublik Deutschland 1952-1969. Göttingen.
- Kaiser, Monika (1990): 1972 - Knockout für den Mittelstand: Zum Wirken von SED, CDU, LDPD und NDPD für die Verstaatlichung der Klein- und Mittelbetriebe. Berlin.
- Keupp, Heiner und Bernd Röhrle (Hg.) (1987): Soziale Netzwerke. Frankfurt/M., New York.
- Kohli, Martin u.a. (1989): Je früher – desto besser? Die Verkürzung des Erwerbslebens am Beispiel des Vorruhestands in der chemischen Industrie. Berlin.
- Kohli, Martin (1994): Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und Differenzierung. In: Hartmut Kaelble, Jürgen Kocka und Hartmut Zwahr (Hg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart, 31-61.
- Meuschel, Sigrid (1992): Legitimation und Parteiherrschaft in der DDR. Frankfurt/M.
- Presthus, Robert (1962): Individuum und Organisation. Typologie einer Anpassung. Frankfurt/M.
- Riedel, Manfred (1979): Gesellschaft, Gemeinschaft. In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhard Koselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Stuttgart, 801-862.
- Roesler, Jörg (1990): Zwischen Markt und Plan. Die Wirtschaftsreform 1963-1970 in der DDR. Berlin.
- Scheller, Gitta (2002): Individualisierungs-Prozesse in den neuen Bundesländern. Zur Freisetzung aus den Arbeitskollektiven. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B37-38/2002.
- Schlegelmilch, Cordia (1995 a): Zwischen Kollektiv und Individualisierung – Gemeinschaftserfahrungen im Umbruch. In: Sabine Gensior (Hg.): Vergesellschaftung und Frauenerwerbsarbeit. Ost-West-Vergleiche. Berlin, 27-50.
- Schlegelmilch, Cordia (1995 b): Die politische Wende in der DDR am Beispiel der sächsischen Stadt Wurzen. In: Alexander Fischer, Günther Heydemann (Hg.): Die politische „Wende“ 1989/90 in Sachsen. Weimar, Köln, Wien, 117-146.
- Schlegelmilch, Cordia (1996 a): Lebenswege in Deutschland. Die Prägekraft historischer Räume. In: Berliner Debatte – INITIAL, H. 2, 1996, 47-61.
- Schlegelmilch, Cordia (1996 b): Für das Volk oder mit dem Volk? Über die Schwierigkeiten mit der Demokratie in der sächsischen Kleinstadt Wurzen. In: Deutschland Archiv, Heft 4, 29. Jg., 1996, 535-542.
- Schlegelmilch, Cordia (2004): „Wurzen beginnt mit W, das ist schon immer so gewesen.“ Zusammenleben in einer sächsischen Kreisstadt vor und nach 1989, Teil I: Methodische und theoretische Vorarbeiten einer empirischen Gemeinde studie. In: Bios, Heft 1/2004 (17. Jahrgang), 35-68.
- Schlegelmilch, Cordia (2005): „Und da kann man nicht plötzlich volkseigen umdenken.“ Wirtschaften zwischen Gewinnorientierung und Verstaatlichung. Firmengeschichte eines Mittelständlers in der DDR. In: Historical Social Research, Vol. 30-2005, 96-129.

- SED (1981): Programm der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Berlin (2. Aufl., zuerst 1976).
- Storbeck, Dietrich (1964): Soziale Strukturen in Mitteldeutschland. Eine sozialstatistische Bevölkerungsanalyse im gesamtdeutschen Vergleich. Berlin.
- Vobruha, Georg (1994): Gemeinschaft ohne Moral. Theorie und Empirie moralfreier Gemeinschafts-Konstruktionen. Wien.
- Weber, Hermann (1991): DDR – Grundriß der Geschichte 1945-1990. Hannover.
- Weinert, Rainer (1995): Wirtschaftsführung unter dem Primat der Parteipolitik. In: Theo Pirker, M. Rainer Lepsius, Rainer Weinert und Hans-Hermann Hertle: Der Plan als Befehl und Fiktion. Wirtschaftsführung in der DDR. Opladen, 285-308.
- Wierling, Dorothee (2002): Geboren im Jahr Eins. Der Jahrgang 1949 in der DDR. Versuch einer Kollektivbiographie. Berlin.
- Wollmann, Hellmut (1991): Kommunalpolitik und -verwaltung in Ostdeutschland: Institutionen und Handlungsmuster im „paradigmatischen“ Umbruch. Eine empirische Skizze. In: Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft 22, 237-258.
- Zapf, Wolfgang (1966): Wandlungen der deutschen Elite. Ein Zirkulationsmodell Deutscher Führungsgruppen 1919-1961. München.

Das Klassentreffen – Anlass für Biografisierungen

Sabine Maschke

... man kann es eigentlich nur jedem empfehlen ein Klassentreffen zu machen, um zu spiegeln und zu gucken: Was hat es da gegeben? Um wieder was in seine Person zu integrieren. Was irgendwie vergessen wurde. Ich hatte das vergessen [...] (Heidi über ihr erstes Treffen, 32 Jahre nach Abschluss der Grundschule)

Klassentreffen sind weit verbreitet. Viele haben schon ein Klassentreffen besucht und erinnern sich entweder gern oder mit Schrecken daran zurück. Andere warten darauf, endlich einmal eingeladen zu werden oder selbst die Zeit und den Mut zu finden, ein Klassentreffen zu initiieren. Egal auf welche Weise, fast jeder kann über Klassentreffen mitreden.

Umso überraschender ist es deshalb, dass das Phänomen Klassentreffen bisher kaum wissenschaftlich untersucht wurde. Mein Interesse für die Arbeit wurde durch eine Fernsehsendung mit dem Titel „Dr. Arbeitslos“ geweckt. Darin kommt u. a. ein arbeitsloser promovierter Akademiker zu Wort, der es rundweg ablehnt, ein Klassentreffen zu besuchen. Als Grund gibt er seinen beruflichen Misserfolg an; er befürchtet, im Vergleich mit seinen ehemaligen Mitschülern und Mitschülerinnen nicht bestehen zu können. Anlass für mich, über die Frage nachzudenken: Wie kommt es, dass ehemalige Mitschüler und Mitschülerinnen, die man schon viele Jahre nicht mehr gesehen hat, von so großer biografischer Relevanz sein können, dass man sich nicht zu einem Klassentreffen traut?

Das Klassentreffen bedeutet Begegnung. Eine Begegnung mit den ehemaligen Mitschülern und Mitschülerinnen und vor allem auch eine Begegnung mit sich selbst: mit lang zurückliegenden Wünschen und Lebensplänen, mit Erfolgen und Misserfolgen im Leben, mit fast vergessenen Geschichten und Ereignissen, kurz: eine Begegnung mit der eigenen Biografie. Bei dieser Selbst-Begegnung spielen die anderen Ehemaligen in vielerlei Hinsicht eine wichtige Rolle – als Zeugen und Rekonstrukteure der Vergangenheit, als Vergleichsfolie für den eigenen Lebensverlauf oder als Auslöser für die Wiederbelebung von Erinnerungen etc.

Wie das Eingangszitat meiner Interviewpartnerin Heidi herausstreicht, spielen Erinnerungen beim Klassentreffen eine besondere Rolle. Erinnerungen bieten Anlass und Chance, Rückschau zu halten: „Was hat es da gegeben? Um wieder was in seine Person zu integrieren.“ Eine Integrationsleistung, die das Privatgedächtnis allein nicht bewirken könnte, weil Erinnerungen, so lange sie ohne das Gedächtnis der anderen leben müssen, flüchtig bleiben. Wie das Zitat von Heidi noch zeigt, empfiehlt sie das Klassentreffen als Maßnahme gegen das Vergessen. Die Angst vor dem Vergessen ist ein Thema der Gegenwart, das das Zeitalter moderner Speicher- und Dokumentations-

techniken durchzieht. Haben Klassentreffen deshalb Konjunktur? Konkrete Zahlen gibt es nicht. In Nordamerika, schreibt die Soziologin Vered Vinitzky-Seroussi (1998) in der Studie „After Pomp and Circumstance“, sind sie Teil einer kommerzialisierten und professionell betreuten Reunion-Kultur; über 200 amerikanische Firmen bieten ihre Dienste in Sachen Planung und Organisation von Reunions an. In Deutschland werden Klassentreffen bei weitem nicht in diesem Umfang kommerzialisiert und professionell betreut, obwohl sich auch bei uns vermehrt in den letzten Jahren Dienste anbieten, z.B. professionelle Suchdienste im Internet, die ehemalige Mitschüler und Mitschülerinnen in aller Welt aufspüren. Noch scheinen Klassentreffen in Deutschland vor allem im Privaten zu „blühen“.

Das Klassentreffen hat viele Gesichter. Ein erstes Klassentreffen kann bereits ein Jahr nach dem Abitur stattfinden, aber auch erst 50 Jahre nach Abschluss der Volksschule. Die Treffen finden an den unterschiedlichsten Orten statt, im Gaststättenraum oder in der Grillhütte, in der früheren Klasse und Schule oder im Haus eines ehemaligen Mitschülers. Form und Ablauf einer Begegnung können festlich-formellen Charakter haben, gerahmt von einem kulturellen Programm, können sich aber auch privat und locker gestalten, zum Beispiel als Ehemaligen-Party.

Der Schwerpunkt im vorliegenden Aufsatz liegt darin, die Bedeutung des Klassentreffens als Anlass für die biografische Arbeit des Einzelnen aufzuzeigen – und zwar vor dem Hintergrund der biografischen Unterstützungsleitungen der „anderen“, der ehemaligen Mitschüler und Mitschülerinnen. Theoretisch stützt sich die Arbeit dabei auf das Konzept der Biografisierung, das sich eng mit Erinnerungen und dem Gedächtnis verbindet.

Methodisches Vorgehen

Dem Klassentreffen habe ich mich zum einen über die klassische ethnografische Methode der teilnehmenden Beobachtung angenähert; Beobachtungen von fünf Klassentreffen sind in die Untersuchung eingeflossen. Den Kern meiner Untersuchung jedoch bilden 13 Interviews mit Besuchern von (insgesamt 12) Klassentreffen, die ich in Anlehnung an das qualitativ-biografische Forschungsparadigma als qualitativ-themenzentrierte Interviews führte. Anders als im klassischen narrativen Interview konzentriert sich die Erzählaufforderung¹ hierbei auf ein spezielles Thema, das Klassentreffen, folgt aber im Wesentlichen den Grundbedingungen des narrativen Interviews, wie es Fritz Schütze entwickelt hat. Die Kontakte zu meinen Interviewpartnern und -partnerinnen kamen sowohl durch Suchanzeigen in unterschiedlichen regionalen Zeitungen zu Stande als auch über Hinweise von Personen, die von meinem Interesse am Thema Klassentreffen wussten.

Forschungsleitendes Ziel war die Analyse eines Phänomens, das bis dato wissenschaftliches Neuland darstellte. Die Untersuchung zum Klassentreffen hat deshalb einen offenen und explorativen Charakter; der „Grounded Theory“ (Glaser und Strauss 1967 und 1998) folgend, ist die Theoriebildung empirisch fundiert. Gleichzeitig bedurfte die Komplexität des Themas Klassentreffen aber auch einer theoretischen (Vor-)Strukturierung und Eingrenzung des Gegenstandes (vgl. Friebertshäuser 2001: 126): Die theoretischen Begriffe wie Biografisierung, Erinnerung und Gedächtnis

1 „Sie haben (oder: Du hast) vor einiger Zeit ein Klassentreffen besucht. Erzählen Sie mir (bzw. erzähle mir) bitte davon.“

bilden zwar unterschiedliche Aussichtspunkte auf die Daten, jedoch nur mit Blick auf *besuchte* Klassentreffen. Denn auf eine, sicher sehr spannende Frage, geht die Untersuchung nicht ein: Warum entscheiden sich ehemalige Schüler und Schülerinnen *gegen* ein Treffen? Die stärkste Kontrastgruppe, die der „Verweigerer“, wird also nicht berücksichtigt. Grund dafür ist die theoretische Entscheidung, die Untersuchung auf die Innenperspektive des Gegenstandes Klassentreffen zu konzentrieren. Gesucht habe ich unter den Teilnehmern von Klassentreffen nach Fällen, die deutlich kontrastieren; gefunden habe ich u.a. Ehemalige, die das Treffen beispielsweise als „beglückende“ Erfahrung beschreiben, andere, die nie wieder ein Klassentreffen besuchen würden.

Als eine Auswertungs- und Darstellungsmethode kam der „wissenschaftliche Quellentext“² zum Einsatz, der eine (praktische) Verbindung zwischen Grounded Theory und theoriegeleitetem Verfahren darstellt: Eine „verdichtete Beschreibung oder Zusammenstellung von Daten und Dokumenten (...), die während der Feldforschung gesammelt wurden, auf der Basis von rekonstruktiven und theoriegeleiteten Analysen.“ (Friebertshäuser 2001: 130) Pro Fall ist ein wissenschaftlicher Quellentext entstanden, insgesamt dreizehn Quellentexte, die sich in erster Linie auf die Interviews stützen, aber auch Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtung einbeziehen sowie Informationen aus schriftlichen Materialien (z.B. Schul-Festschriften).

Empirische Ergebnisse

Eine schwere Entscheidung...

Das Klassentreffen hat eine *Vorgeschichte*: Mit der Einladung zum Treffen beginnt eine Phase der Verunsicherung, begleitet von ambivalenten Gefühlen unterschiedlicher Intensität. Nichts scheint (mehr) gewiss, weder der eigene Standort und das eigene Selbstbild, noch gibt es sichere Prognosen, wie die „anderen“ die eigene Person

Anne, 27 Jahre, ledig, Studentin, erstes Klassentreffen 10 Jahre nach Abschluss der Realschule: „Also irgendwie, ich hab’ mich zwar *total* da drauf gefreut, aber irgendwie ‘n bisschen so vorher so gedacht: ‚Boh nee, da gehste doch nicht hin‘, oder so. Weiß nicht, warum irgendwie. Das ist glaub’ ich schlimm, dass man echt überlegt, wie benimmt man sich, was macht man, was zieht man an.“

aufnehmen und bewerten werden. Biggi fragt sich beispielsweise „Ach nee, wie wird das wohl?“. Raimund hat „lange überlegt“, Frau Bach fragt: „Was soll ich da noch?“ und Anne kann sich gar nicht vorstellen hinzugehen: „Boh nee,

da gehste doch nicht hin“. Die Entscheidung für oder gegen den Besuch des Klassentreffens fällt schwer, nur in Ausnahmefällen entscheiden sich Ehemalige ohne Zögern für das Treffen, beispielsweise Heidi: „Ich hab’ *sofort* angerufen und hab’ gesagt: ‚Ich komme‘. [...] ich hab’ keine Sekunde gezweifelt“. Das bevorstehende Tref-

2 Ein Verfahren, das im Zuge des Hochschulforschungsprojektes „Studium und Biografie“ (zwischen 1986 und 1991), unter der Projektleitung von Jürgen Zinnecker, entwickelt wurde und das als „methodisch-analytische Neuerung“ (Apel et al. 1995: 346) eine Antwort auf die Frage sucht, wie sich Daten aus unterschiedlichen Quellen, primären (u.a. offizielle Dokumente, statistische Materialien) und wissenschaftlich erzeugten (die sich im Forschungsprozess ergeben, beispielsweise Beobachtungsberichte, Fotos, Interviews) leichter verbinden und in eine einheitliche Form bringen lassen.

fen löst also auf der einen Seite Gefühle von Angst und Unsicherheit aus, andererseits spielen aber auch Freude, Euphorie und Spannung eine große Rolle. Frau Grund: „Ich habe mich da riesig drauf gefreut, und war natürlich sehr gespannt“, bei Raimund: „Und dann hatte ich Lust, die wiederzusehen“, bei Anne: „*Total* da drauf gefreut“ oder „Dat war so richtig *Kribbeln*“ bei Maria. Selbst bei Heidi, die voller Euphorie den Tag der Begegnung erwartet, kommt noch vor der Tür des Treffpunktes „Panik“ auf. Ambivalenzen, die bei Einzelnen geradezu in eine Zerrissenheit führen, die eine Entscheidung *für* oder *gegen* das Treffen fast unmöglich macht. In ausgeprägter Weise ist dies bei Frau Bach der Fall, die erst auf „Zwang“ ihres Mannes hin das Treffen besucht: „Bin ich eigentlich auf Zwang meines Mannes hingegangen“.

Die Ambivalenzen spiegeln auch persönliche Unsicherheiten wider; die befragten Frauen berichten explizit über Probleme mit ihrer Selbsteinschätzung im Vorfeld des Treffens: Wer bin ich im Vergleich zu den anderen? Maria: „Bin ich

jetzt was Besonderes mit ‘m Studium oder nur ein ganz kleines Licht, das war schon wichtig.“ Wie hab’ ich mich selbst verändert? Frau Grund: „Man sieht sich dann selber vielleicht auch kritisch, älter geworden, graue Haare, dicker und so“. Werde ich dazugehören? Biggi: „Und wie stehst Du dann wohl dabei“. Werde ich mich richtig verhalten? Peggi: „Wie verhält man sich? Ja schon jahrelang nicht gesehen“.

Maria, 30 Jahre, lebt in einer WG mit Freundin, ist in der Erwachsenenbildung tätig, erstes Klassentreffen 10 Jahre nach Abschluss der mittleren Reife (Gesamtschule): „ich bin nicht die Einzige, die da so ‘n bisschen ‘rumspinnert, sich nicht richtig entscheiden kann.“

Biggi, 21 Jahre, Studentin, lebt bei den Eltern, hat einen festen Freund, erstes Treffen 1 Jahr nach dem Abitur (Gymnasium): „Obwohl ich ja vorher gedacht hab’: ‚Ach, nee wie wird das wohl‘. Und so. Dann bilden sich diese Gruppen, und so und wie stehst Du dann wohl dabei, weil du halt nie soviel mit den Leuten zu tun [hattest]“

Auch bei den Männern ist die Selbsteinschätzung im Vorfeld des Treffens keine sichere; bei ihnen geht es aber vor allem darum, mögliche „Fallgruben“ für unerwünschte Thematisierungen auszumachen. Raimund fürchtet beispielsweise, dass die „große Liebe“ zum Thema und damit seine eigene Person in

den Vordergrund gerückt werden könnte: „wenn *das* da zum Thema wird [...] habe ich lange überlegt“.

Die überraschende Konfrontation mit einer Einladung zum Klassentreffen stellt eine *biografische Konfrontation* dar, und eine mehr oder minder starke Verunsicherung ist die Folge. Die Einladung hat die Wirkung eines Einbruchs von außen in die innere und scheinbar sichere und verlässliche Welt des Einzelnen. Gewissheiten werden „auf den Kopf“ gestellt. Die Ehemaligen sehen sich im Vorfeld mit einem (über-) großen Ereignis konfrontiert, an das sich große Erwartungen knüpfen, die zur Verunsicherung beitragen, beispielsweise Peggi: „... weil man ja auch eigentlich ziemliche Erwartungen an so ‘n Klassentreffen stellt“. Jeder Einzelne wird vor die schwere Entscheidung ge-

Peggi, 34 Jahre, verheiratet u. 2 Kinder, Hausfrau, Klassentreffen 10 Jahre nach Abschluss der Hauptschule: „Also ich hatte da nämlich sehr viel erwartet“

stellt: „soll ich hingehen oder lieber nicht?“. Die intensiven und widersprüchlichen Gedanken rund um das bevorstehende Treffen verdeutlichen das außeralltägliche des Ereignisses – und kennzeichnen einen biografischen Ausnahmezustand. Alle befragten Ehemaligen beschäftigen sich damit, was bei der Konfrontation (Früher trifft auf Heute, Erinnerung auf Realität) auf sie zukommen könnte. Äußere Veränderungen spielen eine große Rolle und stehen für Veränderungen auch innerer Aspekte des Selbst. Eine Begegnung, die bereits vor dem tatsächlichen Wiedersehen im Kopf des einzelnen Ehemaligen stattfindet.

Charakteristisch für die Zeit vor einem Klassentreffen ist eine damit verbundene biografische Unsicherheit. Ein Versuch, diese „in den Griff“ zu bekommen liegt darin, an die *Erinnerungen* an die zurückliegende gemeinsame Schulzeit, an die ehemaligen Mitschüler und Mitschülerinnen, Lehrer und Lehrerinnen, an gemeinsame Erlebnisse etc., anzuknüpfen. Die Erinnerungen

Raimund, 39 Jahre, verheiratet, Steuerfachmann, erstes Klassentreffen 24 Jahre nach dem Abschluss der Hauptschule: „da hätte passieren können was will, da hätte mir keiner irgendwas anhaben können“

stellen den ersten und einzigen Anknüpfungspunkt an eine nicht mehr existierende Klassengemeinschaft bereit, an eine Zeit, die längst vergangen ist. Auf Raimund strömen, als er die Einladungsliste in Händen hält, auch gleich Erinnerungen zu den Personen ein: „Der Gedanke war, oh ja, wie war das damals. Und dann fiel mir alles ein [...] und dann habe ich sofort, hat's bei bestimmten Personen geklingelt“. Frau Grund beschreibt, sie habe „die Kinder von früher, so die Mädchen, die wir waren“ im „Kopf“ gehabt, als sie die Einladung las. In den Interviews werden unterschiedli-

Frau Grund, 52 Jahre, verheiratet und 1 Kind, Lehrerin, erstes Treffen 35 Jahre nach Abschluss einer katholischen Mädchenrealschule: „Und da jetzt kommen dann auch so, dass man an früher denkt und man will auch was bewahren, wenn es nur im Gedächtnis ist“

che Erinnerungsqualitäten sichtbar, die einmal mit den jeweiligen emotionalen Färbungen korrespondieren, zum anderen aber auch mit der Lebendigkeit oder Präsenz. *Positive Erinnerungen geben Sicherheit.* Mit Erinnerungen, in denen bedeutsame Zeiten, Perso-

nen und Orte positiv besetzt sind, fällt es leichter, sich auf das Treffen zu freuen und sich darauf einzulassen. Die Zeit zwischen dem Gestern und Heute scheint belebter, weniger fremd, das Unbekannte verbindet sich mit positiven Erwartungen. Heidi erzählt, sie habe „da auch richtig ‘nen bisschen drauf hingelebt auf diesen Tag“, die Schule und auch die Lehrerin waren ihr „in positiver Erinnerung“, und so freute sie sich auf das Treffen „wie auf ein Rendezvous“. Auch Peggi hat sich „ganz furchtbar auf dieses Klassentreffen gefreut“; sie gerät in ihren Erinnerungen an einen ehemaligen (Schul-)Freund ins Schwärmen und beschreibt die „große Liebe“ auch noch viele Jahre nach ihrer Schulzeit in Superlativen: als „der toll Aussehende“, in den sie „total rein verknallt war“. Obwohl auch mit positiven Erinnerungen ambivalente Gefühle einhergehen, steht das Klassentreffen weniger als biografisches Wagnis im Vordergrund, sondern vielmehr als Chance, an zurückliegende Freundschaften und positive Gefühle anknüpfen zu können. *Negative Erinnerungen hingegen lassen stärker zweifeln:* Macht es (biografisch) Sinn, das Klassentreffen zu besuchen? Frau Bach weigert sich anfangs und entscheidet sich erst auf „Zwang“ ihres Mannes für eine Teilnahme.

Im Mittelpunkt ihrer Zweifel steht die Frage: „Was soll ich da noch“, da sie „mit denen nie was zu tun [gehabt hatte] oder wenig mit Wenigen“ und „die [...] natürlich kein Mädchen [wollten]“. Ihre Erinnerungen an die Mitschüler sind von Entfremdung, Distanz und dem Gefühl geprägt, nicht dazu zu gehören.

Ein Stück Vergangenheit wird mit der Einladung präsent: Längst vergessen geglaubte Ereignisse und Orte werden wieder lebendig – vor allem aber melden sich die „anderen“, die ehemaligen Mitschüler und Mitschülerinnen, wieder zurück. Ein biografischer Spannungszustand ist die Folge, der für die Schwierigkeit steht, sich selbst aus dem Heute heraus in diesem Wirrwarr aus Erinnerungen an lang Zurückliegendes und aktuellen Gefühlen verorten zu müssen. Um (wieder) Selbstgewissheit zu erlangen und damit den Spannungszustand auflösen zu können, ist die Teilnahme am Klassentreffen unumgänglich. Die Ehemaligen scheinen gar keine andere Wahl zu haben, als sich den anderen zu „stellen“.³

Wie geht es weiter? Der Zeitpunkt des Treffens ist gekommen, die Aufregung und Spannung erreicht ihren Höhepunkt. Maria: „Also wir sind da ‘reingekommen, da waren wir sehr aufgeregt, unheimlich aufgeregt. Und ich hab’ immer gedacht, ich wäre in solchen Sachen ziemlich ruhig dran, aber nix.“ Oder Heidi: „Und ich war so, ich hab’ mich so, ich hab’ mich so gefreut, als ich die alle um den Tisch sitzen sah –

Herr Berg, 65 Jahre alt, pensionierter Oberverwaltungsrat, das erste Klassentreffen (50 Jahre nach Abschluss der Volksschule) hat er selbst initiiert: „Ich war durch die Schule an den Beruf gekommen“

ich konnte das gar nicht fassen.“ Das Einordnen der Gesichter nimmt in den ersten Momenten großen Raum ein. Die

Ehemaligen suchen nach dem Vertrauten und Unveränderlichen. Raimund: „Und dann guck’ ich die drei an und hab’ gesagt: ‚Es ist nicht zu glauben, aber Ihr habt euch nicht verändert.‘“ Und „die hatte früher ein Halstuch um, stell Dir das mal vor, mit 14. Und die sitzt vor mir und hat wieder ein Halstuch um.“ Manch einer hat aber

auch Probleme damit, seine ehemaligen Mitschüler und Mitschülerinnen wiederzuerkennen. Herr Berg berichtet beispielsweise: „In den Fünfziger Jahren weg, nie mehr gesehen, den hab’ ich auch nicht erkannt [...] Ja, und so war so

manch einer.“ Sanne: „Und mir ist halt auch aufgefallen, dass ganz viele mich angeguckt haben und gesagt haben: ‚Ich hätte dich fast nicht erkannt‘ und mir das aber mit anderen *genauso* gegangen ist und dass man schon irgendwie: ‚Ja, ich bin die und die und war in der und der Klasse.‘“ Bereits im ersten Gegenüberstehen vergleicht sich der Einzelne mit den anderen; Erinnerungen verbinden sich mit aktuellen Eindrücken. Frau Grund: „Ich denke, die Leute dann da, die [Name], die auch unsere Klassensprecherin war, die ja wirklich ‘ne absolut gestandene Frau ist, da bin ich auch immer noch ‘n Zwerg dagegen [lacht]. Und so, also, das war dann schon sehr verblüffend, da

Sanne, 31 Jahre, Single, Mitarbeiterin in Forschungsinstitut, erstes Klassentreffen 10 Jahre nach der mittleren Reife an einer Realschule: „dass mir noch viel bewusster geworden ist, dass ich so nicht leben möchte“

3 Hinweisen möchte ich in diesem Zusammenhang auf die besondere Rolle und Funktion der Initiatoren von Klassentreffen, deren Motive für die Initiierung eines Klassentreffens in speziellen biografischen Aufträgen liegen (siehe ausführlich dazu: Maschke 2004: 163ff.).

irgendwie wurde mir dann auch selber nochmal klar, wie alt wir inzwischen geworden sind, wirklich. So wenn man einander sieht.“

(Selbst-)Begegnung und Biografisierung

Die Begegnung während des Klassentreffens beschränkt sich nicht nur auf die physische Begegnung mit den ehemaligen Mitschülern, sondern ist auch eine *Begegnung mit sich selbst*. Die eigene Biografie wird hier zum Thema. Der schon im Vorfeld des Treffens begonnene biografische (Spannungs-)Prozess – die Biografisierung – setzt sich fort. Winfried Marotzki (1995: 113) versteht unter „Biografisierung“ einen sich immer wieder aufs Neue vollziehenden Prozess, „innerhalb dessen eine bedeutungs-ordnende, sinnherstellende Leistung des Subjekts in der Besinnung auf das eigene gelebte Leben erbracht wird. (...) In jedem Prozess solcher Art steht Vergangenheit immer wieder neu zur Disposition. Die bisherigen Sichtweisen können bestätigt, verändert oder vollständig verworfen werden. Vergangenheit wird (...) stets neu entworfen. Eine sinnstiftende Biographisierung gelingt nur dann, wenn es gelingt, in retrospektiver Einstellung Zusammenhänge herzustellen, die es erlauben, Ereignisse und Erlebnisse in sie einzuordnen und Beziehungen untereinander wie auch zur Gesamtheit herzustellen.“ Die Biografisierung verdeutlicht die Dynamik individueller (Re-) Konstruktionen, in denen die Vergangenheit aus dem Heute heraus immer wieder neu aufbereitet wird, um das eigene Leben in neue „sinnvolle“ Gesamtzusammenhänge stellen zu können. In der Analyse des Interviewmaterials zeigen sich unterschiedliche Reichweiten in der Beschäftigung mit biografischen Themen, die unterschiedlich große Zeitabschnitte des eigenen Lebens und die unterschiedliche Intensitäten in der biografischen Bearbeitung umfassen. Martin Kohli (1981: 504) beschreibt im Rahmen seiner Funktionsanalyse „biographischer Thematisierung“ diese verschiedenen Reichweiten als verschiedene „Modi“ biografischen Selbstverstehens. Diese Modi bilden die Grundlage für die im Folgenden verwendeten, zum Teil modifizierten und ergänzten, Aspekte von Biografisierung.

Die Biografisierungsmodi:

- Die *Suche nach Selbstgewissheit*, bei Kohli „Selbstvergewisserung“ als Aspekt biografischer Thematisierung, meint einen Prozess, dessen Kern die Bewusstwerdung und Gewissheit des eigenen Standortes ist. Sich seines Selbst zu vergewissern bedeutet, zwischen dem Früher und dem Heute zu vermitteln, auch Diskrepanzen aufzuheben: *Wer war ich und wer bin ich heute?* Eine Form der Absicherung der „ganzen Person“ – der Kontinuitäts- und Konsistenzsicherung (Kohli 1981: 509). Neue Erkenntnisse über Standorte, Sichtweisen etc. werden gewonnen und bewusst – und zwar vor dem Hintergrund der Bearbeitung von Vergangenem. Das Bedürfnis, Selbstgewissheit zu erlangen, ist vor allem im Zusammenhang mit der Verunsicherung im Vorfeld des Treffens zu sehen.
- Mit dem Begriff der *Bilanzierung* wird ein Prozess beschrieben, der, ausgehend von der gegenwärtigen Situation, einen Blick in die Vergangenheit wirft, um ursprüngliche Ziele, Hoffnungen, Erwartungen (Was wollte ich? Hat sich der Aufwand gelohnt? Wie sollte mein Leben verlaufen?) mit dem tatsächlich Erreichten oder Möglichen im Heute zu vergleichen (Zu welchem Ergebnis komme ich?). Dazu kommt die Frage: Was könnte ich, ausgehend vom aktuellen Status, noch er-

reichen? Der Schwerpunkt dieser biografischen Thematisierung liegt auf dem Verhältnis zwischen Vergangenheit und Gegenwart, bezieht aber auch zukünftige Perspektiven mit ein (vgl. dazu Kohli 1981: 509). Die wesentliche Frage, die das Ziel dieses Biografisierungsaspektes, gerade auch im Vergleich mit den anderen bestimmt, lautet: *Wie stehe ich heute da?*

Die Selbstvergewisserung und die Bilanzierung bezeichne ich als *basale Biografisierungsmodi*. Darauf bauen die beiden folgenden Biografisierungsschritte – Befreiung und Selbstintegration als *weiterführende Biografisierungsmodi* – auf:

- *Befreiung*, bei Kohli als „Selbstbefreiung“ die „anspruchsvollste Stufe der ‚Besinnung auf Subjektivität‘“ (1981: 510), bedeutet Lösung aus Bindungen, Milieus oder Gemeinschaften, ist Befreiung aus emotionalen und moralischen Abhängigkeiten bzw. Vorgaben. Während der Biografisierungsaspekt der Selbstvergewisserung nach Kontinuitäten sucht, zielt die Befreiung gerade auf den Ausbruch aus Kontinuitäten: *Was muss ich nicht mehr sein?* Schütze bezeichnet dies als „Wandlungsprozesse“, als „systematische Veränderung (...) der Erlebnis- und Handlungsmöglichkeiten“ (1984: 92f.).
- Die *Selbstintegration* stellt einen Aspekt von Biografisierung dar, der die Integration der beim Klassentreffen neu entdeckten und befreiten Selbstanteile (z.B. neue Perspektive auf die eigene Kindheit) in das aktuelle biografische Gesamtkonzept meint – *was gehört zu mir? Ich nehme meine Vergangenheit als Teil von mir an*. Die Entdeckungen stammen aus der Vergangenheit und werden aktuell integriert und bearbeitet. Grundlage der Integrationsarbeit sind intensive Rekonstruktionsleistungen und Neudefinitionen.

Biografisierung und die „anderen“

Diese vier Modi bilden die Grundlage der Biografisierungsarbeit des Einzelnen. Die „anderen“ und damit der jeweilige gemeinschaftliche Rahmen, der durch das Klassentreffen gesetzt wird, bestimmen jedoch die Intensitäten oder Reichweiten der individuellen Biografisierung. Damit der Einzelne biografisieren kann, bedarf es der Unterstützung durch die ehemaligen Mitschüler. Sie sind wichtige Partner im Biografisierungsprozess: als Vermittler, Mitwissende und Zeugen, als Erinnerungsträger. In der Analyse des Materials lassen sich einige Vermittlungs- bzw. Unterstützungsleistungen ausmachen: vor allem die *Rekonstruktion und Korrektur* und der *Vergleich bzw. die Vergleichsfolie*, die als *biografische Grundfunktionen der anderen* gelten können und die die Basis zu weiteren gemeinschaftsbildenden Aspekten – Aktualisierung, Verlebendigung und Ähnlichkeiten – bilden. Für einige Ehemalige ist insbesondere die *Rekonstruktion* von Vergangenheit von großer Bedeutung, da sie die Ausgangsbasis für Korrekturen bzw. Umschreibungen bildet. Heidi streicht die Funktion der anderen als einzig wissende Bezugsgröße zur Vergangenheit heraus: „und du kannst es nur mit denen wieder aufleben lassen, die wissen, um was es da gegangen ist“. Die ehemaligen Mitschüler und Mitschülerinnen sind zentrale Zeugen der Vergangenheit, sie werfen ein neues Licht auf die Kindheit: „und die zeigen mir auch was“. Gemeinsam wird Vergangenes rekonstruiert – dabei kommt es zu Korrekturen durch die anderen, die ein neues Bild von Kindheit zeichnen. Ein weiteres Teilergebnis meiner Analysen verdeutlicht, dass die anderen nicht nur als biografische Mittler im positiven Sinne

aufzutreten, sondern auch als „Blockierer“. Korrekturen sind in diesen Fällen nicht möglich: Herr Berg macht die Erfahrung, dass er sein größtes biografisches Anliegen, die Wiedergutmachung, nicht umsetzen kann. Die Ehemaligen sind nicht bereit, die Vergangenheit zu korrigieren bzw. umzuschreiben: „der [Name] hat gesagt, ich hätte es ja letztlich auch ihm zu verdanken, dass ich die Karriere gemacht hätte“ und „ja, und dann kam das wieder nur sie denken ja noch dran. Dass sie nach 50 Jahren das mal noch wieder erwähnen.“ Anders als bei den Rekonstruktionen und Korrekturarbeiten, die sich vor allem auf Vergangenes beziehen, steht beim *Vergleich* die Gegenwart stärker im Vordergrund. Die anderen sind vor allem als Vergleichsgröße, insbesondere im beruflichen Vergleich, von Bedeutung. Dabei kann sowohl eine konkurrierende Abgrenzung zu den anderen gesucht werden, als auch eine vergleichende Blickrichtung, die auf größtmögliche Übereinstimmung mit den anderen abzielt.

Wie sieht eine Biografisierung aus, die durch die anderen bzw. ein Klassentreffen angestoßen und begleitet wird? Bevor ich drei Klassentreffen-Typen vorstelle, möchte ich kurz die Kriterien aufzeigen, die den jeweiligen kollektiven Rahmen bestimmen, in dem Biografisierung stattfinden kann: Aktualisierung und Verlebendigung, Ähnlichkeiten und Nähe und Distanz.

Die Aktualisierung: Zu aktualisieren bedeutet zu kommunizieren, und zwar über unterschiedliche Zeiten. Zum einen können „alte Zeiten“ in Gesprächen und Geschichten wieder aufleben: Die eigenen Erinnerungen werden mit den Erinnerungen der anderen verglichen, validiert, gegebenenfalls korrigiert und ergänzt – d.h. *aktualisiert*. In diesem Fall bezieht sich die Aktualisierung auf die *Wir-Zeit* der Ehemaligen, also auf jene gemeinsam verlebte (Schul)-Zeit, die in den Gesprächen über die Schulzeit und das Gestern rekonstruiert und verlebendigt wird. Die *Wir-Zeit* hat die gemeinsame oder doch zumindest parallel erlebte Zeit zum Gegenstand: Über alte Zeiten reden, alte Geschichten aufwärmen, über die Schulzeit oder das, was man in der Freizeit miteinander gemacht hat, „Humoriges“ erzählen, Anekdoten zum Besten geben, all dies gehört dazu – und betrifft die ganze Gruppe. Die Ehemaligen (re-)konstruieren auf diese Weise eine gemeinsame Vergangenheit, eine gemeinsame Geschichte. Diese *eine* Geschichte schafft die Voraussetzung für das Zugehörigkeitsgefühl. Die Kommunikation über die *Wir-Zeit* hat vor allem zwei zentrale Funktionen: die des Rekonstruierens und Verlebendigens von Vergangenheit und gleichzeitig die des Bewahrens der Vergangenheit, d.h. der Verankerung der *Wir-Zeit* im Gedächtnis – beides wichtige Voraussetzungen erfolgreicher Biografisierungsprozesse. Zum anderen wird aber auch die Zeit aktualisiert, die *zwischen* dem Damals und dem Heute liegt. Diese Zeit, die *Ich-Zeit* (des Einzelnen), umfasst die Schicksale und Lebensverläufe der einzelnen Ehemaligen und ist den anderen in der Regel unbekannt. Mit Hilfe der Aktualisierung bemühen sich die Ehemaligen, die Wissenslücken zwischen Schulbesuch und Wieder-Begegnung zu schließen, sich (neu) kennen zu lernen. Die *Ich-Zeit* des anderen, der jeweils individuelle Lebensweg, soll transparent werden. Damit einher geht aber auch eine wechselseitige Aktualisierung von Positionen, Sichtweisen, Selbstbeschreibungen etc. Mittel der Aktualisierung sind Erzählungen, Briefe, vor allem aber Fotografien (von den eigenen Kindern, den Enkeln, vom Haus

etc.). Durch den Austausch der Ich-Zeiten *erweitert sich das Gruppengedächtnis*⁴, das bis zum Klassentreffen in der Regel nur Informationen aus der Wir-Zeit beinhaltet.

Eine besondere Form der Aktualisierung ist die *Verlebendigung*. Die Verlebendigung als intensivste Form der Aktualisierung bleibt nicht bei der sprachlichen Vermittlung des Vergangenen stehen, sondern erfasst die Ehemaligen in ihrer ganzen Wahrnehmung – bis hin zur sinnlichen Verlebendigung des damaligen Klassenzimmergeruchs. Heidi: „Das *schafft* glaub ich diese Verbindung. Genau zu wissen und zu fühlen, um Formen und Farben, um *Stimmungen*. So. Die es da gegeben hat.“ Zur Verlebendigung trägt auch der gruppenspezifische Humor (und die gemeinsame Mundart, die an diesem Abend gesprochen wird) bei: „Du setzt diesen Begriff aus der Zeit *damals* heute ein und benutzt den heute und du lachst dich einfach schlapp. Kein anderer kann das nachvollziehen“. Das Material der Verlebendigung sind Erinnerungen. Maurice Halbwachs geht davon aus, dass gemeinsame Erinnerungen eine bedeutende Rolle dabei spielen, Menschen in einer Gruppe zusammenzuhalten, sie sind das wichtigste Mittel zur „Kohäsion“ (vgl. A. Assmann 1999: 131). Halbwachs (1985: 2) führt aus, dass die Gruppe Gemeinsamkeiten entwickelt, „sobald (sie; d.V.) gemeinsam verschiedene Umstände haben lebendig werden lassen“. Die Erinnerungen, beispielsweise an ein bestimmtes Ereignis aus der Schulzeit, dürfen dabei individuell gefärbt sein, müssen „nicht dieselben“ sein. Oder anders formuliert, Unterschiede in den Erinnerungen sind geradezu notwendig, da sie sich nur so gegenseitig wachrufen können (vgl. ebd.: 86). Eine geglückte Verlebendigung kann die vergangene Gemeinschaft, mit all den dazugehörigen Gefühlen, wieder lebendig werden lassen. Sie vermag die Kluft zwischen Gestern und Heute symbolisch zu schließen. Es entsteht *eine* gemeinsame Geschichte. Die Verlebendigung⁵ bezeichne ich als eine Form des *ritualisierten Sich-Erinnerns*. Die Verlebendigung ist ein Ritual, das an Vergangenes anknüpft, ein „praktisches Instrument zum Erhalt des Vergangenen“ (Giddens 1996: 125) mit dem Ziel, Nähe herzustellen, allgemein, eine Gemeinschaft zu bilden. Die Identifikation des Einzelnen mit der Gruppe bedarf des „rituellen Moment(s)“ (Bergesen 1998: 50), in dem ein gemeinsames Gruppengefühl dominiert. Dieses rituelle Moment ist die Verlebendigung, die in eine längst vergangene Zeit zurückführen kann, bis hin zur sinnlichen Verlebendigung des Klassenzimmergeruchs. *Eine* „kollektive Empfindung“ (ebd. 49) entsteht.

4 Das Gruppengedächtnis *ist* sowohl die mit den anderen geteilte Erinnerung an die Schulzeit (gemeinsame Vergangenheit), als auch das, was über die Zeit zwischen Schulende und Klassentreffen (Ich-Zeiten) aufgenommen wird – und als neuer Teil Eingang in den Gedächtniskanon der Gruppe findet. Das Gedächtnis gibt der Gruppe, vor dem Hintergrund zeitgeschichtlicher Erfahrungen und Lebensbedingungen, ihrer Erinnerungen, Eigenarten und Denkweisen, ihr einzigartiges Profil.

5 Mit Hilfe der rituellen Verlebendigung können selbst dort Gemeinschaften verlebendigt werden, die in der Vergangenheit nicht existent waren oder von den Befragten damals nicht als Gemeinschaften erlebt wurden. Frau Bach beschreibt: „Ich habe gedacht: ‚Was soll ich da noch, ich hatte ja mit denen nie was zu tun oder wenig mit Wenigen‘“. Obwohl sie mit „denen“ „nie“ was zu tun hatte und Erinnerungen an eine (positive) Klassengemeinschaft fehlen, erlebt sie das Klassentreffen rückblickend als ein „beglücktes Zusammensein“. Im gemeinsamen Verlebendigen werden intensive und positive Gefühle wach; ein positives Gemeinschaftsgefühl entsteht, das sich auch auf die *vergangene* Schulzeit ausdehnt: „und wir waren noch mal in der Schule, und waren aber auch gleichzeitig hier“. Die Erinnerungen werden aus dem Heute heraus neu „geladen“ und überschrieben – und schaffen damit eine neue (autobiografische) Wahrheit.

Ähnlichkeiten: Ein weiteres Kriterium, das die Qualität eines Biografisierungsrahmens bestimmt, sind die Ähnlichkeiten. Ähnlichkeiten verbinden, schaffen Gleichheit zwischen den Ehemaligen und geben der Gruppe das Gefühl der Einmaligkeit – Ähnlichkeiten *harmonisieren*. Eine gelungene Harmonisierung erinnert an eine Art Verwandtschaft, an eine fraglose und zeitunabhängige Bindung, die eine gemeinsame Basis der selbstverständlichen Übereinstimmung schafft. Über die Ähnlichkeiten⁶ thematisieren sich die Ehemaligen als eine Einheit – sie sind ein Mittel zur Vergemeinschaftung. Ähnlichkeiten werden in allen zentralen Lebensbereichen gesucht, beispielsweise in der beruflichen Entwicklung, in gemeinsamen (und damit ähnlichen) Erfahrungen und Problemen etc. Biggi betont Situationen, die auch ihre Mitschüler kennen: „da spricht man mit Leuten, die das gleiche Problem haben, und das ist einfach schön. Das ist einfach gut. Zu wissen, dass da Leute sind, die genauso denken.“ Ähnlichkeiten können sich erweitern: auf einen allen Ehemaligen gemeinsamen Zeit- und Erfahrungsrahmen hin – auf das gemeinsame Erleben der Zugehörigkeit zu einer Generation. Den Generationen-Horizont bilden gemeinsame Erfahrungen und Probleme, einheitliche und zu übertragende Gefühle, Denk- und Verhaltensweisen. Ein Ergebnis, das an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden kann (siehe dazu ausführlich Maschke 2004).

Nähe und Distanz leiten sich aus der Aktualisierung und der Suche nach Ähnlichkeiten ab und bezeichnen zwei Pole, die beschreiben, wie die Ehemaligen das *Wir* erleben. Geht der Einzelne z.B. in der Gemeinschaft auf (als größtmögliche Nähe), oder hält er Distanz zu den anderen? Steht der Einzelne innerhalb oder außerhalb der Gruppe?

Auf der Grundlage der Analysen der genannten Gemeinschafts-Kriterien Aktualisierung, Ähnlichkeiten und Nähe und Distanz ergeben sich unterschiedliche Rahmungen bzw. unterschiedliche Wir-Qualitäten. Im Folgenden möchte ich aufzeigen, wie sich Biografisierung (auf der Basis der weiter oben aufgeführten Biografisierungsmodi) innerhalb der jeweiligen Rahmung – in der offenen, teil-offenen und geschlossenen Wir-Gemeinschaft – abspielt. Zur besseren Veranschaulichung werde ich vor allem die polarisierenden Klassentreffen-Typen, den geschlossenen und den offenen Rahmen gegenüberstellen.

Der offene Biografisierungsrahmen

Frau Bach berichtet, dass die ehemaligen Schüler und Schülerinnen verabredet hatten, sich im Anschluss an die Abiturfeier, zu der sie als Ehemalige des Gymnasiums von der Schulleitung eingeladen waren, noch im Hotel zu treffen. Dort wollten sie auch übernachten. Es kam aber anders: Ein ehemaliger Mitschüler lud gemeinsam mit seiner Frau zu sich nach Hause ein, „das ganze Haus [war] in ein Festhaus verwandelt [...] alle Räume geschmückt“ und ein Büffet vorbereitet. Bis auf einen Eingeweihten wussten die Ehemaligen davon nichts. Am zweiten Tag des Treffens besuchte die Gruppe vormittags eine Foto-Ausstellung und am Nachmittag gab es mit dem stell-

6 Obwohl das Gedächtnis geradezu nach Ähnlichkeiten sucht und Veränderungen ausblendet (vgl. A. Assmann 1999: 131) werden in manchen Fällen auch Unterschiede betont. Anne: „aber ist halt ‘ne total andere Welt, die haben andere Probleme, andere Dinge, die für sie wichtig sind“, oder Raimund: „wir haben uns angeguckt und wussten, es geht irgendwie nicht. Ich kann das auch nicht. Es sind trotzdem Welten dazwischen.“

vertretenden Direktor eine Führung durch die ehemalige Schule. Nach der Schulführung luden wiederum der Klassenkamerad und seine Frau zu sich nach Hause ein, diesmal in den Garten. Die Frau hatte „Kuchen gebacken, ihren ganzen Garten umfunktioniert und gesagt: ‚wir trinken alle bei uns Kaffee‘“. Ein Teil der Mitschüler schaute im Wohnzimmer Fußball. Zum Abschluss trafen sich alle im Hotel zum Abendessen. Einzelne ehemalige Mitschüler gestalteten das Abendprogramm: Mit einem Spezialprojektor wurden Bilder in schwarz-weiß aus der Schulzeit gezeigt.

Frau Bach erlebt gemeinsam mit ihren Mitschülern, wie alte Gefühle, Stimmungen und Eindrücke wieder lebendig werden (Verlebendigung): „die *Assoziation*, die *sofort*, wir waren *sofort* wieder in der Schulstunde. Das ist etwas unverlierbar Schönes, also das hat mich zum Beispiel sehr beglückt, dass das *möglich* ist, dass man nach so *vielen* Jahren wirklich bis zum Geruch eigentlich wieder präsent in der Schule [...] und das fand ich einfach, dass das, ja das war so ein ganz beglücktes Zusammensein,

Biggi: „Und dann diese Fete, da spricht man mit Leuten, die das gleiche Problem haben und das ist einfach schön. Das ist einfach gut. Zu wissen, dass da Leute sind, die genauso denken und die einen wirklich so akzeptieren wie man ist mit allen Macken. Also das hat mir schon Halt gegeben.“

die Welt war mal draußen, und wir waren noch mal in der Schule, und waren aber auch gleichzeitig hier, und wir gingen alle in ein Morgen“. Aktualisierung der alten Zeiten bedeutet in manchen Fällen auch die Aktualisierung von (früherer) Schuld. Offen wird in der Gruppe der Ehemali-

gen von Frau Bach das früher tabuisierte Thema Flüchtlingskinder besprochen: „und uns natürlich lange unterhalten haben, *wieso* haben wir die beiden Flüchtlingskinder nicht in ihrem Schicksal wahrgenommen.“ Neben der Aktualisierung der vergangenen Schulzeit (Wir-Zeit) wird auch die Zeit, die zwischen dem Damals und dem Heute (Ich-Zeit) liegt, aktualisiert: „... natürlich auch wenn man dann so zwei Tage zusammen ist, dass man merkt, der eine hat seine Frau durch Krebs verloren, oder der andere hat ein Kind verloren, [...] und das finde ich gut, das dann auch darüber gesprochen werden kann, [...] und so ohne jede Verlegenheit oder ohne jedes Hervortun, sondern so ist das und, wenn Du mich trösten willst, kannst mich auch ruhig mal trösten. Und das finde ich gut, es muss dann nicht weggesteckt werden.“ Das Klassentreffen ist durch einen weiten Aktualisierungsrahmen gekennzeichnet: vertrauensvolle Gespräche und Momente der Verlebendigung zielen auf ein intensives Aktualisieren bzw. Kennenlernen ab, Ich-Zeit und Wir-Zeit gehen eine enge Verbindung ein.

Gemeinschaftsharmonisierende Ähnlichkeiten werden betont, bis hin zur Generationszugehörigkeit: „wer damals Abitur gemacht hat, ist andere Wege gegangen. Und das prägt natürlich.“ „Damals“ Abitur gemacht zu haben prägt auf eine besondere, unverwechselbare Weise, die die früheren von heutigen (Schüler-)Generationen unterscheidet. Das „Besondere“ ihrer Generation zeigt sich z.B. in einer „andere[n] Fantasie“, die sich einen Weg zum anderen Geschlecht suchen musste: „es zeigt die *Scheu*, es zeigt so die ganze Scheu, wie eine Generation *miteinander* umging.“ Vor dem besonderen zeitgeschichtlichen Hintergrund gibt es den typischen Lebensweg einer Generation, ist man „andere Wege gegangen“ (als heute). Den generationalen Bindungshintergrund bilden die besonderen Zeitumstände und Ereignisse, die bis in den Lebensraum Schule hineinreichen. Deutlich wird auch eine große Nähe zu den

ehemaligen Mitschülern, ein „ganz beglücktes Zusammensein“, in dem sich die Grenzen zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft aufheben.

Bei Frau Bach hatte es vor der ersten Begegnung kein Wir-Gefühl gegeben. Erst 25 Jahre nach dem Abitur entdeckt sie Gemeinsamkeiten und entwickelt ein positives Wir (vom *die* zum *wir*): „da gehörst Du hin“. Beim zweiten Treffen (insgesamt 40 Jahre nach dem Abitur) sind die Beziehungsfäden bereits gesponnen, Frau Bach kann einen gemeinsamen Faden wieder aufnehmen: „... an einem gemeinsamen Punkt

Maria fragt danach: „Wie habe ich abgeschlossen, was für Chancen hatte ich dann, also dat war sowieso ‘n sehr großes Thema: Wo bin ich beruflich hingegangen, und was hat geklappt und was nicht.“ Im Spiegel der anderen fühlt sie sich betätigt: „so ‘ne kleine Bestätigung“ und auch ihre beruflich noch nicht gefestigte Situation scheint im Vergleich „normal“, betrifft eine ganze Generation: „Also dat war schon ‘ne ganz gute Sache, so zu sehen: ja eigentlich geht ‘s der ganzen Generation so, ja.“

anknüpfen können, den unter Umständen auffrischen [...] hier war das *einfach* so, obwohl 15 Jahre dazwischen lagen, *weitermachen*, wo wir [...] *da* weitermachen wo wir vor 15 Jahren die Gespräche abgebrochen haben.“

Der Einzelne erhält in dieser offenen Rahmung die Chance für eine *weit reichende Biografisierungen*. Auf ihrer Suche nach Selbstgewissheiten, darüber, wer man früher „wirklich“ war, erfährt Frau Bach Neues über sich, kann neue Selbstgewissheiten finden: „Früher“ dachte Frau Bach „so hässlich kann doch niemand sein, dass die nie was von Dir wissen wollten. [...] Sie [die Jungen aus ihrer Klasse] haben sich ja nur für andere Mädchen interessiert. Unter ‘m Gymnasium lag [...] eine Mädchenschule [...] und jedenfalls hingen sie da immer über ‘m Geländer. [...] also das erotische Moment im positiven Sinne, was einfach normal ist in der Entwicklungsstufe [...] das ist weggefallen.“ Frau Bach kommt zu der überraschenden Erkenntnis, dass sie von

den Jungen ihrer Klasse als eine der ihren, als Mitschülerin, angesehen und akzeptiert wurde – und dass deshalb die erotische Komponente keine Rolle spielen durfte: da „habe ich erst *kapiert*, dass das Achtung vor mir war.“ Eine neue Selbstgewissheit entsteht als Folge einer Neudeutung

Heidi, 43 Jahre, geschieden und allein lebend, eine erwachsene Tochter, hat gerade ihr Studium der Sozialpädagogik abgeschlossen. („Erinnern bringt Erlösen“) Befreit oder wiederbelebt werden Anteile ihrer Kindheit, die sie „vergessen“ hatte: „... und die zeigen mir auch was, diese Bewusstheit zu haben, was sie mir zeigen, so nämlich, dass es von mir Wurzeln gibt, die durchaus wunderschön sind. Und dass es auch durchaus ‘ne wertvolle Zeit war, also wo Kindheit nicht nur immer *düster* sein muss [...]“ und „Da lebte plötzlich n ‘en Stück in mir wieder, was sonst nie gelebt hat. Das hat geschlummert irgendwo in so ‘nem Eckchen. Und das ist da so richtig wach geworden. Hat sich so geregelt und gestreckt so in mir [...]. Super, jetzt bin ich wieder da. So war das. Da ist wirklich was geweckt worden. Wie so ‘ne Blüte, die aufgegangen ist.“

und Umschreibung von Vergangenem. Darüber hinaus findet sich im Zuge dieses Klassentreffens die Chance zur *Befreiung*, der anspruchsvollste und weitestreichende Biografisierungsschritt, der von alten Selbstbildern, Selbstverständlichkeiten und aus Abhängigkeiten befreit. Befreiung wird in einzelnen, emotional intensiven Momenten

erlebt, die plötzlich aufscheinen können. Frau Bach drückt ihre Befreiung in dem Satz aus: „Und da habe ich mein Selbstwertgefühl nach 25 Jahren erst gekriegt“. Spürbar wird die Last, die sie nach zweieinhalb Jahrzehnten endlich abwerfen kann. Das Klassentreffen markiert in diesem Fall den Zeitpunkt des Beginns eines neuen Gefühls und Selbstbewusstseins auf zwei miteinander verknüpften Ebenen: Frau Bach erfährt Zugehörigkeit und Zuneigung durch die anderen und erlebt dadurch ein neues „Selbstwertgefühl“ als Frau. Darüber hinaus entwickelt Frau Bach auch neue Perspektiven: „so ‘n Selbstbewusstsein, eben, ich habe *das* auch hingekriegt, und jetzt kann ich mal Dinge tun, ja, die ich gerne möchte. Also noch mal in die Uni gehen oder so ohne Examenszwang“. Eine aktive und intensive Erinnerungsarbeit, die bewusst die Konfrontation mit der Vergangenheit sucht, um daraus neue Perspektiven für die Zukunft entwickeln zu können. Neu entdeckte und erarbeitete Selbstanteile werden in das Lebenskonzept integriert.

Der geschlossene Biografisierungsrahmen

Das Klassentreffen, das durch einen geschlossenen Biografisierungsrahmen charakterisiert ist, bildet in vielen Aspekten einen Gegensatz zur vorher beschriebenen offenen Rahmung.

Das Treffen fand im März an einem Samstagabend, ab 18 Uhr, statt. Ort des Klassentreffens war ein großes Restaurant mit mehreren Gesellschaftsräumen und Kegelbahnen im Haus, eine bekannte Adresse vor Ort. Herr Berg, der Initiator des Treffens, dem besonderen Anlass entsprechend mit dunklem Anzug und Krawatte gekleidet, wirkte aufgeregt und angespannt. Ruhelos hin- und hergehend, besprach er noch letzte Details mit dem Servicepersonal, legte Namensschildchen bereit etc. Seine Gäste erwartete er im Foyer. Händeschüttelnd, die männlichen ehemaligen Klassenkameraden auch schulterklopfend, begrüßte er die Ankommenden. Auch untereinander begrüßten sich die ehemaligen Schüler und Schülerinnen zumeist sehr herzlich, einige fielen sich gar in die Arme. Als alle beisammen waren, Nachzügler gab es nur wenige, ging es gemeinsam in das Restaurant. Der Ablauf wurde überraschend (weil unangemeldet) durch den Besuch der Lokalpresse unterbrochen, die die Anwesenden zum Gruppenfoto aufforderte. Alle Ehemaligen sollten sich im Nebenraum für das Gruppenfoto arrangieren – eine Aktion, die für heitere Aufregung sorgte: „Die Kleinsten nach vorne“ oder „die Ältesten nach hinten“, es wurde gescherzt und gelacht. Etwas später fanden sich die Ehemaligen in kleinen Gruppen wieder, stehend unterhielten sie sich noch im Foyer und Restaurant. Im Restaurant selbst bildeten sich im Laufe der Zeit „bunte Reihen“, streng getrennt nach weiblichen und männlichen Ehemaligen. Herr Berg bemühte sich, diese starren Reihen aufzulösen, fühlt sich aber auch überfordert: „... Ich hatte das ja normal einfach anreißen müssen, ich merkte links die Herren, rechts die Damen [...]“.

Angeknüpft wird an die Vergangenheit. Herr Mallen, ein ehemaliger Klassenkamerad von Herrn Berg, erzählt: „und ich habe ihr das auch gesagt, [...] ich sagte: ‚Du weißt das bis heute noch nicht, aber ich will Dir das mal sagen, ich habe also damals eine unwahrscheinliche Ausstrahlung empfunden, [...] und Du zogst mich immer wieder in den Bann, und irgendwie war Deine Gegenwart etwas ganz Besonderes für mich.‘“ Aktualisiert wird eine alte Liebe. Herr Mallen gesteht seiner ehemaligen Mitschülerin, dass er sich früher (erotisch) sehr zu ihr hingezogen fühlte. Dieses Geständnis soll „endlich“ die Wahrheit über das Vergangene ans Licht bringen. Er wird

aktiv und setzt einen neuen Impuls, in der Hoffnung, doch noch Bewegung in das Treffen bringen zu können. Vergebens, wie sich zeigt.

Die ehemaligen Mitschüler und Mitschülerinnen haben kaum eine Chance, sich neu kennen zu lernen, da die Lebensgeschichten und aktuellen Einstellungen (auch bezogen auf frühere Schulereignisse) so gut wie gar nicht thematisiert werden. Zugelassen wird nur *eine* Sicht auf die Schulzeit-Vergangenheit, die beim Klassentreffen möglichst vergangenheitsgetreu reproduziert werden soll: „der hat mich geradezu spüren lassen, dass er gar nicht mal so sehr jetzt an einer Auffrischung oder an einer Wiedergeburt gewisser Dinge interessiert sei“ oder „Das war also ‘ne relative Verschlossenheit eher da“. Alte Vorwürfe bleiben bestehen, Herr Berg: „ja, und dann kam das wieder, nur, sie denken ja noch dran. Dass sie nach 50 Jahren *das* mal noch wieder erwähnen.“ (siehe Fußnote 7) Damit sind auch alle (Außenseiter-)Positionen, die die ehemaligen Schüler früher in der Klasse innehatten, heute noch präsent und unveränderlich: „Und diese Hühnerleiter, die wird automatisch wieder zum Tragen gebracht, wenn man sich nach so vielen Jahren wieder begegnet. Und das wird gemessen, wo hat der damals gestanden, wo steht er heute, wo stehe ich heute, wofür habe ich damals und, und, und.“

Die Suche nach Ähnlichkeiten führt weit in die Vergangenheit zurück und schließt an gemeinsame Schulzeit- und Lebenserfahrungen während des Krieges bzw. der Nachkriegszeit an, die „uns alle in eine völlig neue, fremde Welt stellte“, und „das sind alles Dinge, die man heute [...] die winken doch ab“. Herr Mallen thematisiert Generationszugehörigkeit: „Mir hat es eigentlich alleine die Begegnung mit Menschen, die mal sehr eng in einer Schutz- und Trutzgemeinschaft mit mir zusammen waren, irgendwie – zu begegnen – vor langer Zeit, das war für mich erstmal der Hauptgewinn.“ Ein Bündnis, aus dem man nicht einfach aussteigen kann, ausgedrückt im Bild der „Schutz- und Trutzgemeinschaft“, das im Widerspruch zur Wahrnehmung seiner ehemaligen Mitschüler heute steht, die kaum mehr Anbindung bieten, sich ablehnend und verschlossen verhalten.

Neue Selbstgewissheiten oder gar die Möglichkeit der Befreiung aus alten Abhängigkeiten werden im Rahmen dieses Klassentreffens vergeblich gesucht. Herr Berg fühlt sich seit seiner Schulzeit dem Vorwurf seiner Mitschüler ausgesetzt, er habe seinen Beruf⁷ ihnen zu verdanken: „Ja, der eine, der [Name] hat gesagt, ich hätte es ja letztlich auch ihm zu verdanken, dass ich die Karriere gemacht hätte, ja, und dann kam das wieder also er wäre erst vorgeschlagen worden, er hätte aber eben abgelehnt“. Herr Berg ist bemüht, diesen biografischen Auftrag, der auf Wiedergutmachung abzielt, umzusetzen, indem er ein Klassentreffen initiiert. Konfrontiert wird er jedoch mit alten Vorwürfen, der Versuch der Wiedergutmachung scheitert: „nur sie denken ja noch dran. Dass sie nach 50 Jahren das mal noch wieder erwähnen“. Herr

7 „... Der Lehrer hatte [///], der war aufgefordert worden damals vom Amt [Ortsname] [...], geeignete Schüler zum Beruf schicken, zum Verwaltungsberuf. Ich war nicht der Beste, der Beste war der [///], also aus der Schule [Name des Schülers]. Der hatte gerade eine Lehrstelle bekommen als Anstreicher. Der hatte gesagt: ‚Ne, ich hab ‘ne Lehrstelle, interessiert mich net.‘ Zweiter war [///]. Und dann hat er den Zweitbesten, das war [Name des Schülers], beide waren jetzt am Samstag ja auch da, dem gesagt: ‚Hier, ich hab was für Dich.‘ Ne, der hatte gerade durch seine Schwester bei Baustoffgroßhandel [Firmenname] auch ‘ne Lehrstelle. Naja, und dann kam ich, ich bin dahingegangen ohne zu wissen, was das auf sich hatte. Kleine Aufnahmeprüfung, ich hab noch in Erinnerung, man musste ein auswendig gelerntes Lied oder Gedicht aufschreiben. [...] Ja, da hat der mir sofort schon gesagt: ‚Also Dich nehmen wir.‘ Ja, so war die Berufswahl.“

Berg erhält keine Chance, das bereits Vergangene auszugleichen, umzudeuten oder gar zu vergessen. Alles bleibt beim Alten.

Der geschlossene Rahmen verhindert die Umsetzung von Biografisierungswünschen (und biografischen Aufträgen), da kooperationsbereite Partner fehlen. Weitere Treffen sind deshalb unabdingbar und ein Ausdruck des Unerledigten und Zwanghaften, des geschlossenen Wir. Herr Mallen: „... nämlich den Wunsch, dass wir uns spätestens in fünf Jahren wiedertreffen, einfach weil ich das Gefühl hatte, hier ist vieles gar nicht ausgesprochen worden. Hier ist vieles nicht bewegt worden“.

Der teil-offene Biografisierungsrahmen

Den teil-offenen Rahmen⁸ kennzeichnet vor allem, ganz im Gegensatz zu den zwei anderen Rahmungen, die zeitlich gesehen als Gemeinschaften von Dauer angelegt sind (wenn auch aus unterschiedlichen Gründen), das zeitlich Befristete, das Temporäre. Im Vordergrund steht das aktuelle Klassentreffen – und dieses gilt es erfolgreich durchzuführen und abzuschließen.

Im Vordergrund steht die Gegenwart, Peggi: „Da blick ich auch nicht zurück, da blick ich eigentlich immer vorwärts.“ Die Gegenwart bietet den idealen zeitlichen Ausgangspunkt für den Vergleich mit den anderen, wobei aber natürlich auch frühere Investitionen und Zukunftsvorstellungen einbezogen werden. Stellt der Aspekt der Selbstvergewisserung vor allem innere biografische Thematisierungen in den Vordergrund, die eine Erwartung an die anderen richten nach Aufarbeitung, Umschreibung und Anerkennung, schafft die Bilanzierung eine Art *äußere* Gewissheit und Standortbestimmung im sichtbaren, vor allem beruflichen Vergleich – Wie stehe ich heute da? Der einzelne Ehemalige braucht die

Klaus, 25 Jahre, lebt mit seiner Freundin zusammen, Student (im Hauptstudium), Klassentreffen 5 Jahre nach dem Abitur an einer Waldorfschule: „der Blick zurück: was hab ich bisher gemacht und der Blick in die Zukunft: wo kann der Weg weitergehen und so.“

Anne: „Das ist eine andere Welt, man merkt das irgendwie, man hat zwar Spaß gehabt mit denen und auch in der Schule und jetzt auch bei den Treffen und so, aber ist halt 'ne total andere Welt, die haben andere Probleme, andere Dinge, die für sie wichtig sind [...].“

anderen dabei vor allem als Vergleichsgröße. Klaus kommt im Vergleich zu seinen Mitschülern und Mitschülerinnen zu einem positiven Vergleichsabschluss, er hat „ganz gut

abgeschnitten“. Klaus bilanziert in einem umfassenden Rundum-Blick auf die eigene biografische Entwicklung: rückschauend (auf vergangene Leistungen und Investitio-

8 Die Ehemaligen dieses Klassentreffentyps sind zwischen 25 und 39 Jahre alt. Die Klassentreffen, die besucht wurden, folgten in einer Zeit zwischen 5 und 24 Jahren auf den Schulabschluss. In der Analyse zeigt sich, dass die unterschiedlichen Biografisierungsrahmungen sich nicht dadurch bestimmen, wie groß die zeitlichen Abstände zwischen Schulbesuch und (erstem) Treffen und wie alt die Teilnehmer sind. Im offenen Biografisierungsrahmen variiert das Alter der Besucher zwischen 21 und 66 Jahren, der Schulbesuch liegt 1 bis 46 Jahre zurück; im geschlossenen Biografisierungsrahmen sind beide Ehemalige 65 Jahre alt, der Schulabschluss liegt 50 Jahre zurück. Mitbestimmend für die Rahmungen ist vielmehr, ob ein Generationszusammenhang von den Ehemaligen konstruiert wird (unabhängig davon, ob es sich um einen spezifischen zeitgeschichtlichen Bezug (Kriegs- und Nachkriegsgeneration) oder um eine Schülergeneration jüngerer Datums handelt) oder nicht (Näheres dazu siehe Maschke 2004).

nen, „was hast du gemacht in der Zeit“) und zukunftsschauend („wo kann der Weg weitergehen“, beispielsweise nach dem Studium). Klaus erkennt, dass er zum aktuellen Zeitpunkt und im Vergleich „ganz gut abgeschnitten“ hat bzw. ganz zufrieden sein kann mit seinen bisherigen Erfolgen. Betont wird weniger das Ähnliche als vielmehr das Unterschiedliche und Trennende. Ein Vergleich, der in Abgrenzung zu den anderen (die als eine Art Negativ-Folie dienen) die individuellen Konturen betont. Sanne: „und dass mir noch viel bewusster geworden ist, dass ich so nicht leben möchte“. Sie vergewissert sich durch die Begegnung mit den anderen, dass sie anders ist. In der Begegnung findet Sanne, durch die Abgrenzung gegenüber den anderen, zu einer klareren Selbstkonturierung. Über die basalen

Raimund: „Und da sagt er nur: ‚Elton John‘, sag’ ich: ‚Da hab’ ich Dich früher mit gequält, ne?’ Sagt er: ‚Ja.’ Das waren auch früher schon Kämpfe. [...] und das fing eigentlich genauso wieder an. Und dann haben wir so ‘n bisschen erzählt über die Zeit [...].“

Modi der Suche nach Selbstgewissheit und Bilanzierung hinausgehend findet keine (weiterführende) Biografisierung statt. Eine Erweiterung der Ähnlichkeiten auf eine gemeinsame Generation hin, auch dies ein wichtiges Unterscheidungskriterium zu den beiden anderen Rahmungen, findet sich hier nicht.

Eine Aktualisierung der Wir-Zeit beschränkt sich auf „Kleine Geschichten“, die im Laufe der Begegnung aufgewärmt und bestätigt werden. Vereinzelt werden Fragen an die Vergangenheit gestellt, die aber von den anderen nicht aufgegriffen werden. Raimund bekommt z.B. keine Antwort auf seine Frage: „was habe ich überhaupt früher für eine Rolle in der Klasse gehabt?“. Zentral ist der Austausch aktueller Themen und Entwicklungen, die die Kommunikation über den Abend aufrecht halten. Die Kommunikation bleibt dabei eher oberflächlich, Problematisierungen und tiefer gehende Gespräche werden ausgespart. Anne: „... ging ‘s halt erst mal so, wer verheiratet ist, wurden erst mal aufgezählt auch von denen die nicht da waren, die verheiratet waren, dann klar, wer Kinder hatte, da wurden Kinderbildchen gezeigt, dann ja teilweise wurde dann gefragt, was man macht.“ Peggi hat sich teilweise „sehr nett mit vielen Menschen unterhalten“. Geredet wurde „so über sein Leben [...] na das Typische halt“, auch, dass „es nervt“, wenn „du immer wieder fragen musst: „was machst du denn jetzt so oder bist du verheiratet, hast du Kinder?“ [...] „immer dieselbe Frage“ auf die sie „immer wieder dieselbe Antwort“ geben muss.

Das Klassentreffen – eine Einordnung

Auf der Basis der drei Klassentreffen-Typen lassen sich zwei übergeordnete Charakteristika herauslösen, die die Biografisierungsleistungen einer Gemeinschaft in besonders anschaulicher Weise beschreiben können: das *Bewahren und Erweitern*. Den Wunsch, Vergangenes bewahren zu wollen, drückt Frau Grund folgendermaßen aus: „Ja, anschauen und auch vielleicht merken, was so früher gewesen ist. [...] Und da jetzt kommen dann auch so, dass man an früher denkt und man will auch was bewahren, wenn es nur im Gedächtnis ist [...].“

- Das *Bewahren* bezieht sich auf die Vergangenheit, auf die dauerhafte Speicherung einer Geschichte im gemeinsamen Gruppengedächtnis, das das Fundament der

Gemeinschaft bildet. Dieses Bewahren kann unterschiedliche Qualitäten haben: In einem positiven Sinne werden die teils voneinander abweichenden Versionen der Geschichte gemeinschaftlich abgestimmt. Es wird ein Konsens über das zu Bewahrende hergestellt. Die gemeinschaftsbezogene Vergangenheit wird rekonstruiert, aktualisiert und in gemeinschaftlichen Akten verlebendigt. Eine *offene* (innovative) Form des Bewahrens, die auch individuelle Erinnerungen anerkennt und sich damit für Neues öffnet. Dem steht ein *geschlossenes* und festhaltendes Bewahren gegenüber, wie wir es im geschlossenen Biografisierungsrahmen sahen: Das Bewahren als ein statisches Aufrechterhalten alter Sichtweisen und Gemeinschaftsbilder, die Vergangenheit steht hier erst gar nicht zur rekonstruktiven Disposition („Hier ist vieles nicht bewegt worden“).

- Das *Erweitern* beschreibt einen Schritt, der an die *offene Form des Bewahrens* anknüpft und neue Anteile, die individuellen Lebensgeschichten und Deutungen (Ich-Zeiten), in die Gemeinschaft integriert – und damit den Biografisierungsrahmen erweitert. Die gemeinsame Geschichte wird ergänzt und modifiziert – und die Lücke zwischen gestern und heute geschlossen. Ein Erweitern ohne Bewahren ist nicht möglich.

In der Balance von Bewahren und Erweitern, und damit auch in der Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart zu einer neuen Selbst- und Gemeinschaftssicht, werden weit reichende Chancen zur Bearbeitung individueller Biografien gegeben.

Ein zentrales Motiv, das mich durch das Thema Klassentreffen leitete, war die Frage nach den Biografisierungsprozessen, die durch Klassentreffen bzw. die „anderen“ initiiert werden. Zum Abschluss möchte ich kurz darauf eingehen, mit welchen Aufgaben das Klassentreffen im Kontext der viel diskutierten schnelllebigen und unbegrenzt flexiblen „Moderne“ konfrontiert wird – und welche Antworten das Klassentreffen darauf hat.

Klassentreffen als sicherer Ort in der Moderne. Die Moderne ist durch einen rasanten Wandel in vielen Lebensbereichen gekennzeichnet. Vormalige „stabile Traditionen und Milieus“ lösen sich mehr und mehr auf und neue „biographische Wahlmöglichkeiten“, ein „Pluralismus der Lebensgestaltungsmöglichkeiten“ (Baacke et al. 1994: 7, vgl. auch Brüdigam 2002: 185) entsteht. Der Einzelne wird gezwungen, sich selbstständig zu entscheiden, er „puzzelt“ seinen Lebenslauf aus „biographischen Bausteinen“ (ebd.) zusammen. Um Kontinuität und Stabilität herzustellen, bedarf es eines höheren Anteils an *biografischer Arbeit*. Die Reflexion gewinnt für den einzelnen Menschen zunehmend an Bedeutung. In der „mobilen Moderne“ werden, so Aleida Assmann (1999: 302) die Werte „Alter, Dauer und Kontinuität“ nicht länger gestützt. Die „Verwandtschaft zwischen Mensch und Ort“ wird aufgekündigt. Orte werden auswechselbar. „Bodenständigkeit“ (ebd.) und Bindungskraft, damit auch die Erinnerungen an Orte, gehen in der Moderne verloren. Ein dritter gesellschaftskritischer Aspekt der Moderne wird von Alheit formuliert: Das „heimliche Drama der Modernisierung moderner Gesellschaften“ ist die Individualisierung (1996: 36), die letztendlich zur Vereinzelung und Isolierung des Einzelnen führt.

Diese gesellschaftlichen Wandlungsprozesse kollidieren mit dem Bedürfnis des Individuums nach biografischer Kontinuität und Verortung. Kontinuität lässt sich nur durch die Bindung an Gemeinschaften schaffen, die dem Einzelnen Raum für biografische Bearbeitungen geben – wie zum Beispiel die Gemeinschaft der Ehemaligen

beim Klassentreffen. Oder wie Alheit es ausdrückt: „das gestiegene Bedürfnis der isolierten Individuen (verlangt, d.V.) nach neuen Formen der Vergemeinschaftung.“ (1996: 46) Die Suche nach neuer Balance und Ordnung treibt den Einzelnen an. Die Suche zielt auf die „Verwurzelung in einer Gemeinde“ (Sennett 1998: 189), „Bindung und Tiefe“ (ebd.: 190) – auf ein gemeinschaftliches Wir. Mit Hilfe der Betonung (und Konstruktion) von Ähnlichkeiten (dazu zählt auch der Bezug auf die eigene Generation) wird beim Klassentreffen ein gemeinsamer Anfangspunkt in der Vergangenheit geschaffen, von dem aus eine kontinuierliche biografische Entwicklungslinie für den Einzelnen sichtbar wird, die bis in die Gegenwart führt. Gesucht werden Verbindlichkeiten und „Verwandtschaften“, die nicht beliebig sind, die man nicht einfach hinter sich lassen kann, sondern die klar angeben, auf welche Vergangenheitsbezüge und Orte sich der Einzelne in seiner Biografie beziehen kann – wo seine Wurzeln liegen. Klassentreffen stellen einen Bezug zur eigenen Biografie her, bieten einen Raum-Zeit-Bezug, der eine deutliche Verbindungslinie über und durch die gemeinsamen Zeiten und Erfahrungen herstellt.

Gegen das Vergessen. Die Angst vor dem Vergessen ist ein Thema der Gegenwart. Versuche, das Vergessen mit modernen und hochtechnischen Speicher- und Dokumentationstechniken aufzuhalten, sprechen u.a. für diese Angst. „Nur deshalb spricht man so viel vom Gedächtnis, weil es keines mehr gibt.“ (Nora 1990: 11). Pierre Nora (ebd.: 22) problematisiert die Auflösung des sozialen Gedächtnisses. Er beobachtet eine „Psychologisierung“ des Gedächtnisses, eine „Verschiebung“ vom Sozialen zum Individuellen, hin zum Gedächtnis als „Privatangelegenheit“. Die Erinnerung wird zum Zwang („Gedächtniszwang“): „Die Atomisierung eines allgemeinen Gedächtnisses in Privatgedächtnisse gibt dem Gesetz des Erinnerns eine intensive Kraft inneren Zwanges. Sie verpflichtet jeden, sich zu erinnern (...)“ (ebd.). Das Gedächtnis, das nicht mehr sozial gelebt werden kann, überantwortet sich dem Einzelnen. Das Klassentreffen ist in diesem Sinne eine Möglichkeit, *gemeinsam* gegen das Vergessen anzugehen – vom Privat- zum Gruppengedächtnis oder gegen den Gedächtnisschwund. Die Begegnung mit den ehemaligen Mitschülern und Mitschülerinnen stellt Ähnlichkeiten und Verbindungslinien her, teilt Erinnerungen mit den anderen (vor allem im Bewusstsein einer gemeinsamen Generation) und bewahrt so auch davor, *selbst vergessen zu werden*. Ehemalige Schüler und Schülerinnen verlebendigen eine gemeinsame Geschichte, die die Zusammenhänge und (zeitlichen) Ordnungen wieder herstellt und für die Zukunft im Gedächtnis sichert. Für den Einzelnen bildet eine solche Gemeinschaft einen festen biografischen Bezugs- oder Ankerpunkt.

LITERATUR

- Alheit, Peter (1996): Die Modernisierung biographischer Handlungsumwelten und die Transformation gewachsener Wissensbestände: Theoretische Aspekte einer Pädagogenkarriere. In: D. Nittel und W. Marotzki (Hg.): Berufslaufbahn und biographische Lernstrategien. Hohengehren, 36-57.
- Apel, Helmut, Stefani Engler, Barbara Friebertshäuser, Burkhard Fuhs und Jürgen Zinnecker (1995): Kulturanalyse und Ethnographie. Vergleichende Feldforschung im studentischen Raum. In: E. König und P. Zedler (Hg.): Bilanz qualitativer Forschung. Band 2: Methoden. Weinheim, 343-375.
- Assmann, Aleida (1999): Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München.

- Assmann, Aleida (2001): Wie wahr sind Erinnerungen? In: H. Welzer (Hg.): Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung. Hamburg, 103-122.
- Assmann, Jan (1999): Kollektives und kulturelles Gedächtnis. In: U. Borsdorf und H. T. Grüter: Orte der Erinnerung. Denkmal. Gedenkstätte, Museum. Frankfurt a.M. und New York, 13-32.
- Baacke, Dieter, Uwe Sander und Ralf Vollbrecht (1994): Spielräume biographischer Selbstkonstruktion. Vier Lebenslinien Jugendlicher. Opladen.
- Bergesen, Albert (1998): Die rituelle Ordnung. In: A. Belliger und D. J. Krieger (Hg.): Ritualtheorien. Opladen und Wiesbaden, 49-76.
- Brüdigam, Ulf (2002): Bildung in medialen Fan-Gemeinschaften. In: M. Kraul und W. Marotzki (Hg.): Biographische Arbeit. Opladen, 185-210.
- Friebertshäuser, Barbara (2001): Wege zur Ethnographie. Auswertungsstrategien für Feldforschungsdaten. In: A. Panagiotopoulou und C. Rohlf: Lernbiografien im sozialen Kontext, Dokumentation einer Fachtagung in Siegen. Universität Siegen, 117-134.
- Giddens, Anthony (1996): Leben in einer posttraditionalen Gesellschaft. In: U. Beck, A. Giddens und S. Lash: Reflexive Modernisierung. Frankfurt a.M., 113-194.
- Glaser, Barney G. und Anselm L. Strauss (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern u.a.
- Halbwachs, Maurice (1985): Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt a.M.
- Kohli, Martin (1981): Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdthematization. In: J. Matthes, im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (Hg.): Lebenswelt und soziale Probleme. Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen 1980. Frankfurt a.M. und New York, 502-520.
- Marotzki, Winfried (1995): Qualitative Bildungsforschung. In: E. König und P. Zedler (Hg.): Bilanz qualitativer Forschung, Bd. 1: Grundlagen qualitativer Forschung. Weinheim, 99-133.
- Maschke, Sabine (2004): Klassentreffen. Eine empirische Untersuchung über Biografisierungsprozesse. Weinheim und München.
- Nora, Pierre (1990): Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Berlin.
- Sennett, Richard (1998²): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin.
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: M. Kohli und G. Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart, 78-117.
- Vinitzky-Seroussi, Vered (1998): After Pomp and Circumstance. Chicago and London.

Lehrer-Schüler-Beziehungen an Waldorfschulen:

Rekonstruktionen zum Verhältnis von Selbstverständnis der Lehrerschaft,
Lehrer-Schüler-Interaktion im Unterricht und individueller Schulkultur

Gunther Graßhoff und Davina Höblich

Einleitung

Die Diskussion darüber, was denn eine gute Schule heute ausmacht, wird aktuell vor allem unter den Schlagwörtern *Bildungsstandards*, *Leistungstests* etc. geführt. In einem solchen Zugang zu schulischen Bildungsprozessen kommt der Lehrer-Schüler-Beziehung¹ nur eine marginale Bedeutung, entweder als „Verzögerer“ oder als „Katalysator“ eines Lehr-Lernprozesses zu (vgl. Schweer 2000). Die pädagogische Beziehung ist in dieser Perspektive lediglich eine unter vielen Einflussvariablen, die Auswirkungen auf den schulischen Lernprozess der Schüler hat. Im Gegensatz zu dieser Forschungstradition versucht eine rekonstruktiv ausgerichtete Schulforschung die Lehrer-Schüler-Interaktion in ihrer gesamten Komplexität zu erfassen und zu verstehen (vgl. Combe und Helsper 1994, Breidenstein 2003). Forschungsarbeiten, die mit einem qualitativen Ansatz arbeiten, nehmen damit nicht nur schulische Lehr-Lernprozesse in den Blick, sondern darüber hinaus auch die vielschichtigen Sozialisationsfolgen dieser pädagogischen Lehrer-Schüler-Beziehung. Welchen Raum und welche Bedeutung Lehrer in der Lebensgeschichte von Schüler einnehmen können, kann man in den biographisch angelegten Forschungsarbeiten empirisch inzwischen nachweisen (vgl. Nittel 1992, Kramer 2002).

Mit diesem Beitrag sollen Einblicke in einen solchen Zugang der Erforschung der Lehrer-Schüler-Interaktion gegeben werden. Obwohl die Waldorfpädagogik im Bezug auf die pädagogische Beziehung an ganz spezifischen Traditionen festhält, zeigen sich in den von uns erstellten Fallstudien auch allgemeine Strukturmerkmale einer Lehrer-Schüler-Beziehung über den engeren Reformschulkontext hinaus. Chancen und Fallstricke einer Lehrer-Schüler-Beziehung können auf diese Weise aufgedeckt und reflexiv zugänglich gemacht werden.

Zum Stand der Forschung

Das Thema des Forschungsprojektes „Lehrer-Schüler-Beziehungen an Waldorfschulen“² verbindet zwei zunächst unterschiedliche Erkenntnisinteressen miteinander.

1 Aus Gründen der Lesbarkeit wird sich in diesem Aufsatz an dieser Stelle und im Weiteren auf die Nennung der männlichen Form beschränkt.

2 Das Projekt wird von der DFG finanziert und gemeinsam von den Universitäten Halle-Wittenberg und Mainz durchgeführt. Projektleiter sind Prof. Dr. W. Helsper (Halle), PD. Dr. H. Ullrich (Mainz) und HD

Zum einen kann als ein Ausgangspunkt des Projektes das Interesse an einer grundlegenden *empirischen Erforschung von Waldorfschulen* genannt werden. In dem Diskurs über Waldorfschulen gibt es derzeit noch einen großen Überhang von pädagogisch-anthropologischen, bildungstheoretischen oder didaktischen Studien gegenüber einer überschaubaren Anzahl von empirischen Arbeiten. Die Programmatik der menschenkundlichen Pädagogik ist bis ins kleinste Detail ausbuchstabiert, meist jedoch ohne Bezug zu den Ergebnissen einer empirischen Schulforschung. Die Folge dieses „Empiriedefizits“ in der Waldorfschulforschung ist, dass man viel darüber weiß, was an den Schulen eigentlich geschehen sollte, die schulische „Realität“ wird aber, fast wie eine Blackbox, entweder reformpädagogisch verklärt oder einseitig diskreditiert.

In den letzten Jahren gibt es einige Arbeiten, die empirisch die Bildungswirklichkeit von Waldorfschulen erschließen (vgl. Ullrich 2004, 21-23). Den Beginn macht dabei Leber (1981) mit einer Untersuchung über Schulerfolg und Lebenslauf ehemaliger Waldorfschüler unter der Zielsetzung, die „Wirkungen“ von Waldorfschule für den weiteren Lebenslauf der Schüler zu verfolgen. Waldorfschüler, so ein zentrales Ergebnis dieser älteren Studie, bevorzugen in ihrer späteren Berufstätigkeit pädagogisch-soziale, medizinische und künstlerische Arbeitsfelder. In ihrer Freizeitgestaltung zeigen sie mehr Interesse an Lesen, Kunst, Musizieren und handwerklichen Tätigkeiten als die Gesamtbevölkerung.

Die subjektive Sicht von Schülern auf die Lernkultur und das Sozialklima von Waldorfschulen hat Randoll (1999, 2004) im Vergleich zu Oberstufenschülern staatlicher Gymnasien mit Fragebögen erhoben. Die Waldorfschüler urteilen dabei in allen Dimensionen (z.B. Unterrichtsqualität, Soziales Lernen, Lehrer-Schüler-Beziehung) deutlich positiver über ihre Schule als die Vergleichsgruppe. Eine weitere vergleichende Studie von Waldorf- und Staatsschülern hat Zdrasil (2002) mit dem Fokus auf „Gesundheit“ vorgelegt.

Alle drei Studien verbleiben jedoch mit einem überwiegend quantitativen Ansatz auf einer sehr wenig differenzierten Ebene, sind meist lediglich beschreibend und bieten zum Verständnis ihrer Ergebnisse empirisch wenig gehaltvolle Erklärungen an.

Eine erste qualitative Studie hat Barz (1994) unter dem Titel „typische Alltagsorientierungen von Waldorflehrern“ vorgelegt. Mit seinem inhaltsanalytischen Ansatz fasst er zehn Lehrerinterviews zu thematischen Tableaus zusammen. Auch diese Studie verbleibt somit auf einer deskriptiven Ebene und bestätigt vorrangig gängige Vorurteile (wie ja bereits im Titel mit „typische“ Alltagsorientierungen angekündigt) über Einstellungen von Waldorflehrern.

Erste Ergebnisse einer noch nicht abgeschlossenen Studie über Schülerbiographien ehemaliger Waldorfschüler hat Idel (2002, 2004) veröffentlicht. Anhand von dreizehn narrativen Interviews mit zwanzig- bis dreißigjährigen ehemaligen Waldorfschülern interessiert Idel vor allem die lebensgeschichtliche Relevanz von Waldorfschule für die weitere Entwicklungsgeschichte der Schüler. Mit seinen vorgelegten Fällen kann er detailliert sowohl Chancen als auch biographische Risiken einer „Waldorfschülerbiographie“ aufzeigen.

Kunze (2004) arbeitet derzeit an einer Studie zu professionellen Deutungs- und Orientierungsmustern von Waldorfklassenlehrern. Auf der Grundlage narrativer be-

rufsbiographischer Interviews mit Lehrern und Verbalzeugnissen über ihre Schüler bearbeitet sie ihre Fragestellung mit einer Kombination von objektiver Hermeneutik und Narrationsanalyse.

Die empirische Forschung über Waldorfschulen steht mit den skizzierten Studien am Anfang eines „neuen Weges“: Denn es gibt nun mehr Arbeiten, die methodisch auf die langjährigen Erfahrungen und Reflexionen der quantitativen und qualitativen Schulforschung zurückgreifen (Ullrich 2004, Idel 2004, Kunze 2004) und somit auch den festgefahrenen Dialog zwischen der Erziehungswissenschaft und der Waldorfpädagogik neu beleben können.

Als ersten thematischen Zugang zu unserer Fragestellung kann man somit das Interesse an einer empirischen Erforschung der Praxis an Waldorfschulen resümieren. In der Tradition einer hermeneutisch-rekonstruktiven Schulforschung geht es im hier vorgestellten Projekt darum herauszufinden „was in den Klassenzimmern passiert?“ (vgl. Combe und Helsper 1994). Diese Frage soll unabhängig von programmatischen und weltanschaulichen Vorannahmen, die gerade auf dem Gebiet der Waldorfschulen dominant sind, geklärt werden. Das rekonstruktive Vorgehen bietet unserer Ansicht nach, durch den weitgehenden Verzicht auf in das Feld hineingetragene Hypothesen und Vorannahmen, gerade in diesem Forschungsbereich vielfältige neue Erkenntnismöglichkeiten (vgl. Bohnsack 2003, 13-30).

Der zweite thematische Zugang zu diesem Forschungsprojekt erschließt sich über die besondere Form des Lehrer-Schüler-Verhältnisses an Waldorfschulen und tangiert die aktuelle Diskussion zum *Wandel pädagogischer Generationsbeziehungen* (vgl. Kramer, Helsper und Busse 2001, Ecarius 1998).

Der Waldorfklassenlehrer führt seine Klasse im Idealfall von der ersten bis zur achten Klasse und unterrichtet dort alle Fächer mit Ausnahme der Sprachen und der künstlerisch-musischen Fächer. Innerhalb dieser Lehrer-Schüler-Beziehung kommen dem Klassenlehrer über die Aufgabe der reinen Wissensvermittlung hinaus noch umfassende Erziehungs- und Sozialisationsaufgaben zu. Der Klassenlehrer erzieht in einer engen Erziehungsallianz mit den Eltern die Schüler bzw. Kinder mit. Das personale Verhältnis zwischen dem Klassenlehrer und den Schülern wird dabei als ein traditionelles, auf Lehrerautorität und Vorbildfunktion von Erwachsenen zentriertes pädagogisches Generationenverhältnis gefasst. Programmatisch besitzt der Klassenlehrer in der Waldorfschule somit mindestens den Rang eines „biographischen Beraters“ (Nittel 1992); denn er greift in erheblichem Maße auf die Schüler als ganze Personen und darüber hinaus auch auf ihre Familien zu.

Dieses Modell einer eher traditionellen pädagogischen Generationsbeziehung setzt sich explizit ab von modernisierungstheoretischen Positionen, die von veränderten Bedingungen des Verhältnisses zwischen den Generationen ausgehen: Erwachsene treten als Vorbilder und Ratgeber zunehmend in den Hintergrund (vgl. Zinnecker und Silbereisen 1996, Fend 2000), das Verhältnis von „Alt und Jung“ hat sich informalisiert (vgl. Büchner, Fuhs und Krüger 1996, Bois-Reymond 1998) und die Machtbalance zwischen den Generationen hat sich verschoben (vgl. Münchmeier 1997). Jüngere können teilweise sogar besser mit den immer schneller sich überholenden kulturellen Transformationen umgehen und es entsteht so eine Verlagerung von Kompetenzen hin zur jüngeren Generation (vgl. Fromme u.a. 1999, Marotzki 2001). Es ließen sich sicher noch etliche weitere Thesen zu den veränderten pädagogischen Generationsbeziehungen anführen, die ihrerseits jeweils noch einmal genauer differenziert

und auch kritisch beleuchtet werden müssten. Dennoch kann das auf personaler Autorität beruhende Modell der Klassenlehrer-Schüler-Beziehung an Waldorfschulen als Gegenmodell zu sich verändernden Bedingungen des Aufwachsens von Jugendlichen gegenüber Erwachsenen gefasst werden. Aus diesem Grund richtet sich der Fokus der empirischen Erforschung auf die konkrete Ausgestaltung dieser besonderen Lehrer-Schüler-Beziehung: Wie wird dieses besondere pädagogische Verhältnis als spannungsreiches Anerkennungsverhältnis interaktiv hergestellt und subjektiv von den Akteuren gedeutet? Diese Fragen können nur in einem komplexen qualitativen Untersuchungsdesign beantwortet werden, das im Folgenden kurz dargestellt werden soll.

Empirischer Zugang und Auswertung

Die Datenerhebung fand von Januar bis Mai 2003 an drei maximal kontrastierenden deutschen Waldorfschulen statt. Das „theoretical sampling“ (vgl. Glaser und Strauss 1968) hat sich zu Beginn des Projektes vor allem an den Dimensionen wie der regionalen Einbettung, der Traditionsbehaftetheit bzw. Reformorientiertheit der Schule und der Schulgröße orientiert.³ Zum anderen flossen bereits zu diesem Zeitpunkt Ergebnisse erster Interpretationen schulischer Dokumente (Schulprogramme, Jahrbücher u.ä.) bzw. Auswertungen von Expertengesprächen, die Hinweise auf die Spezifik der Schulkultur der Einzelschule geben konnten, in den Auswahlprozess ein.

Schließlich wurden an drei ausgewählten Schulen, einer westdeutschen eher orthodox anthroposophisch orientierten Schule mit reichhaltigen Ressourcen, einer westdeutschen eher weniger anthroposophisch orientierten und (noch) als in Entwicklung begriffene Schule sowie einer ostdeutschen Neugründung, folgende Daten erhoben:

- In einer ersten Phase wurden Unterrichtsbeobachtungen und -aufzeichnungen realisiert. Im ersten Teil wurde der Hauptunterricht des Klassenlehrers eine Woche lang nach dem Prinzip der teilnehmenden Beobachtung (vgl. Lüders 2000) erhoben. Aufgrund der unabhängig voneinander erstellten Protokolle zweier Beobachter wurde dann in der zweiten Woche der Aufzeichnungsfokus stärker auf einzelne Schüler gerichtet, die als potentiell besonders interessante Fälle für die Lehrer-Schüler-Interaktion identifiziert werden konnten. Im zweiten Teil fand eine Videographie mit zwei digitalen Kameras statt, wobei eine stärker den Lehrer fokussierte während die zweite auf die gesamte Klasse und besonders auf die ausgewählten Schüler ausgerichtet war.
- Neben den Beobachtungen der realisierten Lehrer-Schüler-Interaktionen haben wir eine weitere Textsorte einbezogen, um eine kontrastive Auswahl der Schüler zu optimieren. In der Schulpraxis der Waldorfschulen nehmen ausführliche Verbalzeugnisse der Lehrer einen zentralen Stellenwert ein (vgl. Ullrich 1986, 64 ff, Helsper 2002). Diese Zeugnisse beginnen mit einem längeren Text der Klassenlehrer, der die einzelnen Schüler in ihrer Entwicklung charakterisiert.
- In einer zweiten Phase, nach Abschluss der Unterrichtsbeobachtung, wurde zuerst die Schülerperspektive in den Mittelpunkt gestellt. Es wurden narrative Interviews

3 Natürlich war das erste Kriterium zunächst die Bereitschaft der Schulen zur Zusammenarbeit, die nicht bei allen von uns kontaktierten Waldorfschulen gegeben war. Insgesamt kann jedoch die Kooperationsbereitschaft und Offenheit der mit uns kooperierenden Schulen nicht hoch genug geschätzt werden.

mit ausgewählten Schülern durchgeführt, um Aussagen über die je spezifischen Lehrer-Schüler-Beziehungen aus subjektiv-biographischer Perspektive in den Blick zu nehmen. Bei den darauf folgenden Analysen wurde auf die Lehrerperspektive abgestellt. Es wurden narrative Interviews mit den betreffenden Klassenlehrern erhoben, und weiterhin eine Gruppendiskussion (vgl. Loos und Schäffer 1999) mit Klassen- und Fachlehrern, Schülervertretern und sonstigen zentralen Personen der jeweiligen Schulkulturen, z.B. Gründungslehrern über das Klassenlehrerprinzip an Waldorfschulen durchgeführt.

Für insgesamt vier bis fünf ausgewählte Schüler jeder Einzelschule wird auf dieser Datengrundlage ein Fallportrait erstellt, das die Interaktionsstruktur im Unterricht und die subjektiven Deutungen des Lehrers wie des Schülers miteinander in Beziehung setzt. In einem letzten Schritt sollen diese Lehrer-Schüler-Beziehungen dann noch in Zusammenhang mit der schulkulturellen Ausprägung der Einzelschule gebracht werden.

Methodisch stützt sich das Projekt hauptsächlich auf die objektive Hermeneutik (vgl. Oevermann 1983, 2000, Wernet 2000). Die narrativen Interviews werden zusätzlich (zumindest die wichtigsten Eckfälle) mit der narrationsstrukturellen Methode ausgewertet (vgl. Schütze 1983). Die kollektiven Deutungen der schulischen Akteure werden mittels einer Gruppendiskussion erhoben und mit der dokumentarischen Methode (vgl. Bohnsack 1989, 2003), die sich ja zur Auswertung einer solchen Textsorte besonders etabliert hat, ausgewertet.

Der Fall Frau „Weber“ und „Martin“ – Aushandlungen zwischen Exklusivität und Rollenförmigkeit

Im Folgenden wird die Beziehung zwischen der Klassenlehrerin Frau Weber und dem Schüler Martin⁴ an einer der drei vom Projekt untersuchten Schulen vorgestellt. Jene westdeutsche Freie Waldorfschule ist älter als 25 Jahre und befindet sich in räumlicher Nähe zu einer anderen Einrichtung in anthroposophischer Trägerschaft. Die Schule kann aufgrund der Felderfahrungen und erster Rekonstruktionen schulischer Dokumente (vgl. Ullrich 2004) als traditionsstiftend und -verbürgend eingeordnet werden.

Die hier dargestellten Ergebnisse resultieren aus einer Vielzahl von ausgewerteten Materialien. Im Sinne einer ergebnisorientierten Darstellung können hier nicht alle einbezogenen Dokumente des Falls ausführlich behandelt werden. Stattdessen werden die zentralen Elemente der konkreten Lehrer-Schüler-Beziehung, die als eine Strukturvariante möglicher Passungsverhältnisse an der Einzelschule zu verstehen ist, herausgearbeitet und mit Textausschnitten der ausgewerteten Materialien illustriert.

Die sich im vorliegenden Fall dokumentierende Beziehung kann als eine „positive“ bezeichnet werden, insofern dem Schüler Martin Spielräume zur Bewältigung und Kompensation seiner familial aufgeschichteten Strukturproblematik von Seiten der Lehrerin geboten werden. Die Lehrer-Schüler-Beziehung wird hier zu einem Raum, innerhalb dessen Identitätsentwürfe gewagt und ein spielerischer Umgang mit Grenzen erprobt werden kann. Allerdings lassen sich auch Spannungsfelder und Aushand-

4 Die Namen, sowie alle Angaben, die Rückschlüsse auf die Personen zulassen, wurden aus Datenschutzgründen maskiert.

lungsprozesse lokalisieren, mithilfe derer die wechselseitige Anerkennung immer wieder hergestellt und Grenzen der Beziehung austariert werden müssen. Im Fall von Frau Weber und Martin zeigen sich Schnittstellen im schulischen Alltag, an denen Lehrpersonen sich als signifikante Andere anbieten und von den Schülern als solche angenommen werden können. Die vorgestellte Beziehung zeigt auch die Möglichkeiten einer schulischen Bearbeitung familialer Defizite, die in die Schule transferiert werden, auf.⁵

Die Auswahl Martins erfolgte – wie eingangs dargestellt – aufgrund der Beobachtungen und Aufzeichnungen in der Feldphase sowie der Rekonstruktion seines Zeugnisses vom Ende der siebten Klasse. Martin geriet dadurch in den Fokus, dass er sich häufig anbot, kleine Botengänge für die Lehrerin zu übernehmen. Während des Unterrichts fiel er vor allem dadurch auf, dass er häufig nur halblaut mit der Lehrerin kommunizierte und so in einen fast privaten Dialog mit ihr eintrat, der für den Rest der Klasse häufig akustisch nicht nachvollziehbar war. Zudem gehörte er zu denjenigen Schülern, die ihre Gedanken zum Unterrichtsgeschehen, ohne sich vorher zu melden und aufgerufen zu werden, direkt zum Ausdruck brachten. Dafür wurde er relativ selten von der Lehrerin sanktioniert. Das Zeugnis und auch die Interviews mit Martin und der Lehrerin gaben Grund zur Hypothese, dass hier eine positiv gelagerte Lehrer-Schüler-Beziehung vermutet werden konnte. So sprach Frau Weber in zahlreichen nicht aufgezeichneten Gesprächen, die in Gedächtnisprotokollen festgehalten wurden, wertschätzend über Martin. Auch bezogen sich beide in den Interviews sehr positiv aufeinander. So äußerte Martin beispielsweise – auf die Notwendigkeit des Abschieds von der Lehrerin nach der achten Klasse angesprochen – sein Bedauern, sie nicht noch länger als Klassenlehrerin zu haben.

In der sequenzanalytischen Rekonstruktion des Interviewbeginns mit Martin lassen sich zentrale familiäre Problemfelder und Defizite markieren, die möglicherweise in die Schule transferiert und dort bearbeitet werden (können). Martins diskontinuierliche Biographie ist schon vor seinem Schuleintritt geprägt von Umzügen, der Trennung seiner Eltern und der Erfahrung, kein Kind wie alle anderen zu sein:

Martin: gut (lang)⁶, emm. isch bin am (lang), neuntn juni neunzehn-hundertachtundachtzich geborn, [e-hm] ömm, als honrath, als geborener honrath. öhm, in (lang) thüringen, mühlhausen [...] und (lang).. dann bin ich.. xx, wie lang warn des (? , leise) (4) ich glaub mit, vierfünf oder sechs jahr, bin ich nach chamburg gezoghn, und (lang). dann (lang) innen kindergartn gegangen wie alle andern kinder (schmunzelnd) und.. dann sind wir mit (lang)... sechs sechs bin ich ja, sechs sind wir ma nach mannheim, und dann (lang) war mein

5 Biographische Studien weisen darauf hin, dass v. a. Schüler aus unvollständigen oder problembelasteten Familien familial enttäuschte Erwartungen und Wünsche auf schulische Bezugspersonen richten, Lehrer damit zu signifikanten Anderen werden (können) (vgl. Nittel 1992, 411 ff u. 420 ff, Combe und Helsper 1994, 77 ff).

6 Die Transkription des Interviews orientiert sich an der wortwörtlichen Redeweise. Rezeptionssignale der Interviewerin werden in eckige Klammern gesetzt, Pausen werden durch Punkte gekennzeichnet (. = 1 Sek.), Betonungen unterstrichen. Bei besonderer Intonation werden die entsprechenden Wörter nicht kursiv gesetzt und die Art der Betonung in der anschließenden Klammer vermerkt.

7 Hieran schließt sich eine kurze Interaktion mit der Interviewerin an, innerhalb derer Martin ihr die geographische Lage seines Geburtsortes erklärt. Die Wiedergabe wird aus Platzgründen ausgespart.

vater halt. also mein damaliger. (atmet ein) der. der is dann (lang) also öfters auch weggewsn und so hat auch meiner mutter nich gesagt wo der (atmet ein). also wo er hingegangn is. und (lang). is dann irgendwo bei-einer andern freundin gewesn sozusagn (Interview Martin, Zeile 48-51, 61-69)

Der Fall Martin ist gekennzeichnet durch die Problematiken auf der elterlichen Paarebene die zu einer späteren Trennung der Eltern⁸ führen. Der altersunangemessene Grad der Informiertheit (Martin ist zu diesem Zeitpunkt sechs Jahre alt) über die Konflikte auf der Ebene seiner Eltern und seine einseitige Schilderung aus Sicht der Mutter lassen darauf schließen, dass Martin in die elterlichen Konflikte involviert und verstärkt zum Tröster und Gesprächspartner der Mutter wurde. Damit erfährt Martin eine familiäre Funktionalisierung und latente Parentifizierung.⁹ Innerhalb dieser Dynamik werden individuelle und autonome Anteile des Selbst („bin ich nach chamburg gezogen“) zugunsten einer Orientierung auf die Mutter-Sohn-Gemeinschaft zurückgedrängt („dann sind wir ma“). Die Generationsbeziehung zu seiner Mutter erfährt tendenziell eine Aufhebung. Eine verantwortungsentlastete experimentelle Entfaltung von Individualität und Autonomie wird Martin dadurch erschwert. Es kommt zu einem Wandel der familialen Struktur und der Identität Martins, die über die Änderung des Familiennamens¹⁰ und Formulierungen wie „neuer“ und „alter“ Vater nach außen markiert wird. Vor dem Hintergrund mehrerer Umzüge und familialer Umbrüche erscheint die Biographie primär bestimmt von Diskontinuität und Wandel. Martin erscheint einerseits mit der Inklusion in die pädagogische Institution des Kindergartens als Kind „wie alle anderen“ und andererseits in der Freisetzung aus Beziehungen zu signifikanten Anderen (Vater) als ein vereinzelter Besonderer. Dabei finden die dominanten und damit auch identitätsrelevanten Erfahrungen zunächst außerhalb von Schule statt. Riskant lässt sich schlussfolgern, dass der Waldorfschule und der Vergemeinschaftung in der Klasse eine stabilisierende Funktion zukommen könnte. Der Diskontinuität des außerschulischen Lebens könnte der Kontinuität in der Schule entgegengesetzt werden.

Martin trifft innerhalb der Schule mit Frau Weber auf eine Klassenlehrerin, deren Zugang zum Beruf lebensgeschichtlich stark aufgeladen ist und von ihr selbst als stringent und gradlinig dargestellt wird. Frau Weber entstammt einer Bauernfamilie und erlangt als einziges von vier Kindern die Empfehlung zum Besuch des Gymnasiums. Im Alter von zwölf Jahren ereignet sich mit dem Tod des Vaters nach einer schweren Krankheit der Verlust eines signifikanten Angehörigen. Genau in jenes Lebensalter verortet sie den Wunsch Lehrerin zu werden. Nach erfolgreichem Ab-

8 Dies wird an späterer Stelle des Interviews von Martin dargestellt.

9 Die Übernahme oder Zuweisung der Elternrolle an Kinder wird in der Familientherapie als „Parentifikation“ oder auch „Parentifizierung“ (von lat. parentes = Eltern) bezeichnet (vgl. Simon, Clement und Stierlin 1999, 251). Diese geht mit einem Verlust der Kindlichkeit einher, die in der Fachliteratur auch als „Orphanisierung“ (von engl. orphan = Waise), als „Verwaisung“ bezeichnet wird (vgl. Fischer und Riedesser 1998, 266).

10 Nach Bourdieu 1990 erfolgt über Eigennamen eine Verortung in diachroner (zeitlicher) und synchroner (sozialer, örtlicher) Konstanz. Der Eigename dient als „Fixpunkt in einer Welt der Bewegung“ und der Einrichtung einer konstanten haltbaren Identität, die die Identität des biologischen Individuums in allen möglichen Feldern garantiert wo es als Handelnder eingreift, also in allen möglichen Lebensgeschichten (Bourdieu 1990, 77 ff). Hiermit seien die weitreichenden Folgen einer Namensänderung nur angedeutet, die in einem Verlust von diachroner und synchroner Konstanz bestehen können.

schluss des Gymnasiums studiert sie sehr zielstrebig innerhalb der Mindestregelstudienzeit Lehramt für Grund- und Hauptschule. Nach dem Referendariat erhält sie nach einigen Schwierigkeiten mit der Anerkennung ihres Abschlusses schließlich eine volle Stelle an einer Grundschule, kurz darauf erfolgt die Verbeamtung. Wenig später lässt sie sich für eine längere Zeit beurlauben, um sich ihren drei Kindern widmen zu können. Über die eigenen Kinder, ihren Hausarzt und eine Stillgruppe kommt sie in Kontakt mit der Waldorfpädagogik. Gemeinsam mit ihrem Mann entscheidet sie sich, ihre Kinder auf die Waldorfschule zu schicken. Aufgrund ihres Interesses und Engagements für die Waldorfschule, die ihre Kinder besuchen, beginnt sie kurz vor Ablauf der Beurlaubungszeit als Beamtin (zwölf Jahre) die zweijährige Ausbildung zur Klassenlehrerin an einem Waldorfseminar in einer nahe gelegenen Großstadt. Im Anschluss daran bewirbt sie sich auf eine Stelle an der Schule ihrer Kinder, erhält jedoch eine Absage. Dies erlebt sie als tiefe Kränkung und beginnt eine Vertretung an einer weiter entfernten Waldorfschule: „... das hat mich sehr gekränkt auf der einen seite, da sind auch ein paar tränen geflossn. denn ich dachte, es ist ja nicht zu fassn, jetzt geht man in der schule auf. m-m (leise) hat vor seinen beamtntum hinzugebm, macht extra ne ausbildung, die man dann auch noch selbst bezahlt, ...“ (Interview Frau Weber Zeile 287-290) Zwei Jahre später erhält sie jedoch den „Ruf“ an die Schule ihrer Kinder. Dort beginnt sie ihren ersten Durchgang als Klassenlehrerin mit der von uns untersuchten achten Klasse.

Obwohl Frau Weber erst über die eigenen Kinder zur Waldorfpädagogik kommt, schildert sie ihren Zugang zum Lehrberuf als Berufung, die ihren Ausgang im zwölften Lebensjahr nimmt:

Frau Weber: ja (halblaut), gut dann fang ich mal an, [e-hm] bei meim zwölfn lebensjahr, [e-hm] vom zwölfn lebensjahr. also ich wusste mit zwölf jahren bereits dass lehrerin werden würde, [e-hm] das war mein wunschberuf. und äh, ich wusste auch schon dass ich biologie studieren, studieren werde und auch religion, (Interview Frau Weber, Zeile 35-47)

Indem retrospektiv die Genese eigener Berufsfindung eine Sinnzuschreibung erfährt („wusste ... bereits“), die das heute so Gewordene als nicht anders Denkbare und einzig Mögliches deklariert („dass ich ... werde“, nicht: „würde“), erfolgt der Entwurf einer maximalen Passung von Identität und Beruf. Die Grenze zwischen Berufsrolle und biographischer verflüssigt sich. Berufliche Bewährung wird zur Bewährung der gesamten Person. Dies hat weitreichende Konsequenzen für die professionelle Praxis und die Gestaltung der Lehrer-Schüler-Beziehung. Denn durch die Verschmelzung von beruflicher Identität und gesamter Selbstkonstruktion wird eine reflexive Distanznahme in der professionellen Praxis nur eingeschränkt möglich. Ein reflexiver Umgang mit dem eigenen Scheitern wird geradezu verunmöglicht, da nicht nur die berufliche Identität, sondern die gesamte Identität zugleich auf dem Spiel stehen. Darüber hinaus geht damit eine Tendenz einher, Bedürfnisse nach Anerkennung der eigenen Person in die schulische Praxis zu transferieren. Im Zuge dessen kann es zu einer Emotionalisierung, Familialisierung und damit Entgrenzung¹¹ der professionel-

11 Vor dem Hintergrund strukturtheoretischer Konzepte professionellen Handelns (vgl. Oevermann 1996a, Helsper 1996, 2000, Schütze 1996, 2000, einen Überblick geben Combe und Helsper 2002) wird hier

len pädagogischen Praxis kommen. Diese Orientierung zeigt sich auch im beruflichen Selbstverständnis von Frau Weber in Form eines umfassenden Erziehungsanspruches und der Festschreibung einer affektiven Zuneigung als Grundvoraussetzung pädagogischen Handelns:

I: ob sie nochmal so ihr selbverständnis als klassenlehrer. ah als klassenlehrerin, was das so heißt, ähm, einfach nochmal sagen.

W: m-mh (leise), (atmet) also es wichtigte ist für mich, daß man, gemeinsam mit den eltern die kindern groß ziehn hilft, [h-hm] das ist so das allerwichtigste, und dabei ist ganz wichtig daß man die kleinen kinder lieb hat, [he-he] da hat man schon die hälfte gewonnen, (Interview Frau Weber, Zeile 3151-3160)

Frau Webers Tendenz zu einem entgrenzten, emotionalisierten und familialiserten pädagogischen Verhältnis kommt der Fallproblematik Martins entgegen. Mit ihrem umfassenden Erziehungsanspruch kann Frau Weber für Martin als signifikante Andere fungieren. Die Rekonstruktionen ergänzenden Datenmaterials wie Unterrichtsszenen und das Verbalzeugnis der siebten Klasse, die an dieser Stelle leider nicht weiter ausgeführt werden können, zeigen in der Tat eine solche Beziehungskonstellation. Vor dem Hintergrund der Ablöseproblematiken in der Adoleszenz bietet Frau Weber innerhalb dieser Konstellation eine Folie zur Erprobung von Autonomie und Individuation auch schon mal gegen ihre eigene Autorität an. Dies wird in den Unterrichtsszenen in der ambivalenten, zum Teil provokanten Stellung, die Martin ihr gegenüber bezieht, deutlich. Regelverstöße Martins werden bis zu einem gewissen Punkt von ihr zugelassen. Erst viel später erfolgt ein Verweis auf die Rollenhaftigkeit und ein Hineinstellen Martins in das Klassenkollektiv als Schüler wie jeder andere („martin du meldest dich bitte auch, ich nehm dich sonst nich dran“, Unterrichtsszene Martin 3, Zeile 8). Es gelingt Martin im Unterricht einen gegenüber seinen Mitschülern erweiterten Rahmen für sich einzufordern. Hieraus resultiert jedoch keine Einengung der Interaktion auf die Lehrer-Schüler-Dyade, in dem Sinn, dass Martin als exklusiver Schüler mit besonderen Rederechten markiert wird. Im Gegenteil ist es Frau Weber selbst, die im Rekurs auf die institutionellen Regeln und Rahmungen (z.B. die Praxis des Meldens) von Schule und Unterricht Martins Versuche, sie in Zweiergespräche zu verwickeln, zurückweist. Frau Weber eröffnet Martin, auf der Folie einer affektiv-positiven Beziehung zu ihm, einen gegenüber seinen Mitschülern erweiterten Raum der Autonomieentfaltung bei gleichzeitiger Wahrung der Lehrer-Schüler-Distanz vor dem Hintergrund institutioneller universalistischer Normen.

Chancen und Risiken einer von Nähe bestimmten, emotionalisierten Lehrer-Schüler-Beziehung

Für Martin wird innerhalb der Beziehung zu Frau Weber eine Kontinuität erlebbar, die stabilisierend auf seine biographische Strukturproblematik wirkt. Doch bringt die hier erfolgende Emotionalisierung und Familialisierung der Lehrer-Schüler-Beziehung auch Risiken mit sich:

Entgrenzung als eine einseitige Zurückdrängung spezifischer, rollenförmiger und distanzierter Elemente zugunsten von Elementen der Nähe und Affektivität verstanden.

Zum einen besteht die Gefahr einer schulischen Reproduktion der familialen Strukturproblematik. In dem Maße, in dem nämlich eigene Anerkennungsbedürfnisse und Bewährungsdynamiken aus dem Privatleben der Lehrerin in die Beziehung zu Martin eingebracht werden, droht eine Auflösung des Generationenverhältnisses. Ähnlich der familialen Lagerung gerät Martin auch hier dann wieder in die Lage, als gleichwertiger Partner mit den Problemen des erwachsenen Gegenübers konfrontiert und latent zum Tröster und Unterstützer zu werden. Dies kann zu einer Überforderung des noch nicht voll sozialisierten Schülers führen. Dahingehende Tendenzen werden jedoch von Martin erkannt und als nicht angemessen für die Lehrer-Schüler-Beziehung zurückgewiesen. Dies zeigt sich in seinem Kommentar zur Lehrerin:

M: [...]also ich find die frau weber ist ne (lang).. sehr nette dame. und (lang), vlleicht manchmal auchn bisschn zu nett (schmunzelnd), weil (lang). also ds-is schön für uns, ja also-ichk kann man machmal ausnutzn oder auch nich (atmet ein). öhm.. weil (lang), die tut auch manchmal ein-bisschen viel von ihm (ge-dehnt) privatn lebn irgendwie sag find ich, (Interview Martin Zeile 112-121)

Intuitiv erfasst Martin hier die beiden Dimensionen einer großen Nähe und Empathie, die einerseits erweiterte Räume der Entfaltung von Autonomie und Individualität für ihn bieten, andererseits aber auch zu einer Aufhebung des institutionellen Generationenverhältnisses führen könnten. Letzteres wird von ihm klar zurückgewiesen. Das Einbringen subjektiver Themen und Problematiken in den schulischen Diskurs von Seiten der Lehrerin betrachtet er als unangemessen und fordert so die Asymmetrie einer pädagogischen Generationsbeziehung ein, in der er mit seiner Ich-Entfaltung im Mittelpunkt steht.

Zum anderen ist zu fragen, inwiefern die Exklusivität dieser Beziehung, in der Martin zwar einen integrierenden stützenden Halt findet, mit einer Sonderstellung in der Klasse und Prozessen der Marginalisierung innerhalb der Peers einhergeht. So wird Martin zwar in seiner Beziehung zur Lehrerin von ihr in seiner Identitätsentwicklung unterstützt, seine Stellung als Besonderer und kein Kind „wie alle anderen“ kann sich dadurch jedoch verfestigen und weiter zuspitzen. In den Materialien konnten Anzeichen einer Marginalisierung Martins innerhalb der Peergemeinschaft der Klasse gefunden werden. Ganz plastisch wird seine Stellung innerhalb der Klasse anhand der Sitzordnung: Martin sitzt allein an einem Tisch in der ersten Reihe was ihm erlaubt, Frau Weber immer wieder in Zweiergespräche zu verwickeln. Auch im Interview wurden von der Lehrerin Peerproblematiken Martins thematisiert.¹² Ebenso lässt der latente Sinngehalt des Zeugnistextes auf Schwierigkeiten Martins mit seinen Mitschülern schließen.¹³ Damit ist jedoch keine eindeutige Kausalbeziehung herstellt. Es lässt sich nicht rekonstruieren, ob Martins Peerproblematik aus seiner nahen Beziehung zu Frau Weber resultiert oder die Nähe zu ihr eine kompensatorische Re-

12 „martin hatte noch oftmals nen schweren stand, [he-he] (atmet leise aus) er sitzt ja auch vorne allein,“ (Interview Frau Weber Zeile 2105-2107) und weiter „aber bei martin, ist mirs bis heute nicht gelungen, zu erf-ergründn, warum sie ihn manchmal nicht so gemocht habm...“ (ebenda, Zeile 2143-2144) „sie“ im zweiten Zitat bezieht sich auf die Klassengemeinschaft.

13 „Auch das siebte Schuljahr durchlebte Martin mit seiner gutmütigen Gelassenheit. Er war durch nichts aus der Ruhe zu bringen; weder die Turbulenzen in der Bubengruppe, noch besondere Vorfälle im Unterricht regten ihn auf.“ (Zeugnis Martin siebte Klasse Zeile 1-4)

aktion auf seine Schwierigkeiten mit seinen Mitschülern ist. Festzuhalten bleibt jedoch, dass eine sehr nahe, affektiv aufgeladene und positive Beziehung eines Schülers zur Lehrperson immer auch Auswirkungen auf seine Stellung im Klassenkollektiv hat.

Weiterführende Hypothesen und Ausblick

In vorliegendem Fall wurden die sich ergebenden Chancen und Risiken deutlich, wenn Lehrer für Schüler aufgrund einer emotional aufgeladenen pädagogischen Beziehung zu signifikanten Anderen werden. Dieser Befund wäre noch zu kontrastieren mit Fällen, in denen eher die Rollenförmigkeit des Lehrer-Schüler-Verhältnisses und der Aspekt der Wissensvermittlung betont werden. Auch hier müsste nach den Entwicklungspotentialen, aber auch nach den Problembereichen für die Schüler- und die Lehrerseite gefragt werden. Die Anlage des Projektes ermöglicht durch die Rekonstruktion dieser unterschiedlichen Beziehungsgefüge einen Beitrag zu der Reflexion des schwierigen Umgangs mit antinomischen Spannungen innerhalb der pädagogischen Praxis zu leisten. Die Ergebnisse können somit auch bestehende Ansätze zur Lehrer-Schüler-Interaktion weiterführen und ausdifferenzieren (vgl. Schweer 2000).

Von den weiteren Fallrekonstruktionen im Rahmen des Projektes versprechen wir uns einen empirisch gehaltvollen Beitrag zur weiteren Ausdifferenzierung bisheriger Theoriekonzepte von pädagogischer Professionalität.

Die ersten Ergebnisse geben weiterhin Einblicke in die komplexe Einbettung reformpädagogischer Konzepte „eines pädagogischen Verhältnisses“ in gesellschaftliche Modernisierungs- und Veränderungsprozesse. Die rekonstruktive Erschließung dieses Spannungsverhältnisses kann auch die Diskussion innerhalb der Reformpädagogik befruchten und als Grundlage für Schulentwicklungskonzepte dienen (vgl. Ullrich, Idel und Kunze 2004, 7-12).

LITERATUR:

- Barz, H. (1994): *Anthroposophie im Spiegel von Wissenschaftstheorie und Lebensweltforschung. Zwischen lebendigem Goetheanismus und latenter Militanz*. Weinheim.
- Bohnsack, R. (2003): *Rekonstruktive Sozialforschung. Eine Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*. Opladen (5. Auflage).
- Bohnsack, R. (1989): *Generation, Milieu und Geschlecht*. Opladen.
- Bois-Reymond, M. du (1998): *Aura und Modernisierung der Schule*. In: J. Keuffer u.a. (Hg.): *Schulkultur als Gestaltungsaufgabe*. Weinheim, 326-338.
- Bourdieu, P. (1990): *Die biografische Illusion*. In: *Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History (BIOS)*, 75-81.
- Büchner, P., B. Fuhs und H.-H. Krüger (Hg.) (1996): *Vom Teddybär zum ersten Kuss. Wege aus Kindheit in Ost- und Westdeutschland*. Opladen.
- Breidenstein, G. (2003): *Interpretative Unterrichtsforschung – Eine Zwischenbilanz und einige Zwischenfragen*. In: ders. u.a. (Hg.): *Forum qualitative Schulforschung 2. Interpretative Unterrichts- und Schulbegleitforschung*. Opladen, 11-27.
- Combe, A. und W. Helsper (2002): *Professionalität*. In: H.-U. Otto u.a. (Hg.): *Erziehungswissenschaft: Professionalität und Kompetenz*. Opladen, 29-48.
- Combe, A. und W. Helsper (1994): *Was geschieht im Klassenzimmer? Perspektiven einer hermeneutischen Schul- und Unterrichtsforschung. Zur Konzeptionalisierung der Pädagogik als Handlungstheorie*. Weinheim.
- Ecarius, J. (1998): *Was will die jüngere mit der älteren Generation?* Opladen.

- Fend, H. (2000): Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Opladen.
- Fischer, G. und P. Riedesser (1998): Lehrbuch der Psychotraumatologie. München/Basel.
- Fromme, J., S. Kommer, J. Mansel und J. Treumann (Hg.) (1999): Selbstsozialisation. Opladen.
- Glaser, B. und A. Strauss (1968): Time for Dying. Chicago (dt.: Göttingen 1974).
- Helsper, W. (2002): Lehrerprofessionalität als antinomische Handlungsstruktur. In: M. Kraul, W. Marotzki und C. Schweppe (Hg.): Biographie und Profession. Bad Heilbronn, 64-102.
- Helsper, W. (2000): Antinomien des Lehrerhandelns und die Bedeutung der Fallrekonstruktion – Überlegungen zu einer Professionalisierung im Rahmen universitärer Lehrerbildung. In: E. Cloer u.a. (Hg.): Welche Lehrer braucht das Land? Weinheim/München, 142-177.
- Helsper, W. (1996): Antinomien des Lehrerhandelns in modernisierten pädagogischen Kulturen. Paradoxe Verwendungsweisen von Autonomie und Selbstverantwortlichkeit. In: A. Combe und W. Helsper (Hg.): Pädagogische Professionalität. Frankfurt a.M., 521-570.
- Idel, T.-S. (2002): Max-Matrose auf dem Klassenschiff. In: I. Hansen-Schaberg und B. Schonig (Hg.): Reformpädagogische Schulkonzepte. Bd. 6: Waldorf-Pädagogik. Baltmannsweiler.
- Idel, T.-S. (2004): Schulbiographische Ambivalenz. Eine Fallstudie zur lebensgeschichtlichen Relevanz der Waldorfschule. In: H. Ullrich, T.S. Idel und K. Kunze (Hg.): Das andere Erforschen. Empirische Impulse aus Reform- und Alternativschulen. Wiesbaden, 51-64.
- Kramer, R.-T. (2002): Schulkultur und Schülerbiographien. Opladen.
- Kramer, R.-T., W. Helsper und S. Busse (Hg.) (2001): Pädagogische Generationsbeziehungen. Opladen.
- Kunze, K. (2004): Systemkritische Vermittlung. Berufsbiographischer Wandlungsprozess und professionelle Deutungsmuster eines Waldorflehrers. In: H. Ullrich, T.S. Idel und K. Kunze (Hg.): Das andere Erforschen. Empirische Impulse aus Reform- und Alternativschulen. Wiesbaden, 65-78.
- Leber, S. (1981): Die Waldorfschule im gesellschaftlichen Umfeld. Zahlen, Daten und Erläuterungen zu Bildungslebensläufen ehemaliger Waldorfschüler. Stuttgart.
- Loos, P. und B. Schäffer (2001): Das Gruppendiskussionsverfahren. Opladen.
- Lüders, C. (2000): Beobachten im Feld und Ethnographie. In: U. Flick, E. von Kardoff und I. Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg, 384-401.
- Marotzki, W. (2001): Jugendliche Kompetenz und erwachsene Inkompetenz? Verkehrt sich das Wissensgefälle zwischen Jungendlichen und Erwachsenen? In: R.-T. Kramer, W. Helsper und S. Busse (Hg.): Pädagogische Generationsbeziehungen. Opladen, 213-238.
- Münchmeier, R. (1997): Von der Unterordnung zum Gegenüber. Zum Wandel im Generationenverständnis. In: L. Böhnisch und K. Lenz (Hg.): Familien. Weinheim/München, 113-129.
- Nittel, D. (1992): Gymnasiale Schullaufbahn und Identitätsentwicklung. Eine biographieanalytische Studie. Weinheim.
- Oevermann, U. (1996): Konzeptualisierung von Anwendungsmöglichkeiten und praktischen Arbeitsfeldern der objektiven Hermeneutik (Manifest der objektiv hermeneutischen Sozialforschung). Unveröff. Manuskript. Frankfurt/M.
- Oevermann, U. (1996): Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionellen Handelns. In: A. Combe und W. Helsper (Hg.): Pädagogische Professionalität. Frankfurt/M., 27-102.
- Oevermann, U. u.a. (1979): Die Methodologie einer 'objektiven Hermeneutik' und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: H.-G. Soeffner (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart, 352-434.
- Randoll, D. (1999): Waldorfpädagogik auf dem Prüfstand. Auch eine Herausforderung an das öffentliche Schulwesen? Berlin.

- Randoll, D. (2004): Vergleichende Untersuchung zu Schülerurteilen aus Waldorfschulen und Gymnasien. In: H. Ullrich, T.S. Idel und K. Kunze (Hg.): *Das andere Erforschen. Empirische Impulse aus Reform- und Alternativschulen*. Wiesbaden, 35-50.
- Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* 13, 283-293.
- Schütze, F. (1996): Organisationszwänge und hoheitsstaatliche Rahmenbedingungen im Sozialwesen: Ihre Auswirkung auf die Paradoxien des Professionellen Handelns. In: A. Combe und W. Helsper (Hg.): *Pädagogische Professionalität*. Frankfurt/M., 183-276.
- Schütze, F. (2000): Schwierigkeiten bei der Arbeit und Paradoxien des professionellen Handelns. Ein grundlagentheoretischer Aufriss. In: *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 1.Jg., Heft 1, 21-48.
- Schweer, M.K.W. (Hg.) (2000): *Lehrer-Schüler-Interaktion. Pädagogisch-psychologische Aspekte des Lehrens und Lernens in der Schule*. Opladen.
- Simon F.B., U. Clement und H. Stierlin (1999): *Die Sprache der Familientherapie: Ein Vokabular. Kritischer Überblick und Integration systemtherapeutischer Begriffe, Konzepte und Methoden*. Stuttgart (5. völlig überarb. u. erw. Aufl.).
- Ullrich, H. (1986): *Waldorfpädagogik und okkulte Weltanschauung. Eine bildungsphilosophische und geistesgeschichtliche Auseinandersetzung mit der Anthropologie Rudolf Steiners*. Weinheim/München.
- Ullrich, H. (2004): Forschung über Waldorfschulen – auf neuen Wegen. In: ders., T.-S. Idel und K. Kunze (Hg.): *Das Andere erforschen*. Wiesbaden, 21-34.
- Ullrich, H., T.-S. Idel und K. Kunze (2004): Einleitung. In: ders., T.-S. Idel und K. Kunze (Hg.): *Das Andere erforschen*. Wiesbaden, 7-18.
- Wernet, A. (2000): *Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik*. Opladen.
- Zdrazil, T. (2002): *Gesundheitsförderung und Waldorfpädagogik*, Diss (unveröff.), Univ. Bielefeld.
- Zinnecker, J. und R.K. Silbereisen (Hg.) (1996): *Kindheit in Deutschland. Aktueller Survey über Kinder und ihre Eltern*. Weinheim/München.

Polnische Häftlinge im KZ Mauthausen

Versuch einer Typisierung

Piotr Filipkowski

Vorgeschichte

In diesem Artikel versuche ich die ersten Ergebnisse und die ersten Interpretationen des (auch) in Polen durchgeführten Zeitzeugenprojektes *Mauthausen Survivors Documentation Project* darzustellen, das von Wien aus initiiert und organisiert wurde. Zur Einleitung möchte ich einige Worte über die Besonderheit der Realisierung dieses Projektes in Polen verlieren und einige Aspekte eingehender behandeln.

Es ist durchaus kein Zufall, dass die Stiftung KARTA – eine nichtstaatliche Organisation, die die Dokumentierung und Verbreitung zeitgeschichtlicher Informationen Mittel- und Osteuropas zum Ziel hat – zur Durchführung dieses Projektes gewählt wurde. Im Unterschied zu anderen Ländern wurde mit dieser Aufgabe kein universitäres Institut, Forschungszentrum oder eine ähnliche Institution beauftragt.¹ Die Gründe waren: Die Stiftung KARTA will nicht eine abstrakte Geschichte darstellen, sondern vor allem das Schicksal der Menschen. Das allein war jedoch nicht entscheidend. Ein weiterer wichtiger Grund ist, dass wir in Polen kaum Traditionen der *Oral History* besitzen. Genauer gesagt: Die Tradition basiert auf zufälligen Aktivitäten, die – eher selten – von unabhängigen Organisationen oder von den Instituten für Soziologie oder Ethnologie, nicht aber für Geschichte realisiert werden. Die Ergebnisse solcher Forschungen sind kaum bekannt. Obwohl die biographische Forschung in den soziologischen Wissenschaften ihre Wurzel in der polnischen Schule der Soziologie Anfang des vorigen Jahrhunderts hat,² wurde die Kultur der *Oral History* nicht entwickelt. *Oral History* existiert im Universitätsleben nicht als unabhängiger Forschungsbereich, es gibt keine Vorträge, Publikationen oder Übersetzungen der einschlägigen Literatur. Es gibt kein allgemein zugängliches Archiv, in dem die Interviews mit den Zeitzeugen und Zeitzeuginnen gesammelt werden. Die Interviewer – in Polen sind dies vor allem Soziologen – neigen dazu, die Interviewaufzeichnungen als ihr eigenes Material zu betrachten, welches nur im Rahmen ihrer Forschung genutzt werden kann. Es

1 Zwei weitere Ausnahmen sind Russland und die USA. Obwohl die russische Gesellschaft „Memorial“ mit der Stiftung KARTA verglichen werden kann (und oft auch wird), fand die Durchführung dieses Projektes dank des Engagements eines der regionalen Koordinatoren, Professoren der Universität Moskau, unter akademischer Begleitung statt. In den USA dagegen gibt es eine sehr lange Tradition der *Oral History*, in Polen wurde sie unterbrochen.

2 Vgl. die berühmten Untersuchungen von Znaniecki und Thomas, die auf biographischen Erinnerungen von Bauern basierten. Die Ankündigung eines Wettbewerbs für Tagebücher in unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten bildete den Anfang der polnischen Tradition der soziologischen Forschung.

besteht kein Interesse, die Interviews für weitere Forschungsschwerpunkte zu verwenden, unabhängig davon, mit welchem großem Aufwand sie gesammelt wurden.

Bisher wurden in Polen sehr wenige Projekte mit Hilfe der Methoden der *Oral History* realisiert, und unter diesen finden sich nur wenige, die bewusst als solche durchgeführt und bezeichnet wurden. In der Regel wird ein Interview nur zu bestimmten Zwecken durchgeführt: für eine wissenschaftliche Publikation, ein biographisches Buch, einen Film oder eine Rundfunksendung. Die biographischen Interviews wurden nicht gesichert, archiviert und wieder verwendet. Kurz gesagt: Man hat sie in Polen nicht einmal als Zeugnisse der Generation begriffen, die das erlebt hat, was wir jetzt mit Mühe zu verstehen versuchen, und welche langsam stirbt.

Es gibt wenige Aktivitäten, die auf den ersten Blick dem Projekt Mauthausen ähnlich sind. Als erstes Beispiel darf ich das Ostarchiv der Stiftung KARTA nennen, in dem ca. 1.200 Interviews mit polnischen Bürgern archiviert sind, die in den Gulag verbracht wurden oder während des Zweiten Weltkrieges in die UdSSR deportiert wurden. Sie wurden Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre ohne tieferes methodologisches Wissen oder wissenschaftliche Anleitung mit Hilfe einer eher bescheidenen Ausstattung erhoben. Unabhängig davon war das eine sehr wichtige Aktivität, die auf das dringende soziale Bedürfnis geantwortet hat, die Erinnerungen von denjenigen Personen zu sammeln, die verstreut in Polen leben und deren Schicksale von der offiziellen Geschichtsschreibung ignoriert wurden. Es ist schade, dass nicht die gesamte Lebensgeschichte aufgenommen wurde, sondern nur die Fragmente, die in enger Beziehung zur Unterdrückung durch die sowjetische Macht standen. Zurzeit sind wir um Geldmittel bemüht, um die Interviews in digitaler Form abspeichern zu können – sonst werden sie in einigen Jahren verschwunden sein.

Ein anderes Projekt, das mit dem Projekt Mauthausen verglichen werden kann, ist das Projekt der SHOAH Visual History Foundation. Im Rahmen dieses Projektes wurden ca. 1.500 Video-Interviews mit polnischen Holocaust-Überlebenden, vor allem Juden, geführt. Diese besonderen Interviews wurden für die polnischen Archive nicht kopiert, und außer einer kleinen Gruppe von Fachleuten ist sich niemand dessen bewusst, dass ein solches Unternehmen realisiert wurde. Es gab auch keine Reaktionen im gesellschaftlichen Leben, außer einem Dokumentarfilm des berühmten polnischen Regisseurs Andrzej Wajda, in dem einige dieser Interviews präsentiert wurden.

Diese kurze Einleitung dürfte ausreichen, um die Durchführung des Projektes Mauthausen in Polen in einem breiteren Kontext begreifen zu können.

Das Projekt

Von den ca. 200.000 Häftlingen, die im Konzentrationslager Mauthausen inhaftiert waren, waren ungefähr 50.000 Polen (vor allem im KZ Gusen). Etwa 20.000 haben den KZ-Aufenthalt überlebt. Nach unseren Recherchen leben heute nicht mehr als 500 von ihnen. 164 von diesen wurden im Rahmen des Projektes Mauthausen interviewt. Ich bitte diese Zahlen, oder besser: ihr prozentuales Verhältnis zu beachten; dennoch darf man – 60 Jahre nach der Befreiung – natürlich nicht von „Repräsentativität“ sprechen. Bei der Suche nach Interviewpartnern mussten wir darauf achten, Personen zu finden, die noch imstande waren, zu erzählen und ihren Erinnerungen nachzugehen.

Ein anders Problem tauchte auf, als wir schon mit den Interviews begonnen hatten. Die narrativen biographischen Interviews (*life story approach*) haben uns so viel Material geliefert, dass jede Geschichte als individuelle begriffen werden muss. Zu Beginn hatten wir dies so nicht vermutet, sondern sind von einem größeren Anteil gemeinsamer Erinnerungen ausgegangen. In jeder Geschichte wiederholen sich natürlich die Fakten, Daten, Orte und andere historische Informationen, trotzdem bleibt sie, besonders die Leidensgeschichte, einzigartig, individuell und vollständig.

Die Tendenz, die aufgenommenen Interviews als reines Informationsmaterial zu betrachten, wird sich natürlich im Laufe der Zeit und mit der Zahl der Mitarbeiter, die an diesem Projekt selbst nicht teilgenommen haben und mit der Analyse des Materials beauftragt werden, verstärken. Es muss daher betont werden, dass das von uns gesammelte Material vor allem unter qualitativen Aspekten zu betrachten ist. Alle quantitativen Analysen spielen eine wichtige, dennoch aber eine untergeordnete Rolle. Das Hauptgewicht liegt auf der Sammlung, der Analyse und der Interpretation der individuellen Erinnerung und Erfahrung.

Bevor wir an die Realisierung dieses Projektes gingen, teilten wir die in polnischen intellektuellen und politischen Diskussionen vertretene Meinung, dieser Teil der gegenwärtigen Geschichte Polens, d.h. die der deutschen Konzentrationslager, sei schon tiefgreifend erforscht, dokumentiert, kommentiert und in diesem Sinne auch „abgeschlossen“. Nach mehreren Jahren der kommunistischen Macht schien es, es gäbe wichtigere Ereignisse und Prozesse, die nach Erforschung, Diskussion und öffentlicher Präsenz verlangen. Es gab ein gesellschaftliches Bedürfnis, das langjährige Verschweigen wesentlicher Probleme im öffentlichen Leben zu überwinden, Probleme, die durch die kommunistische Macht ausgespart worden waren, während andere Themen gefördert worden waren. Dazu gehört auch ein anderer wichtiger Aspekt in der öffentlichen Behandlung, nämlich die Art und Weise, in der die Konzentrationslager in Polen präsentiert und dargestellt worden waren. Gemeint ist das strenge Märtyrerschema. Alles, was die Polen in den Konzentrationslagern gelitten und erlebt hatten, musste strikt in diesen Rahmen passen. Am deutlichsten wird dies in den heute nicht mehr verwendeten Lehrbüchern für die Grund- und Oberschulen: eine schwarz-weiße und von der Politik beeinflusste Perspektive, die keinen Freiraum für die individuelle Erfahrung, die direkte Übermittlung der Erlebnisse oder Aufmerksamkeit für Zeitzeugenberichte erlaubte. Diejenigen, die keinen Zugang zu Zeitzeugen hatten, waren sich der Kluft zwischen der individuellen Erfahrung und der offiziell dargestellten Geschichte zumeist gar nicht bewusst.

Die ehemaligen polnischen KZ-Häftlinge und Kombattanten wurden in einer zentralisierten und von der offiziellen Politik bestimmten Organisation (ZBOWiD - Związek Bojowników o Wolność i Demokrację – Vereinigung der Kämpfenden für Freiheit und Demokratie) zusammengeschlossen. Einige sind dieser Organisation aus sehr pragmatischen Gründen beigetreten: Die Mitgliedschaft war die Voraussetzung für die vom Staat gebotenen Privilegien, unter anderem Ermäßigungen für die öffentlichen Verkehrsmittel, erleichterter Zugang zu Kurorten, bessere Möglichkeiten im Bereich des Gesundheitswesens, jährliche Ausflüge in die Gedenkstätte (allerdings nicht für alle Mitglieder, da diese Ausflüge mit dem Besuch der westlichen Staaten verbunden waren). Diese Organisation hat sich aber weiter entwickelt und auch verändert. In den siebziger Jahren spielte die Ideologie nicht mehr die zentrale Rolle wie zuvor, obwohl sich die Symbole und die gesellschaftlichen Konnotationen bis in die

achtziger Jahre nicht wesentlich verändert haben. Nach der Wende 1989/90 wurde diese Organisation nicht mehr von der Politik beeinflusst. Auch wurden viele andere Gesellschaften, Vereine und Organisationen gegründet. Dank des Pluralismus konnten auch solche Tendenzen, die sich bis dahin zurückhielten oder sich zurückhalten mussten, zum Ausdruck kommen. Die meisten ehemaligen KZ-Häftlinge sind trotzdem der Meinung, dass die Organisation der alten ZBOWiD so gut wie erhalten geblieben ist, wenn auch ohne die frühere ideologische Ausprägung und unter neuem Namen. Als wir auf der Suche nach bisher nicht befragten, noch lebenden Mauthausen-Häftlingen waren, haben wir Kontakte mit allen lokalen Abteilungen ihrer Organisation geknüpft. Immer hat man uns Unterstützung und Hilfe angeboten. Die Interviews, die wir durchführen wollten, waren für die meisten der ehemaligen Häftlinge eine ganz neue und unerwartete Idee. Fünfzig Jahre nach der Befreiung des Lagers wurden sie zum ersten Mal um ein Interview gebeten. Die Teilnahme an dem Mauthausen-Projekt war für die befragten ehemaligen Häftlinge ein besonderes und wichtiges Erlebnis. Viele unserer Gesprächspartner fühlten sich durch diese Interviews akzeptiert, wichtig und „aufgewertet“. Dieser Aspekt wird wahrscheinlich vor den weiteren Analysen dieses Projektes verschwinden – gleichwohl glaube ich, dass dies ein wirklich großer Verdienst dieser Untersuchungen war.

Nun zu dem Hauptthema, der Durchführung des Mauthausen-Projektes in Polen. Wir haben versucht, unsere Gesprächspartner nach klaren, verstehbaren und verifizierbaren Kriterien auszuwählen. Neben den Kategorien des Alters, der Herkunft, der Religion und ähnlichen haben wir die unterschiedlichen Erfahrungen im Lager, die Länge der Inhaftierung und auch den späteren sozialen Hintergrund berücksichtigt. Einige Schwierigkeiten waren zu überwinden – das Alter unserer Gesprächspartner war wohl die größte. Insgesamt ist es uns gelungen, die Vielfalt polnischer Erfahrungen im 20. Jahrhundert zu dokumentieren. Der Aufenthalt im KZ Mauthausen und in den damit verbunden Lagern war für die individuelle Erfahrung immer ein wichtiges Umbruchsmoment.

„Ich“ und „Wir“

Es gibt einige Punkte, die fast allen, mindestens aber der Mehrheit der Berichte ehemaliger polnischer Mauthausen-Häftlinge gemeinsam sind.

In der ersten Phase des Interviews, der frei erzählten Lebensgeschichte, konzentrieren sich die Gesprächspartner auf ihr Leben im Konzentrationslager. Das, was früher oder später in ihrem Leben passiert ist, muss durch spätere zusätzliche Fragen erforscht werden und wird von den Interviewpartnern sehr oft als weniger wichtig erachtet. Natürlich war allen Befragten klar, dass sich das Projekt um Mauthausen drehte; dennoch hatten wir darum gebeten, die gesamte Lebensgeschichte zu erzählen.

Die Erfahrung des Lagers wird einerseits als kollektive Erfahrung begriffen; das individuelle Schicksal wird eher beispielhaft für das Schicksal der polnischen Häftlinge genommen und dargestellt. Die Grenze zwischen „Ich“ und „Wir“ wird ständig überschritten, die Form „Wir“ wird öfters gebraucht.

Gemeinsam für viele individuelle oder kollektive Interviews (letzteres, wenn der Gesprächspartner zu einer Gemeinschaft gehörte) ist es, dass die Berichte durch Informationen über das System der Mauthausen-Lager ergänzt werden. Anders gesagt: Die ehemaligen Häftlinge sind sehr gerne bereit, Wissen zu Verfügung zu stellen,

auch dann, wenn es nicht auf eigenen Erfahrungen beruht. Es ist eine schwere Aufgabe, die Interviewpartner daran zu hindern, das Interview zu einer Vorlesung über Mauthausen werden zu lassen. Dies ist aber notwendig, weil das später erworbene Wissen die eigenen Erinnerungen beeinflussen kann.

Die autoritäre Institution des Lagers lässt die Gesprächspartner ihre eigene Situation in der Passivform beschreiben. Es gibt sehr wenig Platz für Sätze, die mit „ich habe ...“ beginnen, dagegen sehr viel Raum für solche, die mit „es ist mir passiert ...“, „man hat uns gesagt ...“, „wir wurden dazu gezwungen ...“ anfangen. Dass die ehemaligen Häftlinge Objekt anderer Personen waren, schlägt sich sehr deutlich in ihrer Sprache nieder.

Für die Mehrheit der ehemaligen polnischen Häftlinge war das Lager Mauthausen und die mit ihm verbundenen Lager nicht das erste Nazi-Lager, in welches sie gebracht wurden. Andere Lager – von den Gestapo-Gefängnissen ganz zu schweigen – waren: Auschwitz-Birkenau, Dachau, Sachsenhausen, in einigen Fällen auch Buchenwald, Stutthof und Neuengamme. In Mauthausen sind sie aber am längsten geblieben, und die meisten haben dort die Befreiung erlebt.

Jeder Gesprächspartner erzählt sehr detailliert über unerwartete, einmalige Ereignisse im Lager, über dessen Veränderungen: sei es der Transport ins Lager, der Weg vom Bahnhof bis zum Lagertor, die ersten Eindrücke über das Lager, die ersten Nächte und die Quarantäne, der Beginn der Arbeit oder die Wechsel des Arbeitskommandos, der Weg ins Revier, Situationen, in denen der Gesprächspartner geschlagen wurde oder Zeuge vom Schlagen oder Töten eines anderen Häftlings war, Schreiben und Empfangen von Briefen und Paketen (so weit dies überhaupt der Fall war), Überweisung in ein Unterlager, Teilnahme an ungewöhnlichen Ereignissen wie das Singen im Lagerchor, Beten, „Organisieren“ von Lebensmitteln. Sehr charakteristisch sind auch die sehr emotionalen Erzählungen über die Befreiung des Lagers, über die Tage danach (die meistens in Linz verbracht wurden) und über die Heimreise nach Polen. Die Erinnerungen der ersten Interviewphase enden sehr oft in eben in diesem Moment.

Der Alltag im Lager verschwindet vor diesen Erzählungen. Das, was routinemäßig, wiederkehrend, alltäglich war, wird in allgemeinen Begriffen als kollektives Erlebnis dargestellt. Das persönliche Schicksal ist versteckt hinter der Phrase „Es war eben so“. Diese Fragmente der Interviews – ich würde sie deskriptiv nennen – sind nicht individuell, eher verallgemeinernd und vereinfachend.

Ähnliches kann man über die argumentativen und beurteilenden Fragmente der Interviews sagen: Meistens sind dies sehr schematische Äußerungen, die auf Jahrzehnten der besonderen Erinnerungskultur und nicht auf den persönlichen Erfahrungen basieren. Die Modelle, die viele Jahre entwickelt, erzählt und eingeübt wurden, bilden einen Rahmen, der den ehemaligen Häftlingen erlaubt, über die Erinnerungen zu sprechen, die keine Beispiele in der Geschichte haben. Diese meine Beobachtung könnte als Anklage verstanden werden, was aber natürlich nicht meiner Absicht entspricht. Ich will nur betonen, dass die ehemaligen KZ-Häftlinge in Polen jahrelang keinen anderen Bezugspunkt hatten, keine anderen Modelle der Erinnerungsverarbeitung außer Märtyrertum, Pathos, Vereinfachung besonders in der politischen Interpretation – wobei das meiste davon sehr weit von dem entfernt ist, was sie tatsächlich erlebt haben und was in einem persönlichen Gespräch übermittelt werden kann.

Der größte Wert des Mauthausen-Projektes liegt im Focus des Individuellen, des subjektiv Erlebten und Verarbeiteten. Die wichtigsten Fragmente der Erinnerungen

sind die mit der tiefsten Emotionalität, die Erinnerungen an untypische und nicht alltägliche Ereignisse und Situationen, die einer individuellen Person passiert sind. Die Augenblicke, in denen sich die Gesprächspartner in ihrer Individualität zeigen und in denen sie ihre ganz persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen detailliert darstellen, bilden den wertvollsten Fundus dieser Sammlung. Dies steht im Gegensatz zu der Grundidee, die dem Konzentrationslager zugrunde lag: die Person in ihrer Individualität auszuschalten.

Die bisher dargestellten Überlegungen dürften, obwohl sie noch allgemein formuliert sind, nicht nur für die ehemaligen polnischen KZ-Häftlinge gelten, sondern vermutlich auch für die Berichte früherer Häftlinge aus anderen Ländern, besonders aus Osteuropa, zutreffen. Viele der beschriebenen Merkmale stehen in enger Beziehung zu der Art und Weise, in der sich Menschen ihrer Vergangenheit erinnern und wie sie diese rekonstruieren. Sie sagen viel aus über die Regeln, nach denen gerade diejenigen, die Traumatisches erlebten, „ihre“ Vergangenheit zu begreifen versuchen. Das gilt vermutlich nicht nur für die Vergangenheit in einem Konzentrationslager. Diese Regeln erscheinen auch in anderen biographischen Interviews, die wir gesammelt haben.

Drei Typen

Drei Typen von Mauthausen-Erfahrungen lassen sich unter den befragten polnischen Häftlingen ausmachen. Diese Typisierung bezieht sich weniger auf statistische Angaben als zunächst auf die Zeit und die Dauer der Verhaftung bzw. der Haft in Mauthausen und deren Bedeutung für die Verarbeitung der Lagerzeit. Obwohl es in jedem Interview viel quantitatives Material und Angaben über objektivierbare Daten gibt, sollte man dies – wie erwähnt – vor allem als Ergänzung verstehen. Aber gerade der Zeitpunkt der Verhaftung und die Haftdauer sind für die Bildung von Typen mit jeweils speziellen Erfahrungen von besonderer Bedeutung. Folgende drei Typen lassen sich „herausdestillieren“.

- Die Häftlinge, die in Mauthausen ab dem Jahre 1940 bis zur Befreiung inhaftiert waren;
- die Häftlinge, die in den Jahren 1941-1943 in das Lager kamen und bis zum Ende dort blieben;
- die Häftlinge, die im Herbst 1944 oder später nach Mauthausen kamen.

Die Hauptunterschiede liegen in der Art und Weise, in der man das Leben im Lager im Gedächtnis behalten hat, in der man über das Leben dort erzählt und wie diese Erfahrungen kommentiert und erklärt werden.

Der *erste Typ* der polnischen Mauthausen-Erfahrung umfasst jene Häftlinge, die fünf Jahre oder mehr in Mauthausen verbringen mussten. Es gab einige Tausend Polen, die im Frühling, Mai oder Juni 1940 nach Mauthausen und/oder nach Gusen gebracht wurden. Die meisten wurden im Rahmen der so genannten „Präventiven Aktion“ gegen die polnische Intelligenz verhaftet, und das ist auch der Grund dafür, weshalb wir in dieser Gruppe vor allem Intellektuelle finden: Lehrer, Juristen, Ärzte, Geistliche, Studenten und Universitätsprofessoren. Nur wenige haben überlebt, nicht mehr als 20 Personen leben bis heute, viele haben sich für ein Interview entschieden.

Für ihre Erzählung ist charakteristisch, dass der Aufenthalt im Lager zu einer bestimmten Lebensperiode wurde. Sie erwähnen in der Regel die wichtigsten Etappen: die Quarantäne in Dachau oder Sachsenhausen, den Transport nach Gusen, die Arbeit in den Kommandos, die das Lager gebaut haben, vor allem als Steinmetz, Bohrer oder als Hilfskräfte in anderen Gruppen, die sich mit der Verarbeitung von Stein beschäftigt haben. Außerdem waren sie häufig in der Rüstungsindustrie oder an anderer, mehr oder minder sicherer oder günstiger Stelle eingesetzt. In ihren Erzählungen wird immer wieder betont, dass Gusen als Vernichtungslager für die polnische Intelligenz anzusehen ist. Sie bezeichnen Gusen sehr oft als „polnisches Lager“, obwohl in dem Lager auch Vertreter anderer Nationalitäten inhaftiert waren. In der ersten Periode handelte es sich jedoch in der Tat vor allem um Häftlinge, die aus Polen kamen. Einige Vertreter dieser Gruppe empfinden ihren Aufenthalt im Lager als sehr monoton, routinemäßig und leer, ohne wichtige Situationen, die detailliert beschrieben werden könnten. Die Zeit, die sie im Lager verbracht haben, ist völlig integriert in ihren Lebenslauf, so dass die Erzählung der Lagerzeit der einfachen Erzählweise über ganz alltägliche Dinge auch außerhalb des Lagers ähnelt. Es wird sehr viel erzählt über Institutionen und Veranstaltungen, in denen die Häftlinge engagiert waren oder die sie zumindest beobachten konnten: kulturelle oder sportliche Veranstaltungen, gemeinsames Beten oder Singen im Lagerchor, politische Diskussionen unter den Häftlingen und ähnliches mehr. Wie es scheint, spielten diese Aktivitäten eine sehr wichtige Rolle, vor allem weil sie einen Ersatz für das normale gesellschaftliche Leben lieferten, was den Druck des Lagers milderte.

Einen weiteren wichtigen Aspekt bildet das Alter der Vertreter dieser Gruppe. Als sie verhaftet wurden, waren sie mehr als 20 Jahre alt: Für diese Personen bedeutet „Erinnerungen an die Jugend“ (oder Adoleszenz) und „Erinnerungen an das Leben im Lager“ nahezu dasselbe. In den meisten Fällen waren sie nur in Gusen und/oder Mauthausen inhaftiert, was bedeutet, dass sie mehrere Jahre an ein und demselben Ort verbracht haben.

All dies – das möchte ich wenigstens erwähnen – widerspricht nicht den gewöhnlich mit einem Konzentrationslager verbundenen Beschreibungen: die erschöpfende Arbeit, die Schläge, das Töten und die Erniedrigung. Dies wird auch von unseren anderen Befragten erwähnt, es ist aber nicht bestimmend für die Typenbildung und muss deshalb in diesem Zusammenhang nicht hervorgehoben werden.

Der *zweite Typ*, die zweite Gruppe, ist weniger homogen. Die Erfahrungen der Häftlinge, die zu dieser Gruppe gehören, sind in der Regel viel komplizierter. Die Haft in Mauthausen erfolgt erst nach dem Arrest, nach der Verhaftung durch die Gestapo, manchmal nach dem extrem harten Aufenthalt in deutschen Gefängnissen. Die Häftlinge waren überdies, bevor sie nach Mauthausen transportiert wurden, schon in anderen Konzentrationslagern gewesen, unter anderem in Auschwitz-Birkenau, Majdanek, Stutthof, Neuengamme, Buchenwald, Gross-Rosen, Flossenbürg. Innerhalb dieser Gruppe lassen sich zwei Untergruppen bilden. Zu der ersten Untergruppe gehören diejenigen, die zur Zwangsarbeit (beim Bauern, wie es genannt wurde) verschleppt und erst nach missglücktem Fluchtversuch oder wegen ihres Ungehorsams verhaftet und ins Lager gebracht wurden. Die zweite Untergruppe bilden die Personen, die in der Untergrundbewegung in Polen engagiert waren, die nach der Verhaftung einige Monate in Gefängnissen einsaßen oder sogar von deutschen Gerichten verurteilt und erst dann ins KZ transportiert wurden.

Es ist viel schwieriger als beim ersten Typus, das Verbindende in dieser Gruppe zu finden; dennoch hat die Perspektive, in der sie das KZ Mauthausen sehen, etwas Charakteristisches. Erstens: das Lager wird nicht als eine konkrete, sich von den anderen unterscheidende Erfahrung begriffen. Der Arrest, die Verhöre, das Gefängnis, der Transport von einem Lager in das nächste – all dies sind Gründe dafür, warum die Erfahrung von Mauthausen in einen breiteren Kontext des Krieges gestellt wird. Es ist für diese Personen sehr charakteristisch, dass sie ihre Erfahrungen, die sie in Mauthausen machten, kaum von den Erfahrungen, die sie in anderen Lagern gemacht haben, unterscheiden können. Dies fällt ihnen umso schwerer, je mehr Lager sie erlebt haben.

Trotz der unmenschlichen Bedingungen und dank unerwarteter Ereignisse (Treffen mit einem anderen, hilfsbereiten Polen, Erhalt von Paketen, Arbeit in einem besserem Kommando, z.B. in der Rüstungsindustrie, Treffen mit den „guten Deutschen“ etc.) sehen einige die Inhaftierung im KZ-Mauthausen im Vergleich zu anderen Situationen fast als eine „Zeit der Erholung“. Dies sind natürlich extreme Beispiele. Aber dennoch bleibt für die Vertreter dieser Gruppe gemeinsam, dass sie ihre Mauthausen-Erfahrung mit den Erfahrungen, die sie sonst während des Krieges gemacht haben, in Beziehung setzen bzw. vergleichen können. Das Besondere an Mauthausen war für sie die Tatsache, dass dieses Lager den letzten Punkt in der Kette ihrer Erfahrungen bildete. Dies war eben der letzte Ort, der, an dem sie befreit wurden. Nur wenige waren allerdings stark genug, um diesen Punkt zu erreichen.

Die meisten Häftlinge, die eine lange Zeit in Mauthausen verbracht haben, unabhängig davon, ob sie drei, vier oder fünf Jahre dort waren, erlebten eine tief greifende Krise und haben es zumeist dank der Hilfe anderer Häftlinge geschafft, diese geistig und physisch zu überleben. Diese Erfahrung ist in der Regel verbunden mit den Schlägen von Kapos oder SS, mit Hunger, mit dem Aufenthalt im Revier, mit Depressionen oder Selbstmordversuchen (oder wenigstens derartigen Gedanken). Die Schwächeren, denen es nicht gelungen ist, diese Krise zu bewältigen, konnten wir leider – selbst wenn sie noch lebten – nicht für ein Interview gewinnen.

In den meisten Interviews wurde die Bedeutung der Solidarität hervorgehoben, die das Leben in der Hölle erleichterte. Die Gründe für die Solidarität waren unterschiedlich: Die betroffenen Personen stammten aus derselben Region oder demselben Staat, waren nach Mauthausen von demselben Lager oder Gefängnis aus transportiert worden, hatten einmal zusammen gearbeitet und sind sich irgendwann und unerwartet wieder begegnet, gehörten derselben politischen Richtung oder derselben Gesellschaftsschicht an oder übten denselben Beruf aus. Manchmal wurden die Kollegen im Lager zu Freunden für mehrere Jahre. Diesen Personen ist es besser als anderen isoliert lebenden Häftlingen gelungen, im Lager den Rahmen eines sozialen Lebens zu behalten bzw. wiederherzustellen.

Der „dritte Typ“ bildet sich aus denjenigen, die erst spät, nämlich im Herbst 1944 nach Mauthausen kamen. Sie machen die Mehrheit unserer Befragten aus, obwohl auch in dieser Gruppe die Überlebenschance gering war. Die Gruppe war durchaus nicht die größte unter den polnischen Mauthausen-Häftlingen, sie war aber die jüngste. Wer überlebt hatte, ist also heute noch zu befragen. Es sind zumeist Personen, die während oder nach dem Warschauer Aufstand im September und Oktober 1944 nach Mauthausen (direkt oder über Auschwitz-Birkenau) transportiert wurden. Es waren Zivilpersonen (keine Soldaten!) und Jugendliche im Alter zwischen 13 und 15 Jahren,

die mehr oder weniger in die Vorbereitung und Durchführung des Aufstandes involviert waren. Sie wurden mit ihren Eltern (vor allem mit der Mutter) in dem Durchgangslager Pruszkow, zwanzig Kilometer von Warschau entfernt, gesammelt. Von dort aus gingen dann Transporte ins KZ Mauthausen.³ Was ist charakteristisch für ihre Erfahrungen? Im Unterschied zu den beiden anderen Gruppen haben sie einen Schock erlebt, etwas, das sich nicht mit einem früheren Erlebnis vergleichen ließ. Die Jugendlichen wurden bis 1944 von ihren Eltern oder anderen Erwachsenen (so weit es ging) geschont und waren vom Kriegsgeschehen weitgehend isoliert. Viele Bewohner Warschaus hatten bis zum Sommer 1944 durchaus die Möglichkeit, ihr eigenes Leben zu gestalten und die Kinder so zu erziehen, als spielte sich der Krieg in weiter Ferne ab.⁴ Je weiter die Jugendlichen vom Krieg entfernt gewesen waren, desto mehr schockierte sie die Konfrontation mit dem Lager, das zu dieser Zeit überbevölkert, extrem repressiv und grausam war. Diese Jugendlichen hatten ohne die Hilfe der älteren Häftlinge fast keine Chance zu überleben.

Es war aber unmöglich, allen zu helfen, und es gab viele Gründe, für sich allein durchkommen zu wollen. In vielen Berichten wird das Gefühl der Einsamkeit sehr stark betont. Solche Personen hatten wenig Gelegenheit, enge Kontakte mit anderen Häftlingen zu knüpfen, suchten diese Kontakte nicht oder fühlten sich den Bedingungen im Lager nicht gewachsen. Nach der Quarantäne in Mauthausen wurden sie in viele unterschiedliche Unterlager aufgeteilt, kamen nach Melk, Ebensee, Gusen und Gusen II, Redl-Zipf, Linz oder nach Abteilungen in Wien, um nur einige zu nennen.

Die Mehrheit hat die extrem schweren Bedingungen im Lager nicht ertragen, die meisten aus dieser Gruppe haben mindestens einige Wochen im Krankenrevier verbracht. Einige haben an den Todesmärschen teilgenommen, andere waren einige Wochen vor und nach der Befreiung nicht imstande, die Baracke selbstständig zu verlassen.

Tatsächlich war die Konfrontation mit dem Lager für diese Gruppe mehr als ein schockierendes, kaum zu ertragendes Erlebnis. Der erste Einblick in ihre Biographie erlaubt die Aussage, dass die Konfrontation mit dem Lager eine unerwartete, plötzliche und tief greifende Katastrophe war, die ihr gesamtes Leben bestimmte. Obwohl diese Etappe des Lebens nicht sehr lang war, hat sie eine tiefe Wandlung verursacht und schließlich wesentlich die Häftlingsgemeinschaft eines Konzentrationslagers, hier Mauthausens, gebildet. Die Vertreter dieser Gruppe fühlen sich heute verantwortlich für die Gemeinschaft der ehemaligen KZ-Häftlinge, auch für ältere Mithäftlinge.

Diese drei „Typen“ sind nur erste Annäherungen und intellektuelle Vorstellungen, obwohl sie auf den tatsächlichen Lager-Erfahrungen basieren. Dennoch handelt es sich um Vereinfachungen, die die Ausnahmen bewusst vernachlässigen. Das Projekt dokumentiert aber gerade die Vielfalt der Erfahrungen, die für weitere Forschungen, Analysen und Interpretationen zur Verfügung stehen. Viele Fragen sind hier für die Interpretationen nicht angesprochen worden. Weitere große Fragen sind die nach der Bedeutung der Politik, der politischen Orientierungen oder die nach religiösen

3 Es gab nur einen Transport nach Auschwitz-Birkenau (viele Häftlinge von diesem Transport wurden dann schnell nach Mauthausen gebracht) und einige direkte Transporte nach Mauthausen. Im September 1944 wurden einige Tausend Polen ins KZ Mauthausen transportiert.

4 Die jüdische Bevölkerung hatte diese Möglichkeit seit der Okkupation nicht mehr.

Grundorientierungen, nach der Bedeutung der ethnischen Zugehörigkeit für die Überlebensfähigkeit im KZ oder für solidarische oder weniger solidarische Verhaltensweisen. Wir haben sehr umfangreiches Material gesammelt, das die Basis für weitere und gemeinsame Arbeit bilden wird. Leider ist es bisher weder von Österreich noch von Deutschland oder von Polen aus gelungen, eine Finanzierung für die Auswertung der insgesamt ca. 850 Interviews, die in etwa 30 Ländern durchgeführt wurden, zu erreichen.

Übersetzung: Jolanta Pawłowska

Bewegte und organisierte Jugend

Das Interviewarchiv „Jugend im 20. Jahrhundert“ des POSOPA e.V.

Ein biographisch orientiertes Sammelprojekt

Roland Gröschel

Sowohl in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften als auch in der medialen Vermittlung lebensgeschichtlicher Erfahrung erhielten narrative Interviews und „Zeitzeugenerzählungen“ in ihren vielfältigen Spielarten in den letzten dreißig Jahren eine wachsende Bedeutung. Methoden der qualitativen Sozialforschung, die unterschiedliche Formen von unstandardisierten Interviews als Datengrundlage generieren, gehören heute zum anerkannten wissenschaftlichen Kanon. Die Geschichtswissenschaft hat die Bedeutung mündlicher Quellen erkannt und geht mit ihnen vielfach quellenkritisch und methodenreflektiert um. Viele Geschichtsinitiativen nutzen „Oral History“ als wichtige Quelle, und in den Medien sind Zeitzeugenerzählungen inzwischen ubiquitär.

Obwohl die Bedeutung biografischer Erzählungen als Quelle historischer und sozialwissenschaftlicher Forschung zunehmend erkannt wird: Dieses wichtige Quellenmaterial scheint erschreckend häufig nur unzureichend archiviert zu werden. Und auch wenn Interviews in einem Archiv aufbewahrt werden, sind sie noch nicht automatisch öffentlich zugänglich. Dies ist – abgesehen von den rechtlichen Aspekten der Zugangsregelungen – erst dann gewährleistet, wenn das Archiv seinen Interviewbestand (a) dauerhaft physikalisch sichert, (b) archivalisch ordnet und inhaltlich erschließt sowie (c) die Öffentlichkeit über Art und Umfang des Interviewbestandes und seine Benutzungsmöglichkeiten informiert.

Der POSOPA e.V. und sein Interviewarchiv „Jugend im 20. Jahrhundert“

Gesellschaftswissenschaftler, Historiker und Pädagogen aus Ost- und Westdeutschland gründeten unmittelbar nach der Wende 1990 den „Verein zur Förderung von Forschungen zur politischen Sozialisation und Partizipation“ (POSOPA e.V.). Seinen Sitz nahm der neu gegründete Verein in Berlin. Unmittelbar nach der Gründung begannen die Vereinsmitglieder mit dem Aufbau einer Forschungsbibliothek mit dem Sammelschwerpunkt Jugend und Kindheit im 20. Jahrhundert einschließlich der für dieses weite Feld relevanten Bezugswissenschaften wie Geschichte, Soziologie, Pädagogik und Psychologie. Den Grundbestand der Bibliothek bildeten Buchspenden der Vereinsmitglieder. Als in den Monaten nach dem Zusammenbruch der DDR viele Ost-Berliner Bibliotheken wissenschaftlich teilweise sehr wertvolle Bestände ausmusterten, weil sie nicht mehr in die „neue Zeit“ zu passen schienen, Platz für die Literatur aus der Bundesrepublik geschaffen werden sollte und Bücher tonnenweise auf

Müllkippen oder in Papiermühlen landeten, begann der POSOPA e.V. eine umfangreiche Sammelaktion. Aus Ost-Berliner Bibliotheken übernahm er etwa 20.000 Bände – Fachliteratur zu seinen Sammelschwerpunkten –, die vernichtet werden sollten.

Heute umfasst die Vereinsbibliothek etwa 40.000 Bände, die zwar erst teilweise katalogisiert, aber benutzungsfähig nach Sachgruppen geordnet aufgestellt sind. Darüber hinaus wurde der Grundstock für ein Archiv aus Materialien von Forschungsprojekten der Vereinsmitglieder gelegt, das bis heute auf etwa 60 laufende Meter angewachsen ist. 1991 erschien die erste Ausgabe der Zeitschrift „interventionen“, 1994 das erste Buch in der vom Verein editierten Schriftenreihe.

In den Publikationen des POSOPA e.V. spiegeln sich seine Forschungsschwerpunkte: Jugendbewegungen, Jugendarbeit und Jugendpolitik in Deutschland im 20. Jahrhundert, Reformpädagogik vor 1933 und nach 1945, politische Erziehung in Ost- und Westdeutschland, interkulturelles Lernen in der FDJ und der kirchlichen Jugendarbeit in der DDR und in der Jugendarbeit der Bundesrepublik, Autobiografien und Erinnerungen von Jugendbewegten und Jugendpolitikern sowie aus dem Bereich historischer Sozialisationsforschung.

Das Interviewarchiv des POSOPA e.V. umfasst derzeit etwa 350 Interviews. Es besteht aus Überlassungen mehrerer Forschungsprojekte verschiedener Institutionen und Einzelpersonen, die sich seit Beginn der achtziger Jahre mit Themen der Jugendgeschichte befassten und Interviews zur Geschichte der Jugend und der Jugendarbeit im 20. Jahrhundert durchführten, sowie aus Interviews thematisch gleich gelagerter Forschungsprojekte des POSOPA e.V. Die ältesten Interviews, über die das Archiv verfügt, entstanden zu Beginn der achtziger Jahre. Obgleich die Interviews in verschiedenen Forschungsprojekten erhoben wurden, handelt es sich überwiegend um narrative, lebensgeschichtliche Interviews mit einem Schwerpunkt auf den Jugenderinnerungen und mit themenzentrierten Nachfrageteilen zu Elternhaus, Schule, Gleichaltrigengruppe, Stadtleben, Öffentlichkeit und Medienwelt, Jugendbewegung, Jugendarbeit, Jugendverbandsarbeit und Jugendpolitik. Die Interviews des Bestandes sind methodisch also sehr ähnlich erhoben worden und entstammen Forschungsprojekten mit ähnlichen Fragestellungen. Die Interviews wurden mit Zeitzeugen der Geburtsjahrgänge 1896 bis 1972 durchgeführt. In der Regel wurden für ein Interview mehrere Sitzungen benötigt. Bis auf wenige Ausnahmen dauerten die Interviews mindestens drei Stunden. Das längste Interview weist eine Gesamtdauer von 27 Stunden auf. Es wurden sowohl Zeitzeugen aus West- als auch aus Ostdeutschland interviewt. Einige davon bereits Jahre vor dem Zusammenbruch der DDR – zum Teil durch offizielle Kontakte herbeigeführt, zum Teil nur unter „konspirativen“ Umständen ermöglicht. Die meisten Interviews mit Zeitzeugen aus Ostdeutschland (vorwiegend aus Ost-Berlin und Brandenburg) fielen jedoch in die Zeit der „Wende“ und die unmittelbaren Jahre danach (1990 bis 1995).

In der Regel begannen die Interviews mit einem allgemeinen Erzählimpuls, der eine „lebensgeschichtliche Großerzählung“ auslösen sollte, in denen die „Zugzwänge biografischen Erzählens“ (Fritz Schütze, 1987) wirksam werden konnten. Danach folgten immanente Nachfragen, die Unklarheiten und Lücken der biografischen Erzählung beseitigen und schließen sollten. Je nach den Fragestellungen des Projektes schlossen sich, meist in weiteren Sitzungen, die exmanenten Fragen aus den jeweiligen Interviewleitfäden an. Diese waren mehr oder minder konkret, begannen in der Regel mit allgemeinen Erzählimpuls zu den interessierenden Themen und wurden

im Verlauf des Interviews immer konkreter. Immer stand jedoch das Bemühen im Vordergrund, den Zeitzugehörigen die Möglichkeit zu längeren zusammenhängenden Erzählungen zu geben. Dies gelang bis auf wenige Ausnahmen, bei denen die Interviewpartner nur eine sehr begrenzte Zeit zur Verfügung standen, vor allem wenn es sich um noch im Beruf stehende politische Funktionsträger höherer Ebenen handelte.

Sofern es die personellen Ressourcen der Forschungsprojekte erlaubten, führten jeweils zwei Interviewer ein Interview durch und fertigten unabhängig voneinander detaillierte Kontextbeschreibungen an. Damit kann ein großer Teil des Interviewbestandes einem wesentlichen Gütekriterium qualitativer Forschung, den Forschungsprozess detailliert zu dokumentieren, genügen. Aufgrund der begrenzten finanziellen Ressourcen der Forschungsprojekte konnte nur ein kleiner Teil der Interviews transkribiert werden. Ein kleinerer Teil ist – eher notdürftig – durch Inhaltszusammenfassungen dokumentiert. Etwa die Hälfte des Bestandes ist rudimentär in einer EDV-Datenbank erfasst, die jedoch den Kriterien einer professionellen archivarischen Erschließung und inhaltlichen Verschlagwortung nicht genügt. Ein Thesaurus existiert noch nicht.

Die den lebensgeschichtlichen Interviews folgenden „thematischen“ Teile der Interviews beziehen sich – den Fragestellungen der jeweiligen Forschungsprojekte entsprechend – auf folgende Gegenstände:

- Geschichte der Arbeiterjugendbewegung vor 1933 (Sozialistische Arbeiterjugend, Kommunistische Jugend, Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde/Rote Falken, gewerkschaftliche Jugendarbeit),
- Jugend im NS und im antifaschistischen Widerstand,
- Jugendweihe und Freidenkertum im Berlin der zwanziger Jahre,
- Berliner Arbeiterjugendbewegung vor 1933,
- interkulturelles Lernen in der FDJ und in der kirchlichen Jugendarbeit der SBZ/DDR 1945 bis 1990 (Schwerpunkt: Land Brandenburg),
- Erfahrungen des gesellschaftlichen Systembruchs 1945/49 in Berlin und Aufbau der Jugendarbeit in Ost- und West-Berlin nach 1945,
- West-Berliner Jugendverbände 1945 bis 1990,
- Jugendverbandsarbeit und Jugendpolitik in den Westzonen und der BRD,
- Jugendpolitik und Jugendhilfe in der Bundesrepublik,
- sozialdemokratische Arbeiterjugendbewegung in Bayern vor 1933,
- deutsche sozialdemokratische Arbeiterjugendbewegung in den deutschsprachigen Gebieten der CSR vor 1938 und
- Aufbau der sozialdemokratischen Jugendorganisation Sozialistische Jugend Deutschlands – Die Falken in Bayern und in den Westzonen/BRD.

Mit den Interviewpartnern wurden Vereinbarungen geschlossen. Sie beinhalten Regelungen über Anonymisierung und Benutzungsmöglichkeiten (Zugangs- und Verwendungsbeschränkungen). Diese individuell recht unterschiedlich gestalteten Vereinbarungen sind die Grundlage für die Nutzung der Interviews.

Möglichkeiten und Probleme der materiellen Datensicherung

Die frühesten Interviews des Interviewarchivs des POSOPA e.V. datieren vom Beginn der achtziger Jahre. Diese etwa 25 Jahre alten Tonträger, handelsübliche Tonkassetten, geraten nun an die Grenze ihrer Lebensdauer: Bei den Aufnahmen verschwinden die Tonhöhen, und der Rauschpegel steigt. Bei adäquater Lagerung in kühlem, trockenem Raumklima bei einigermaßen gleich bleibender Temperatur fernab starker Magnetfelder aufrecht und in zurück gespultem Zustand ist der Verfallsprozess zwar etwas zu verzögern, schreitet aber unaufhaltsam fort. Regelmäßiges jährliches Umspulen wäre angezeigt, um das Verkleben der Bänder zu verhindern. Aber bei einem Bestand von ca. 1.400 Tonkassetten ist selbst diese Notwendigkeit bei ehrenamtlicher Tätigkeit, auf die eine kleine Institution wie der POSOPA e.V. zurückgeworfen ist, nur sehr eingeschränkt möglich. Um eine nochmalige Verdoppelung der Verfügbarkeit der analogen Tonaufnahmen zu erreichen, müssten sie auf neues Bandmaterial umkopiert werden, was jedoch eine Qualitätseinbuße mit sich brächte und sehr aufwändig wäre. Tonkassetten sind eben kein Träger, der sich für dauerhafte jahrzehntelange Archivierungszwecke eignet. Und wer könnte schon mit Sicherheit sagen, ob in fünfzig oder gar hundert Jahren geeignete technische Abspiel- und Kopiergeräte, bzw. Ersatzteile für Altgeräte verfügbar sein werden. Schließlich handelt es sich bei den Kassettenrekordern um eine 40 Jahre alte Technologie, die in absehbarer Zeit wohl von Digitalrekordern, Mini-Disc-, CD- oder DVD-Recordern abgelöst werden wird (Näser, 2000). Unsere Enkel werden vermutlich den Begriff „Doppelkassettendeck“ für eine Art vorsintflutliches Flugzeug halten und nicht für ein Gerät zum Abspielen und Kopieren von Tonkassetten.

Ein Umkopieren auf professionelle Studio-Tonbänder mit einer geschätzten Haltbarkeit von bis zu hundert Jahren verbietet sich schon aufgrund der hohen Kosten für die technische Infrastruktur.

Es liegt also nahe, die analogen Tonträger zu digitalisieren und auf CD oder DVD zu übertragen. Auch dies ist eine aufwändige Angelegenheit. Es ist ein weit verbreitetes Missverständnis, dass digitale Tonaufzeichnungen an sich schon eine sichere Archivierung ermöglichen würden. Im Gegenteil: CD und DVD sind als Datenträger noch weniger haltbar als analoge Magnet-Tonträger, und die zu deren Abspielen benötigte Hard- und Software setzt zusätzliche zeitliche Grenzen der Verfügbarkeit. Anfragen bei namhaften CD-Herstellern ergaben ein ernüchterndes Ergebnis: Bei sachgemäßer Lagerung, so hieß es, sei lediglich eine Lebensdauer von fünf bis zehn Jahren zu garantieren. Vermutlich wird diese Zeitbeschränkung aber nicht das Entscheidende sein, denn auch die Hardware- und Speichermediengenerationen werden sich weiterhin kontinuierlich ablösen. Die Tatsache, dass unsere „Informationsgesellschaft“ auf Datenträgern und technischen Systemen mit hoher Verfallsgeschwindigkeit und großer Fehlerhaftigkeit beruht, dringt nur langsam ins öffentliche Bewusstsein (Schmundt, 2000).

Der „ewige Datensatz“

Tonaufnahmen dauerhaft zu sichern bedeutet letztlich: Die Grundlage einer dauerhaften Datensicherung ist die Herstellung eines digitalen „ewigen Datensatzes“. (Huck, 1998) Dieser kann dann schneller und preiswerter als analoge Tonaufzeichnungen in die jeweils gängigen Dateiformate und Datenträger überführt werden, wenn relevante

Systemwechsel in der Abfolge der Technologien eintreten oder die Haltbarkeitsgrenzen der Datenträger erreicht ist. Es ist also eine kontinuierliche Überführung der Bestände gemäß den Haltbarkeitsparametern der Datenträger und entsprechend der Weiterentwicklung der Datenträger und der für sie nötigen technischen Systeme nötig. Parallel dazu ist es sinnvoll, die originalen analogen Tonträger gut gepflegt bis zu ihrem physikalischen Ende aufzubewahren.

Auch die Flucht in das Papier ist unzureichend: Interview-Transkriptionen sind nicht die Quelle, sondern nur ein Hilfsmittel zur Erfassung des Inhaltes bzw. zur Auswertung der Quelle. Das in erster Linie zu schützende Quellengut ist die Tonaufzeichnung.

Die International Association of Sound and Audiovisual Archives (IASA) hat Grundsätze zur Sicherung des Audio-Kulturerbes entwickelt (IASA-TC03), die auch bei der Archivierung von Interviews auf Tonträgern weitest möglich berücksichtigt werden sollten.

Erschließung des Interviewarchivs

Interviewbestände, die nicht katalogisiert und zumindest rudimentär inhaltlich erschlossen sind, sind außen stehenden Interessierten praktisch nicht zugänglich: Sie können nicht finden, was sie suchen, es sei denn, eine mit dem Inhalt des Archivs vertraute Person kann sie beraten. Diese amateurhafte Lösung mag bei kleineren Interviewbeständen von etwa 50-100 Interviews noch praktikabel sein. Größere Interviewarchive sind jedoch zwingend auf eine professionelle archivalische Erschließung angewiesen.

Das Interviewarchiv des POSOPA e.V. ist derzeit erst rudimentär erschlossen. Es wurde mithilfe der Standardsoftware MS ACCESS eine Datenbank angelegt, die folgende Felder enthält: Name, Vorname, Geburtsname, Interviewdaten (Interviewnummer, Datum des Interviews, Anzahl der Kassetten) Einzelinterview/Gruppeninterview, Geburtsdatum, Geschlecht, Konfessionszugehörigkeit, Name des/der Interviewer/in, Urheber-Projektname, Bestandsbeschreibung, Interviewvereinbarung, Kurzlebenslauf, Hauptorganisation, Nebenorganisationen, Aktivität in sozialen Bewegungen, Beginn und Ende des politischen Engagements, Beginn und Ende des Berichtszeitraums, Hauptwirkungsorte, Nebenwirkungsorte, Personen, Sachschlagworte, Nutzungseinschränkungen.

Zwar sind für jedes Interview die zentralen Daten erfasst, jedoch nur bei einer kleinen Anzahl auch jene Datenfelder, die eine genauere Kenntnis des Interviews erfordern. Somit ist derzeit eine Recherche nur eingeschränkt möglich. Eine tiefer gehende Verschlagwortung und die Erarbeitung eines hierarchischen Thesaurus sind im Rahmen eines Bestandssicherungs- und -erschließungsprojektes geplant.

Erfahrungsaustausch, Kooperation und Vernetzung bei der Archivierung qualitativen biografischen Materials

Der POSOPA e.V. ist sehr an einem Erfahrungsaustausch mit anderen Einrichtungen interessiert, die Interviews auf Tonträgern oder anderes biografisches Material archivieren. Dieser könnte sich beziehen auf

- technische Fragen (Datensicherung, Digitalisierung, Speichermedien, Umkopierung usw.),

- rechtliche Fragen (Datenschutz, Anonymisierung, Gestaltung von Interviewvereinbarungen, Urheberrecht usw.),
- Datenbanksoftware,
- Transkriptionsverfahren, Fehlerminimierung, Erfahrung mit Spracherkennungsprogrammen,
- forschungsethische Fragen,
- Information über Projekte, Dokumentationsvorhaben, Bestandsübersichten.

Wir würden uns wünschen, dass ein zunehmender Erfahrungsaustausch zu regelmäßiger Kooperation und schließlich zur Einrichtung einer Website führen könnte, die als Forum dieses Erfahrungsaustausches fungiert. Eine solche Website könnte sich zu einer Service- und Dienstleistungseinrichtung entwickeln. So könnte sie beispielsweise Informationen bereitstellen, die auch außeruniversitären Initiativen, Gruppen und Vereinen, die mit lebensgeschichtlichen Interviews arbeiten und diese archivieren wollen, wertvolle Hinweise geben könnte. Zum zweiten könnte sie eine virtuelle Datenbank mit Bestandsübersichten von Interviewarchiven in der Bundesrepublik und internationalen Links aufbauen. Dies käme den Bedürfnissen von Wissenschaftlern und Journalisten, Laienforschern und Schülern, also allen Interessierten entgegen, die sich rasch informieren könnten, wo Interviews zu den sie interessierenden Fragestellungen archiviert sind. Andererseits erlaubte eine derartige Einrichtung den Archiven, die interessierte Öffentlichkeit über ihre Bestände und Nutzungsmöglichkeiten zu informieren.

LITERATUR

- Huck, Frank Rainer: Der „ewige Datensatz“. Löst Digitalisierung wirklich alle Archivprobleme? In: IASA-Journal No. 11, Juni 1998.
- IASA-TC 03. In Auszügen abgedruckt in: Schall und Rauch. Hg. v. d. IASA Ländergruppe Deutschland/Deutschschweiz e.V. Heft 1, Mai 1998.
- Näser, Wolfgang (2000). Der Cassettenrecorder. Gedanken zu seinem 25. Geburtstag. <http://staff-www.uni-marburg.de/~naeser/cassrec1.htm> (2.10.2000).
- Schmundt, Hilmar (2000). Im Dschungel der Formate. Der Informationsgesellschaft droht der Gedächtnisschwund. In: Der Spiegel, 26/200, 122-126.
- Schütze, Fritz (1987). Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. I. Studienbrief der Fern-Universität Hagen. Kurseinheit 1.

Der europäische Autobiographie-Schreibezirkel

Stefanie Risse¹

Seit dem Jahr 1999 gibt es in Anghiari, einer kleinen toskanischen Stadt im Hohen Tibertal, die Libera Università dell'Autobiografia. Gegründet wurde sie vom Journalisten Saverio Tutino, dem das Land bereits sein nationales Tagebucharchiv Archivio Diaristico Nazionale zu verdanken hat (vgl. BIOS 1998, 298-301), und dem Mailänder Professor Duccio Demetrio, der sich auf die autobiographische Methode innerhalb der Erwachsenen-Pädagogik spezialisiert hat. Im selben Jahr entstand innerhalb der Autobiographie-Universität der Circolo di scrittura autobiografica a distanza, der europäische Autobiographie-Schreibezirkel.

Während die Universität zahlreiche Weiterbildungsseminare vor Ort anbietet, setzt sich der Autobiographie-Schreibezirkel zum Ziel, auch entfernt lebende Menschen zum Aufschreiben ihrer Lebenserinnerungen zu motivieren. Die internationale Zusammensetzung unserer lokalen Gruppe ermöglichte nicht nur den Kontakt, sondern auch die Korrespondenz ins europäische Ausland in den drei Sprachen Italienisch, Englisch, Deutsch. Durch die Unterstützung verschiedener Zentren autobiographischer Kultur in Europa konnten wir unsere Einladungen nicht nur an alle Mitglieder unserer Libera Università dell' Autobiografia, sondern auch an die des Deutschen Tagebucharchivs in Emmendingen, des Mass Observation Archives in Brighton und der Academy for Autobiography in Käsämäki, Finnland, verschicken.

Das war im Jahr 1999. Seitdem reißt der Strom der eingehenden Briefe nicht mehr ab. Fast 150 Personen haben uns im Laufe der Jahre geschrieben, die meisten von ihnen mit erstaunlicher Kontinuität. Die am stärksten vertretenen Nationen sind Italien (73) und England (50) gefolgt von Deutschland (14), Finnland (7), Schweden, Dänemark und der Tschechischen Republik (je 1).

Jedes Jahr senden wir drei Themenvorschläge, angefangen von „meine erste Erinnerung“ über: „der liebste Ort meiner Kindheit“ und „Erinnerungen an ein Tier“ bis zur Erinnerung an Momente starker Gefühle wie Angst, Scham oder Freude. Da die Schreibenden aus verschiedenen Generationen stammen (vom Jahrgang 1914 bis 1965), ergibt sich bei der parallelen Lektüre der Antworten zu jedem Thema eine Art sozio-historischer Abriss des vergangenen Jahrhunderts.

Selbst ein so harmloses Thema wie „eine haarige Geschichte“ – Erinnerungen, die an die eigenen Haare gekoppelt sind – spiegelt neben zeit-ungebundenen Gemeinsamkeiten wie dem Wunsch, einem Idol zu gleichen, oder dem Trauma eines erzwungenen Abschnittes oder einer misslungenen Behandlung immer auch ihren historischen Hintergrund: die Erfahrung zum Beispiel, als Kriegsgefangener kahlgeschoren zu werden, der Zwang zu ziependen Zöpfen, die Läusebekämpfung der Kinderköpfe in den Kriegs- und Nachkriegsjahren, die schmerzhaften Prozeduren der ersten Dau-

1 Die Autorin ist Gründerin und Koordinatorin des europäischen Brief-Schreibzirkels. Information und Kontakt: Circolo di scrittura autobiografica a distanza, Piazza del Popolo, 5, I-52031 Anghiari (AR), http://www.lua.it/angh/circolo/circolo_d.html

erwollen in den Fünfzigern, der interfamiliäre Streit um lange Haare in den Sechzigern, der Schock über Punkfrisuren der eigenen Kinder in den Siebzigern ...

Ein besonderes Kommunikationsbedürfnis besteht zweifellos bei den Personen, die den Zweiten Weltkrieg als Kind, Jugendlicher oder junger Erwachsener erlebt haben. Die Kriegserinnerungen scheinen oftmals alle übrigen Erinnerungen zu überschatten. Wie sehr sie sich gleichen, über die damaligen „Fronten“ hinweg, und wie stark das Bedürfnis nach Verstanden-Werden, nach Verständigung mit den nachgeborenen Generationen und der Aussöhnung mit den damaligen Feinden ist, geht aus den Texten und den oft seitenlangen Begleitschreiben hervor. Ebenso der Wunsch, dass diese Erfahrungen – je schmerzvoller sie waren – nicht umsonst gewesen seien, dass sie zumindest erinnert würden.

Alle Texte werden in der Gruppe gelesen, bei Bedarf übersetzt, und in individuellen Mappen gesammelt. Ganz allmählich entsteht aus den beschriebenen Blättern, den Zeichnungen und Fotos, die uns zugesandt werden, eine ständig wachsende Autobiographie der oder des Schreibenden. Handschriftliche Zusendungen sind sehr geschätzt, denn die individuelle Handschrift scheint uns ein starker Ausdruck der Persönlichkeit zu sein, der, wie die Briefkultur insgesamt, zur „vom Aussterben bedrohten Spezies“ gehört.

Unser Anliegen geht aber durchaus über das bloße Erinnern und Aufschreiben hinaus. Es zielt auch auf das Sich-Kennen-Lernen – und zwar sowohl auf das Kennenlernen der schreibenden Partner als auch, in der Wiedererkennung wie in der Abgrenzung, das der eigenen Person.

Wer an einem Zirkel wie dem von Anghiari teilnimmt, ist ein erwachsener oder auch alter Mensch, der nicht aufhört zu wachsen: er oder sie hat innere Entwicklungen durchlebt, er hat von sich selbst ausgehend Entdeckungen gemacht, er ist auf Dinge gestoßen, auf die er nie zu stoßen glaubte; gleichzeitig aber macht er durch all das eine tiefe menschliche und äußerst bedeutsame Erfahrung. Es bewegt einen, wenn man erfährt, dass man nicht mehr alleine ist, sondern dass da unbekannte Freunde und Wegbegleiter sind, die sich für einen interessieren und für die man sich zu interessieren beginnt. (Duccio Demetrio im Vorwort von : La Vita per Posta, Anghiari 2002)

Die autobiographische Kommunikation als Erzählung dessen, was sich im Leben an Wesentlichem ereignet hat, kurz: die Lebenserfahrungen des Einzelnen, die es wert sind, tradiert zu werden, steht in unserer modernen Mediengesellschaft im Abseits. Zunehmend verschwinden die Orte und alltäglichen Situationen, die den Austausch ermöglichen und förderten.

Wir sind stolz, dass wir mit dem Circolo di scrittura autobiografica a distanza einen solchen Ort geschaffen haben, an dem sich nunmehr seit Jahren kontinuierlich zahlreiche Menschen mit ihrer eigenen persönlichen und zugleich der kollektiven Geschichte unserer Kultur auseinandersetzen – und das einzig und allein auf der Basis persönlichen Einsatzes und ehrenamtlichen Engagements. Wir sind uns gleichermaßen bewusst, dass wir dabei sind, einen Fundus zu schaffen, der eines Tages fruchtbarer Forschungsgegenstand für verschiedenste Fragestellungen der Alltags- und Mentalitätsgeschichte werden kann.

Literaturbesprechung

Helga Amesberger, Katrin Auer u. Brigitte Halbmayr: Sexualisierte Gewalt. Weibliche Erfahrungen in NS-Konzentrationslager[mit einem Vorwort von Elfriede Jelinek], Wien: Mandelbaum Verlag 2004², geb., 24,90 €.

Eines irritiert: Das Buch wurde bislang erst in zwei ausführlichen Rezensionen gewürdigt, doch ansonsten weitgehend ignoriert. Das Schweigen über die in den KZs verübten sexuellen Gewalttaten setzt sich also in der Sprach- und Schriftlosigkeit fort. „Ich habe dieses Buch gelesen, und an meinen Empfindungen ist herumgehämmert worden, auf sie ist eingehämmert worden, ununterbrochen, aber es ist natürlich trotzdem kein anderer Mensch aus mir geworden.“, schreibt Literaturnobelpreisträgerin Elfriede Jelinek im Vorwort. Das Schweigen, das sich damit nicht Befassen, das nicht Benennen haben Gründe, über die es nachzudenken gilt. Elfriede Jelinek gibt uns dafür zahlreiche Hinweise: Die Routine der „nachkatastrophalen Moralität“, der „lauwarmer Strom der Gedenkfeiern“, in dem wir mitschwimmen können, wenn es darum geht, den Opfern „eingedenk“ zu sein, um sich danach „irgendwann an einen warmen Strand [zu] retten, wo man ganz bei sich zu Hause sein kann.“ Ihr Vorwort ist sprachlich und analytisch brilliant, aber auch verstörend, da sie Gewohnheiten - wie die Gedenkrituale - und scheinbare Gewissheiten offen hinterfragt. Ihr gelingt die Einbettung der Thematik sexualisierter Gewalt in eine tiefe historische und kulturelle Perspektive, die – so scheint es mir als Leser – auch den Autorinnen möglich gewesen wäre. Es geht nicht nur um Verweise auf Ereignisse der jüngsten Vergangenheit wie die Fotografien der Folterszenen im Abu-Ghraib-Gefängnis im Irak oder die Verge- waltigungen während der Jugoslawienkriege der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Die Sexualisierung von Gewalt gegen Frauen ist elementar im Kontinuum der Gewalt von Kriegen und Genoziden, und sie findet ihren Ausgangspunkt in den nach wie vor vorhandenen, von Machtverhältnissen zwischen den Geschlechtern, ethnischen und sozialen Gruppen geprägten Lebenspraktiken, die bei Bedarf von struktu- rer Gewalt in angewandte Gewalt kippen können.

Vermutlich beginnt das Schweigen bereits auf einer Ebene, die unsere Gegenwart betrifft: Sexualisierte Gewalt ist ein wohl gehütetes Tabu. Im Alltag begegnet sie uns ikonographisch banalisiert und kommerzialisiert auf beängstigend spielerische Weise, in Filmen und Werbung. Wer aber spricht schon offen über die Tatsache, dass Frauen wesentlich stärker sexueller Gewalt durch Bekannte und Verwandte in den „eigenen vier Wänden“ ausgesetzt sind?

Ein Buch zur Thematik „sexualisierte Gewalt“ zu schreiben bedarf vermutlich starker Beweggründe, denn es ist gewiss nicht leicht, dieses Thema so lange Zeit mit sich herum zu tragen. Die Autorinnen beziehen sich in ihrer Motivation auf die Ge- genwart: Es ist ihre Beobachtung und Erfahrung, dass gegenwärtig erlittene sexuali- sierte Gewalt nicht geglaubt und verharmlost wird oder den Opfern die Schuld zuge- wiesen wird. Es sind die Opfer, die unter Rechtfertigungsdruck geraten, und das ist wohl einer der Gründe dafür, die Mauer des Schweigens über die sexualisierte Gewalt aufrecht zu erhalten. Katrin Auer, Helga Amesberger und Brigitte Halbmayr bege- gen dem Thema eindrucksvoll mit feinstimmiger Sensibilität und Offenheit. Die bei-

den Letztgenannten legten bereits 2001 eine umfangreiche, mit Lebensgeschichten untermauerte Arbeit über das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück vor.

Das dem Buch zugrunde liegende Forschungsdesign ist mehrfach innovativ und für Historikerinnen und Historiker eher ungewöhnlich. Das mag daran liegen, dass die Autorinnen unterschiedlichen Disziplinen angehören – Ethnologie, Soziologie, Politikwissenschaft und eben Geschichtsforschung. Quellenbasis sind Interviews mit 43 weiblichen KZ-Überlebenden, vor allem des Frauenkonzentrationslagers Ravensbrück. Die Autorinnen beziehen sich außerdem immer wieder auf die von Forschern und Forscherinnen bereits vorgelegten Interviews mit anderen Zeitzeuginnen bzw. auf deren Berichte. Mit neun der 43 Frauen wurden „problemzentrierte“ Tiefeninterviews geführt.

Besonders wichtig ist den Autorinnen eine Unterscheidung der Begriffe „sexuelle Gewalt“ und „sexualisierter Gewalt“. Sie bevorzugen den letztgenannten Begriff, da es ihnen nicht nur um direkte körperliche Gewalt geht, „sondern auch um darüber hinausgehende ‚Grenzüberschreitungen‘ wie Verletzungen des Schamgefühls, verbale Erniedrigung, psychische Nötigung zu sexuellen Handlungen etc.“ Das Entkleiden, die Nacktheit vor Männern (in SS-Uniformen), das Scheren der Haare, die mangelnde Hygienemöglichkeiten, die fehlende Intimsphäre oder die Kleidung machten den neu ankommenden KZ-Insassinnen von Beginn an klar, dass sie sich in einem von sexualisierter und jederzeit möglicher sexueller Gewalt geprägten Szenario befanden.

Aufschlussreich ist das Buch besonders dann, wenn es um persönliche Erinnerungen geht und diese in Widerspruch zu vorgefassten Meinungen stehen. Die Autorinnen analysieren beispielsweise den Mythos der „freiwilligen Meldung“ von Prostituierten in den KZs. Diese vorgefasste Meinung gehört wohl zur allgemein vorhandenen Strategie der Schuldumkehr gegenüber Opfern sexueller Gewalt. Die Autorinnen gehen den Machtmechanismen sexualisierter Gewalt in der Extremsituation der KZs nach und beschreiben diese sowohl auf Grundlage von Quellen und Hinweisen aus den Interviews, etwa, dass der Hunger und die ständig drohende Lebensgefahr die Häftlingsfrauen erpressbar gemacht hatte und sexuelle Übergriffe seitens der Wachmannschaften oder hierarchisch höher gestellter Häftlingsgruppen manchmal einer Überlebenschance gleichzukommen schien.

Besonders intensiv wird das Buch an jener Stelle, an der sich die Autorinnen in Fallgeschichten vertiefen. Sie beschreiben zwei Frauen, von denen die Autorinnen auf Grund der Erzählungen die Hypothese aufstellen, dass sie schwerer sexueller Gewalt ausgesetzt waren. Mit der Methode objektiver Hermeneutik versuchen sie zu ergründen, ob und von wem die beiden Frauen zur „Sexarbeit“ gezwungen wurden und in welcher Art und Weise sie davon erzählten. Es gehe nicht mehr um Faktengeschichte bzw. „Wahrheitsgeschichte“, sondern „um eine individuelle Perspektive auf eigenes Erleben und vor allem um die Frage, wie dieses eigene Erleben in die jeweils persönliche Lebensgeschichte integriert werden konnte und wie erlittene Traumatisierungen (nicht) kommuniziert werden können.“ In sechs Arbeitsschritten wurde das Interpretationsverfahren operationalisiert. Zwei weitere Expertinnen nahmen an diesem Interpretationsverfahren teil, eine Psychotherapeutin, die mit KZ-Überlebenden arbeitet, und eine Linguistin, die Medien in Bezug auf die Darstellungsweisen zur Thematik Vergewaltigungen und Vergewaltigungsopfer untersucht. In das Buch wurden jene Hypothesen übernommen, über die innerhalb der Wissenschaftlerinnengruppe ein Konsens bestand. An manchen Stellen wäre es für mich als Leser jedoch hilfreich

gewesen, etwas von diesem Diskussionsprozess vermittelt zu bekommen, da manche Schlussfolgerungen nicht leicht nachvollziehbar sind, denn das Lesen der ausführlichen Interviewzitate verlockt unmittelbar zu eigenen Interpretationen und Schlüssen. Es wäre interessant gewesen zu erfahren, ob alternative Interpretationen überhaupt in Erwägung gezogen wurden und warum sie verworfen wurden.

Ein grundsätzliches Problem sehe ich bei einem derartigen Interpretationsverfahren, dass mit Wahrscheinlichkeiten spekuliert wird, die sich – so meine Kritik – eigentlich während des Interviews oder im Anschluss an das Interpretationsverfahren hätten klären lassen. Da die Interviews zum Teil extensiv zitiert werden, also die Fragen ebenfalls protokolliert sind, drängt sich die Frage auf, wie sehr die Formulierungen der Fragen die Antworten präformierten. Manches an dem Nicht-Benennen-Können findet nämlich – so meine Vermutung – auf Ebene des Fragens statt. Sehr oft tauchen Suggestivfragen oder suggestive Bemerkungen auf, zu selten – so scheint es mir – sprechen Fragen jene Aspekte an, die für die Interpretation klärend hätten sein können. Für mich als Leser lässt es sich schwer auseinander halten, dass es bei der Interpretation eben nicht um die Fakten geht, sondern um etwas ganz anderes, nämlich um eine hermeneutisch fundierte Diskussion, wie es auf Grundlage der Erzählungen hätte gewesen sein können. Wenn ich versuche, mich in die Situation der Interviewpartnerinnen hineinzusetzen, dann frage ich mich, ob mir das recht wäre, auf diese Art und Weise interpretiert zu werden, und die Antwort ist klar: nein. Manche Interpretationen scheinen mir überzogen und somit problematisch. Ein Beispiel ist die Passage (S. 185), in der die Interviewpartnerin davon erzählt, als Musikerin bei einer Orgie von SS-Männern Musik gespielt zu haben. Sie sagt: „Habe mir die Hosen aufgemacht und hinein, sechs oder sieben Stelzen, so große, habe ich alle Tage hineingetan.“ Die Autorinnen interpretieren, dass die Stelzen nicht nur Essen symbolisieren, sondern ein sexuell konnotiertes Symbol darstellen. Die „sechs oder sieben Stelzen“ könnten, so ihre Interpretation, auch auf erlittene Mehrfachvergewaltigungen oder den Zwang zu oralem Sex verweisen. „Stelzen“ als Umschreibung für „Penis“ könnten es der Interviewpartnerin ermöglicht haben, in Andeutungen das für sie Unaussprechliche zu artikulieren. Das ist eine der Passagen, bei denen ich die Interpretationsmethode problematisch finde. Es wäre hilfreich gewesen zu erfahren, ob alternative Hypothesen hier zur Diskussion standen und wie die dafür herangezogenen anderen Expertinnen darüber befanden. Aus der Sicht des *Oral Historian* meine ich jedoch, dass es im Interview möglich gewesen wäre, diese heikle Frage mit der Interviewpartnerin anzusprechen. Immerhin spricht sie an anderer Stelle von einer Vergewaltigung zum Zeitpunkt der Verhaftung und von Vergewaltigungen durch sowjetische Soldaten nach Kriegsende. Natürlich kann es gewichtige Gründe geben, dass sie davon nicht hätte erzählen wollen, der vermeintliche Kollaborationsverdacht wäre ein gewichtiger. An manchen Stellen habe ich deswegen ein ethisches Problem, da ich nicht glaube, dass die Aussagen von Menschen – selbst nach einem derart intensiven Diskussionsprozess – „beliebig“ interpretiert werden sollten. Und zwar dann nicht, wenn es während des Interviews die Möglichkeit gegeben hätte, derart sensible Fragen anzusprechen und dies nicht geschehen ist bzw. wenn es nach dem Diskussionsprozess noch möglich gewesen wäre, dass die Interviewpartnerin Stellung zur Interpretation hätte nehmen können. Hier wäre die Frage an die Interviewerinnen zu stellen, warum keine klärenden Fragen möglich waren und deswegen schwammige Antworten den Interpretationsraum öffneten. Das zweite Tiefeninterview ist für mich ebenfalls von

der zuvor beschriebenen Problematik geprägt. Die Interviewpartnerin spricht nicht direkt davon, zur Sexarbeit im KZ Mauthausen gezwungen worden zu sein, jedoch die Autorinnen gehen davon aus. Und es ist durchaus zu vermuten, dass sie damit Recht haben, doch es wird seitens der Interviewpartnerin sprachlich nicht direkt ausgedrückt.

Die emotionale Kommunikation zwischen den Interviewerinnen und den Interviewpartnerinnen und der visuelle Ausdruck – Mimik, Gestik – vermittelten eventuell Informationen, die die im Buch gezogenen Schlüsse vermutlich verständlicher gemacht hätten, denn die nonverbalen Botschaften beeinflussen die Interpretation. Die Körpersprache verfügt über ausreichende Signale, etwa um auszudrücken, dass eine Grenze erreicht wurde und die interviewte Person darüber nicht weiter gefragt werden möchte. Es könnte also sein, dass die Interviewerinnen etwas daraus erkannt haben, das sich auf Grundlage des schriftsprachlichen Ausdrucks nicht vermittelt und somit für die Leserinnen und Leser nicht nachvollziehbar ist.

Das Buch hat mich verunsichert, denn wie soll ich selbst mit den Interviewpassagen und den Interpretationen umgehen? Gehört das Nicht-Wahrhaben-Wollen, dass manche Aussagen auf sexualisierte Gewalt schließen lassen, zu meiner Lebenspraxis, die das Bedrohende auszublenden versucht, um behaglich im intellektuellen Diskurs leben zu können? Steht es mir zu, von überzogenen Interpretationen zu sprechen? Fehlt es mir als Mann an der Sensibilität für Text-Signale? Ist es ein Text für Frauen, die auf Grund ihrer Erfahrungen sofort erkennen, was eigentlich gemeint ist, wenn sie sich über „sexualisierte Gewalt“ mit eigenen Sprachcodes verständigen? „Sexualisierte Gewalt gegen Frauen in der Zivilgesellschaft gehört zum Erfahrungsschatz fast jeder Frau“, schreiben die Autorinnen am Buchende.

Das Buch verfügt über außergewöhnliche Qualitäten, es ist voll von wichtigen Erkenntnissen. Das intensive Interpretieren von Textpassagen bietet eine Fülle von Anregungen und lenkt die Aufmerksamkeit auf Zwischentöne und versteckte Hinweise, etwa den Tempuswechsel oder die Frage, warum an gewissen Stellen zwischen „ich“ und „wir“ gewechselt wird. Die Differenzierung von sexualisierter Gewalt als einerseits gegen die Frauen gerichtete und andererseits ideologisch fundierte, gegen Frauen als Repräsentantinnen einer ethnisch verfolgten Gruppe, ist wichtig. Dass die Geschichten nicht mit der Befreiung enden, sondern die weitere Lebensgeschichte der Frauen im Zusammenhang mit der Gewalterfahrung betrachtet und beschrieben wird, ob sie neue Partnerschaften eingingen, alte wieder aufnahmen und Kinder bekamen, ermöglicht es, den retrospektiven Blickwinkel der Interviewpartnerinnen besser zu verstehen.

Die Autorinnen sind sich der Defizite durchaus bewusst und benennen sie, etwa, dass sie nicht über die sexuelle Gewalt gegen männliche oder jugendliche KZ-Insassen schreiben. Nur einmal wird über die sexuelle Gewalt von in der KZ-Hierarchie höher gestellten Frauen gegenüber KZ-Insassinnen berichtet. Wie so oft bei einer Opfer-fokussierten Arbeit, fehlt der Gegenpart: der Blickwinkel der Täter. Sie tauchen in den Erzählungen der Opfer auf, oftmals als alkoholisierte, randalierende und vergewaltigende Bestien. Doch sie waren Männer, Ehemänner, Väter, ... „Man mußte die Menschen neu kalibrieren, neu einstellen können.“, schreibt Elfriede Jelinek. Es geht dabei immer noch um das TäterInnenpotenzial in uns. Die TäterInnen, Zuschauenden und Mitwissenden schwiegen, insofern bleibt tatsächlich nur der Zugang über die Opfer ein möglicher und das Defizit wird bleiben.

Dieses Buch bietet jenen, die mit lebensgeschichtlichen Interviews arbeiten, viele wichtige Ratschläge. Die Autorinnen beschreiben, dass sie sich dessen bewusst waren, sich selbst der Gefahr einer sekundären Traumatisierung auszusetzen, weswegen sie die Hilfe einer den Forschungsprozess begleitenden Supervision in Anspruch nahmen. Es ist wichtig, dass sie darüber schreiben, denn noch immer herrscht innerhalb der Geschichtswissenschaft eine nahezu aggressive Aversion dagegen, so als könnten wir als WissenschaftlerInnen auf Grund der analytischen Distanz, mit der wir Gewalt erforschen, den emotionellen Belastungen standhalten. Nur ein Beispiel: Als für jüngere MitarbeiterInnen der Österreichischen Historikerkommission eine begleitende Supervision eingefordert wurde, war – mit einigen wenigen Ausnahmen – völliges Unverständnis die Reaktion. Ein sich Einlassen auf ein Gewaltthema der jüngeren Vergangenheit lässt sich jedoch nicht mit einem emotionsfreien, kühlen Blick „bewältigen“.

Für die Methode der *Oral History* ist das Buch noch in anderer Hinsicht überaus wertvoll, denn es diskutiert, wie wir in der konkreten Interviewpraxis damit umgehen können, wenn sexualisierte Gewalt zur Sprache kommt. Eigentlich wissen wir als Interviewende bei keinem einzigen Interview, ob unser Gegenüber sexualisierter Gewalt ausgesetzt war. Sobald jedoch ein lebensgeschichtlicher Ansatz vertreten wird, kann die Gewalterfahrung jederzeit Thema werden, selbst wenn unser eigentliches inhaltliches Interesse völlig anders gelagert sein mag. Wie können wir in einer derartigen Situation reagieren, agieren und mit welchen Mitteln schützen und unterstützen wir unsere InterviewpartnerInnen, aber auch uns selbst? Die Autorinnen zeigen ausführlich, wie Betroffene sich ausdrücken und uns in Andeutungen Hinweise darauf geben, dass sie von sexualisierter bzw. sexueller Gewalt sprechen.

Beim Schreiben dieser Rezension fiel mir auf, wie beschränkt mein sprachliches Instrumentarium ist, mich adäquat zum Thema auszudrücken. Mit welcher Begrifflichkeit können wir über diese ungeheuerlichen Demütigungen denken, schreiben, sie beschreiben, sie verstehen und schließlich analysieren? Tabus beruhen auf Sprachlosigkeit und genau diese gilt es endlich zu überwinden. Die Sprache scheint hier wie eine Art Gefängnis, die uns nicht zu einem grauenhaften Geheimnis vordringen lässt, sondern es vor uns versteckt, in dem sie uns keine passenden Begriffe und Bilder anbietet. Die drei Autorinnen haben einen wichtigen Schritt gesetzt, dem kaum in Sprache Fassbaren Form zu geben, es zuzulassen, dass „es“ artikuliert und gehört wird. Sie bieten einen intellektuellen Rahmen, von dem aus weitergedacht werden kann, um sexualisierter Gewalt in der Gegenwart Sprache und Handeln entgegenzusetzen.

Albert Lichtblau

AUTOREN UND AUTORINNEN DIESES HEFTES

Gerhard Botz, Prof. Dr., Universität Wien, Institut für Zeitgeschichte, Spitalgasse 2-4/Hof, 1090 Wien

Piotr Filipkowski, Stiftung Zentrum KARTA, Narbutta 29, PL-02-536 Warschau

Gunther Graßhoff, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Pädagogisches Institut, Postfach, 55099 Mainz

Roland Gröschel, Diplom-Sozialpädagoge, Diplom-Soziologe, POSOPA e.V., Geschwister-Scholl-Str. 70, 15537 Neu Zittau

Davina Höblich, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Pädagogisches Institut, Postfach, 55099 Mainz

Martin Kohli, Prof. Dr., Dept. of Political and Social Sciences, European University Institute, Via dei Roccettini 9, I-50016 San Domenico di Fiesole

Albert Lichtblau, Prof. Dr., Universität Salzburg, Fachbereich für Geschichte und Politikwissenschaft, Rudolfskai 42, A-5020 Salzburg

Sabine Maschke, Dr., Universität Siegen, Fachbereich Erziehungswissenschaft, Psychologie, Sportwissenschaft, Postfach, 57068 Siegen

Stefanie Risse, Circolo di scrittura autobiografica a distanza, Piazza del Popolo, 5, I-52031 Anghiari (AR)

Simone Scherger, Institut für Soziologie/FU Berlin, Garystraße 55, 14195 Berlin

Cordia Schlegelmilch, Dr., Apostel-Paulus-Str. 1, 10823 Berlin